

VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang 42 / 2019



Billingen.



Jahresheft 42 / 2019

Beiträge zu Kultur, Geschichte und Gegenwart

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

Vorstand:

Werner Echle, 1. Vorsitzender
Prof. Edgar Tritschler, 2. Vorsitzender
Hasko Froese, Schatzmeister
Helga Echle, Schriftführerin

Beirat:

Roland Brauner, Dr. Hans-Georg Enzenroß,
Eberhard Härle, Elvira Hellebrand, Clemens
Joos, Kurt Müller, Günter Rath, Hermann
Schuhbauer, Ute Schulze, Gunter Schwarz,
Michael Tocha, Prof. Edgar Tritschler, Karl-
Heinz Weißer, Claudia Wildi.

Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e.V.
Kanzleigasse 30, 78050 VS-Villingen
Telefon (0 77 21) 40 70 999
info@ghv-villingen.de, www.ghv-villingen.de

Bankverbindungen:

Sparkasse Schwarzwald-Baar
IBAN: DE26 6945 0065 0000 0054 64

Volksbank eG Schwarzwald Baar Hegau
IBAN: DE49 6949 0000 0000 1315 04
IBAN: DE05 6949 0000 0000 1315 20

Heftpreis: 15,- Euro; zu beziehen über den örtlichen Buchhandel. (1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2019

Redaktion:

Marcus Ditsch, Dr. Hans-Georg Enzenroß,
Günter Rath, Ute Schulze, Prof. Edgar Tritschler.

Verantwortlich für Text und Abbildungen:

Für die Inhalte der Beiträge sind die Autoren selbst verantwortlich. Die Bilder wurden von den Autoren der einzelnen Artikel zur Verfügung gestellt. Wir danken für die Abdruckerlaubnis.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Sie wurden in der von den Autoren überlassenen Fassung unverändert übernommen. Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind beim Vorstand einzuholen.

Layout / Grafische Gestaltung:

Marcus Ditsch.

Repros, Satz und Druck:

Druckerei Leute GmbH, VS-Villingen,
Tel 07721/8456-0, info@druckerei-leute.de

Zum Titelbild:

50 Jahre Geschichts- und Heimatverein. Symbol der Zeit ist die Sonnenuhr vom Südturm des Villingener Münsters.

Inhalt

Impressum	3	<i>Thomas Schnabel</i> Vertrauensfragen: Was kann man aus Weimar lernen?	55
Vorwort.....	7	<i>Folkhard Cremer</i> Was ist ein Kulturdenkmal? Zur Entstehungsgeschichte des heutigen Denkmalverständnisses.....	67
<i>Werner Echle</i> Die Entstehungsgeschichte des Geschichts- und Heimatvereins Villingen e.V.....	8	<i>Ute Schulze</i> Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs in Tannheim	82
<i>Wolfgang Bräun</i> Hans Brüstles „Kleine Schrift“ Erstes GHV-Jahresheft 1973 – 45 Jahre jährliche Geschichte(n)	12	<i>Peter Graßmann</i> Südwest und Fernost Berührungspunkte zwischen Villingen und Ostasien um 1900.....	85
<i>Günter Rath, Hans Georg Enzenroß</i> 50 Jahre GHV – Ein Blick auf Vereinsleben und Aktivitäten.....	14	<i>Redaktion</i> Nachruf Dr. Rolf E. Wagner	90
<i>Klaus Weiß</i> Geschichte erfahren	20	<i>Anita Auer</i> Glauben Sie wirklich, dass dies ein Garderobenständer ist?	91
<i>Günter Rath</i> Warum beschäftigen wir uns mit Geschichte?.....	27	<i>Michael Tocha</i> Mit Audioguide durch das Franziskanermuseum.....	96
<i>Werner Mezger</i> Fünf Jahrzehnte Geschichts- und Heimatverein Villingen Anmerkungen aus kulturwissenschaftlicher Sicht.....	30	<i>Michael Buhlmann</i> Zähringer, Staufer und der obere Neckarraum im hohen Mittelalter.....	98
<i>Ingeborg Kottmann</i> Villingen Impressionen um 1970 Was war es für eine Zeit, in dem der Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V. gegründet wurde?	46	<i>Annemarie Conradt-Mach</i> Bäckereimaschinen und -anlagen aus Villingen weltweit Die Geschichte der Bäckereimaschinenfabrik Winkler in Villingen	109

<i>Robert Meister</i>	<i>Thomas Herzog-Singer</i>
Ein starkes Band verbindet Schwarzwald und Kalifornien	Foto und Optik Singer
Begegnung mit Villingen Geschichte und Geschichten.....	125 Jahre Tradition in der Oberen Straße.....
129	158
<i>Alfons Weisser</i>	<i>Helga Echle</i>
Das Wandbild in der Kapelle des Heilig-Geist- Spitals in der Schertlestraße 2.....	Jahresrückblick 2018.....
139	163
<i>Kurt Müller</i>	Vorgesehenes Jahresprogramm 2019
Was ist der „Herrgottswinkel“?.....	170
142	Autorenverzeichnis.....
	172
<i>Redaktion</i>	
Eine Ära geht zu Ende – Stadtarchivar Dr. Heinrich Maulhardt verabschiedet sich in den Ruhestand.....	
148	
<i>Wolfgang Bräun</i>	
Schüttet bis heute: die Tüttel-Quelle an Stähelins Halde.....	
150	
<i>Redaktion</i>	
Literaturhinweis	
151	
<i>Claudia Güntert & Wolfgang Bräun</i>	
Riet(h)straße: Stadtbild mit Veränderungen	
152	
<i>Wolfgang Bräun</i>	
Von ehemaligen Schmieden, den Naglern und den Ifflingern Pferde als Zeichen des Wohlstands forderten die Schmiede.....	
156	

Vorwort

Mit der Veröffentlichung des Jahresheftes „Villingen im Wandel der Zeit“ erfüllt der Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V. seit 50 Jahren seines Bestehens seine wohl wichtigste und sehr erfolgreiche Aufgabe zur Förderung von Wissenschaft und Forschung in stadtgeschichtlicher und regionaler Hinsicht, der Kunst und Kultur, des Landschafts- und Denkmalschutzes und der Denkmalpflege. Das Heft dient der Vermittlung geschichtlicher Ereignisse und der Förderung des Interesses an der historischen Entwicklung von Villingen. Autoren sind zum Teil Wissenschaftler aber auch Heimatforscher und Laien, die aus Liebe zur Heimat und deren Geschichte ihre Beiträge schreiben.

Ich freue mich auch dieses Jahr sehr, im Namen von Vorstand und Beirat den Mitgliedern und interessierten Lesern mit dem 42. Jahresheft „Villingen im Wandel der Zeit“ wieder ein gelungenes Werk übergeben zu dürfen.

In diesem Heft finden Sie anlässlich des 50-jährigen Jubiläums unseres Vereins interessante Berichte über Ereignisse, Aktionen und Projekte des Vereins von der Gründung im Jahr 1969 bis heute. Die zahlreichen sonstigen Beiträge sind in der Zahl und der Qualität wieder sehr gelungen und treffen hoffentlich auch auf Ihr Interesse.

Ganz herzlich danken möchte ich allen Autoren, Freunden und Sponsoren des Jahresheftes, der Stadt Villingen-Schwenningen für den Zuschuss, allen Mitgliedern, den Lesern, der Druckerei, dem Vorstand und Beirat und vor allem dem Redaktionsteam mit Günter Rath und Dr. Hans Georg Enzenroß. Es ist das letzte Jahresheft, für das diese beiden nach so langer, erfolgreicher Arbeit verantwortlich sind. Sie werden diese Verantwortung weitergeben an Edgar Tritschler und Ute Schulze, die sich bisher schon eingearbeitet haben. Für Rat und Tat stehen

beide auch künftig zur Verfügung. Günter Rath und Dr. Hans Georg Enzenroß waren die Garanten dafür, dass unser Jahresheft seit Jahren ein erfolgreiches Aushängeschild für unseren Verein blieb. Den neuen Redaktionsmitgliedern Ute Schulze und Edgar Tritschler danke ich für die Bereitschaft, diese wichtige Aufgabe zu übernehmen und wünsche ihnen viel Freude und Erfolg. Herzlichen Dank.

Ich wünsche allen Lesern viel Interesse und Aufmerksamkeit beim Lesen der Beiträge. Vielleicht regen sie zum Nachdenken, zum Diskutieren oder gar zum Verfassen eines eigenen Berichtes an.

Ich übergebe Ihnen auch das neue Jahresprogramm 2019 mit einem vielseitigen Angebot an Vorträgen, Führungen und Exkursionen. Besuchen Sie diese und vor allem unsere Jubiläumsveranstaltungen, wie den fastnächtlichen Kappenabend am 22.02.2018, den Festakt am 28. Juni 2018 und die Podiumsdiskussion zum Thema „Heimat“ am 24. Oktober 2018.

Für 2019 wünsche ich Ihnen im Namen des Vorstandes ein gesundes und erfolgreiches Jahr und bleiben Sie dem GHV verbunden.

Ihr



Werner Echle
Erster Vorsitzender

Die Entstehungsgeschichte des Geschichts- und Heimatvereins Villingen e.V.

Werner Echle

Am 10. Juni 1969 fand die Gründungsversammlung des heutigen Geschichts- und Heimatvereins Villingen e.V. statt. Der Verein feiert im Jahr 2019 seinen 50. Geburtstag. Es ist sicher verwunderlich, dass bei der jahrhundertelangen, sehr umfangreichen und wertvollen Geschichte dieser Stadt erst vor 50 Jahren dieser Verein gegründet wurde. Andererseits können wir dankbar sein, dass es damals einigen geschichtsbewussten und -interessierten Persönlichkeiten wichtig war, diese für die Stadt und deren Geschichts- und Heimatforschung wichtige Aufgabe einem ins Vereinsregister eingetragenen Verein zu übertragen.

Dieser Bericht soll Einblick geben über die Geschichts- und Heimatforschung in Villingen vor der Entstehung des Vereins bis zur Gründung im Jahr 1969 und den Beginn der Arbeit im Verein.

Was war vor 1969?

Stadtarchivar Dr. Heinrich Maulhardt hielt im Jahr 2006 einen Vortrag und veröffentlichte im Jahr 2007 einen Artikel in unserem Jahreshaft mit dem Thema „Der Baarverein und die Villingener Stadtgeschichte“ aus dem Informationen hier zusammengefasst werden.

In Villingen gab es vor 1969 keinen eingetragenen Geschichtsverein aber schon immer Kenner, Forscher und Historiker, die sehr aktiv im heutigen „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ (Baarverein) tätig waren. Dieser Verein hatte durch seine Aufgabenstellungen einen direkten Bezug zur Villingener Stadtgeschichte, vor allem zum mittelalterlichen Villingen.

Unter dem Namen „Literatur-Freunde an den Quellen der Donau“ wurde der Baarverein 1805 erstmals gegründet und im selben Jahr umbenannt zu „Hochfürstliche Fürstenbergische Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte“.

Der Verein erlosch 1819 und wurde 1842 als „Verein für Geschichte und Naturgeschichte in Donaueschingen“ wiedergegründet.

Bei dieser und den weiteren Wiedergründungen 1870 und 1949 wurde das Aufgabengebiet „Fürstenbergische Geschichte“ und damit der historische Bezug zu Villingen stets erhalten.

Villingener Mitglieder im „Baarverein“

Im ersten Band der „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte“ aus dem Jahr 1870 ist das erste Villingener Mitglied J. Baer, Vorstand der höheren Bürgerschule in Villingen (heute Gymnasium am Romäusring), genannt.

Entwicklung der Zahl der Villingener Mitglieder als größter Stadt des Vereinsgebiets des Baarvereins:

	Mitglieder aus Villingen	Mitglieder aus Donaueschingen
1880:	5	57
1889:	29	55
1909:	13	?
1920:	103	86
1931:	53	127

Nach dem 2. Weltkrieg schwankten die Mitgliederzahlen für Villingen zwischen 41 und 53 Mitgliedern, aus Schwenningen kamen zwischen 7 und 19 Mitglieder.

Für die Schwankungen in den Mitgliederzahlen waren vor allem die Aktivitäten mit Berichten und Vorträgen über Villingener Themen ausschlaggebend.

Dr. Maulhardt schreibt, dass der Baarverein mit seinen Zielen „Erforschung der fürstenbergischen Lande und ihrer nächsten Umgebung“ auch Villingen und seine Geschichte mit einbezog. Die hervorragende Bibliothek, das vorzügliche Archiv, die guten Finanzen und

Gleichgesinnte im Verein führten dazu, dass die Chancen zur Gründung weiterer lokaler oder regionaler Geschichtsvereine sehr gering war. Das war der Grund dafür, dass es im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts keinen eigenständigen Villingener Geschichtsverein gab.

Villingener Forscher im Baarverein und dessen Vorstand

Die Villingener Geschichts- und Heimatforscher nutzten ihre Mitgliedschaft im Baarverein deshalb vor allem als Basis und Medium, um für Villingen aktiv zu sein und durch Veröffentlichungen und Vorträge die Geschichte ihrer Heimatstadt Villingen bekannt zu machen.

Sehr aktive und erfolgreiche Forscher aus Villingen im Baarverein:

- Prof. Christian Roder (1845–1921)
- Prof. Dr. Paul Revellio (1886–1966)
- Dr. Nepomuk Häßler (1898–1981)
- Josef Honold (1888–1967)
- Gustav Walzer (1899–1966)
- Hans Brüstle (1907–1976)
- Hans Maier
(Flurnamen der Gemarkung Villingen)
- Benjamin Grüninger (Ehrenmitglied)
- Dr. Josef Fuchs (Ausschussmitglied)

Im Vorstand bzw. erweiterten Vorstand oder im Ausschuss des Baarvereins waren folgende Villingener Persönlichkeiten:

- | | |
|-----------------------|--------------------|
| ■ Christian Roder | Eugen Hirth |
| ■ Paul Revellio | Emil Winterhalter |
| ■ Helmut Schellenberg | Gustav Walzer |
| ■ Josef Honold | Dr. Nepomuk Häßler |
| ■ Hans Brüstle | F. K. Wiebelt |
| ■ Dr. Josef Fuchs | Hildegard Minges |
| ■ Wolfgang Martin | |

Diese Villingener Forscher und Verantwortlichen im Baarverein haben große Verdienste um die Forschung der Geschichte unserer Stadt Villingen erworben und sind deshalb auch über unsere Stadtgrenzen hinaus bekannt.

Die ersten Villingener Geschichtsvereine

Im Jahresheft 14 (1920) wird berichtet, dass sich innerhalb des Baarvereins zwei Ortsgruppen gebildet haben und zwar in Vöhrenbach und in Villingen. Als Vorsitzender der Villingener Gruppe mit 103 Mitgliedern ist der Villingener Prof. Eugen Hirth, Lehrer am Realgymnasium Villingen genannt. Zusammen mit Paul Revellio gestaltete er eine rege Vortragstätigkeit, die dazu führte, dass die Mitgliederzahl aus Villingen stark anstieg.

In einem Schreiben von Hirth vom 21.10.1920 an den Vorsitzenden des Baarvereins äußerte er zusammen mit Revellio den Wunsch, aufgrund der großen Mitgliederzahl und der Bedeutung der Villingener Geschichte einen selbständigen Verein zu bilden.

Ferdinand Förderer gründete im Jahr 1876 die Altertümersammlung in Villingen mit dem Ziel Gegenstände für das Museum zu sammeln und die Stadtgeschichte zu fördern. Die Altertümersammlung war kein Verein, sondern eine städtische Einrichtung, die nach dem Tod von Förderer zwei Jahrzehnte später von Paul Revellio wieder aktiviert wurde. Dies war eine Zeit, in welcher in der Stadt geschichtliches Bewusstsein erwachte und die Bürgerschaft geschichtliche Studien fördern wollte.

Einen Villingener Geschichtsverein gab es immer noch nicht, auch die beiden Stadtarchivare Christian Roder und Paul Revellio orientierten sich nach wie vor im Baarverein.

In der NS-Zeit kam es im Mai 1934 unter Leitung von Bürgermeister Schneider zur Gründung eines „Heimatvereins“, der allerdings marginal blieb.

Auch nach dem zweiten Weltkrieg gab es Versuche, Geschichts- und Heimatvereine zu gründen, die nicht richtig auf die Beine kamen und zwar:

- „Gesellschaft Alt- und Neu-Villingen e.V.“
- „Heinrich Hug Gesellschaft zur Förderung der Geschichtsforschung und des kulturellen Lebens der Stadt Villingen“ (1946)

„Villinger Vereinigung für Heimatpflege und Heimatkunde“

Im Jahr 1951 ist in aller Stille diese Vereinigung entstanden. Es war kein eingetragener Verein.

Anlass für die Bildung dieser Vereinigung war der Stadtratsbeschluss, die Herausgabe einer „gesammelten Geschichte der Stadt“ zu fördern.

Dieser Zusammenschluss der Villinger Mitglieder im Baarverein war Dr. Nepomuk Häßler zu verdanken, der auch Vorsitzender war. In den Einwohnerbüchern ab 1954 erscheint er als „Heimatverein“.

Aus dem Bericht von Dr. Maulhardt und den Hinweisen in der Presse kann man vermuten, dass für Dr. Häßler diese Gründung ein Schritt zum Aufbau des heutigen Geschichts- und Heimatvereins war.

Am 10. Dezember 1953 fand in festlichem Rahmen die Gründung des bereits konstituierten „Heimatvereins Kreis Villingen“ als Ortsgruppe des Vereins „Badische Heimat“ statt. Die Satzung des Vereins enthält Aufgaben und Ziele, die weitgehend der heutigen Satzung des GHV entsprechen.

Verantwortliche dieses Vereins waren:

Vorstand:

1. Vorsitzender Dr. Johann Nepomuk Häßler, stellvertretender Vorsitzender Rechtsberater Johann Baptist Blessing, Geschäftsführer Musikschriftsteller Theo Koob.

Beisitzer:

Studienrat Dr. Willmann, Hauptlehrer Hans Brüstle, Verwaltungssekretär Franz Griefhaber (Landratsamt), Direktor Hermann Brunner (Saba), Studiendirektor a.D. Professor Schilling, Dr. Karl Baier (St. Georgen), Landtagsabgeordneter Rektor Karl Brachat, Malermeister Richard Fuhrer (für Trachtengruppe), Dipl.-Kaufmann Josef Honold, Architekt Gustav Huger (für Narrozunft), Pfarrer Ludwig Jörder (Königsfeld), Malermeister Eugen Leute (Bürgerwehr), Kaufmann Alois Oberle, Studienrat Lothar Schill und Hauptlehrer Otto Streicher (Niedereschach).

Der Schwarzwälder Bote berichtet am 24.01.1958, dass Diplom-Kaufmann Honold in der Generalversammlung des Verkehrsvereins mitteilte, dass der Heimatverein neu gegründet werden solle, nachdem er praktisch eingeschlafen sei.

Bis zur Gründung des heutigen Vereins im Jahr 1969 sind dem Autor keine Informationen über die Auflösung oder Neugründung eines Villinger Geschichtsvereins bekannt.

Der „Heimatverein“ hat bis zur Neugründung im Jahr 1969 bestanden. Dessen langjähriger Vorsitzende Dr. Nepomuk Häßler, wurde bei der Gründungsversammlung des neuen im Vereinsregister eingetragenen Vereins am 10. Juni 1969 für seine Verdienste um die Geschichte der Stadt, die Erhaltung des Stadtbildes sowie um die Kulturgüter zum ersten Ehrenmitglied des neugegründeten Vereins ernannt.

Gründung des „Heimat- und Geschichtsvereins Villingen e.V. im Jahr 1969

„Endlich“ oder „es war höchste Zeit“ dass 1969 dieser heutige Verein gegründet wurde, obwohl die Stadt und ihre Bürger froh sein können, dass viele der genannten Persönlichkeiten bemerkenswerte Forschungen der Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte in unserer Stadt schon vorher im Baarverein oder in Vorgängervereinen durchgeführt und veröffentlicht haben.

Die Bemühungen dieser ehrenamtlichen Forscher, das Interesse der Bürger in stadtgeschichtlicher und historischer Sicht zu fördern und den Menschen näher zu bringen und das zum Teil jahrelang angestrebte Ziel, dies in einem eigenen Verein machen zu können, war die Motivation für diese Vereinsgründung. Dies beweist auch das große Interesse der Bevölkerung an dieser Neugründung.

Dass die bevorstehende Fusion der Städte Villingen und Schwenningen dabei eine große Rolle gespielt haben soll, kann aus den Unterlagen nicht bestätigt werden. Der Verein hat sich zu den Themen gemeldet, bei denen es darum ging, die Werte und die Tradition der 1000-jährigen Geschichte Villingens zu bewahren. (z. B.: Namen der Stadt, Wappenfrage, Straßennamen, Stadtbild, Stadtarchiv).

Die Gründungsversammlung des Vereins fand am 10. Juni 1969 mit ca. 200 Personen und die erste Mitgliederversammlung am 07. Juli 1969 statt.

Der Verein hatte folgende Gründungsmitglieder:

Uta Baumann
Dr. Wilhelm Binder
Wolfgang Blessing
Hans Brüstle
Dr. Josef Fuchs
Frida Heinzmann
Hildegard Heinzmann
Gertrud Heinzmann
Dr. August Kroneisen

In der Gründungsversammlung wurde Dr. Johann Nepomuk Häßler für seine großen Verdienste um die Geschichte Villingens zum 1. Ehrenmitglied des Vereins ernannt. Er erhielt gleichzeitig das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

In der ersten Mitgliederversammlung am 07. Juli 1969 wird Hans Brüstle zum 1. Vorsitzenden gewählt. Im Jahr 1969 bildet der Verein sieben Arbeitsgemeinschaften.

Bisherige Vorsitzende des Vereins:

- Hans Brüstle, 1969 – 1976
- Dr. Karlheinz Faas, 1976 – 1982
- Werner Huger, 1982 – 1990
- Hubert Waldkircher, 1991 – 1992
- Günter Rath, 1992 – 2014
- Werner Echle, 2015 – 2019

Projekte des Vereins in den vergangenen

50 Jahren:

42 Jahreshefte,
120 Eintagesexkursionen,
90 Mehrtagesexkursionen,
ca. 700 Vorträge, Führungen, Besichtigungen

Herausgabe eines Jahrbuches:

Im Jahr 1962 stellte der Heimatverein an die Stadt einen Antrag auf finanzielle Unterstützung für die Herausgabe eines jährlichen Jahrbuches. In der Antwort vom 3.9.1962 an den Heimatverein Herrn J. B. Blessing wird auf Risiken und das Scheitern solcher Projekte bei einigen anderen Vereinen im Land verwiesen und mitgeteilt:

„Der Heimatverein Villingen wird gebeten, in Kenntnis dieser Dinge von der Herausgabe eines Jahrbuches von Villingen vorläufig abzusehen.“

Seit 1973 ist die jährliche Veröffentlichung eines Jahresheftes heute „Im Wandel der Zeit“ eine der wichtigsten und wertvollsten Aufgaben des Geschichts- und Heimatvereins. Inzwischen sind 42 solcher kulturhistorischer Bücher entstanden, die viel zur Erforschung der Geschichte und unserer Heimat Villingen beigetragen haben.

Auf Antrag des Vereins vom 27.02.1978 hat der Verwaltungsausschuss der Stadt am 2.8.1978 beschlossen, erstmals für das Jahresheft III für 1977 einen Zuschuss von 2.500 DM zu gewähren. Seither unterstützt die Stadt jährlich die Herausgabe des Jahresheftes des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Weitere Beiträge in diesem Jahresheft über Ereignisse im Verein von 1969-2018 sind:

„Warum beschäftigen wir uns mit Geschichte?“ vom Ehrenvorsitzenden Günter Rath

„Höhepunkte im 50-jährigen Vereinsleben“ von Günter Rath und Beiratsmitglied Dr. Hans Georg Enzenroß

Literatur:

Dr. Heinrich Maulhardt:

„Der Baarverein und die Villingen Stadtgeschichte“ GHV-Jahresheft XXX/2007, S. 107 – 114

„Aus der Vereinsgeschichte“ GHV-Jahresheft XXV/2002, S. 107 – 108

Hans Brüstles „Kleine Schrift“

Erstes GHV-Jahresheft 1973 – 45 Jahre jährliche Geschichte(n)

Wolfgang Bräun

Mit den besten Wünschen an die sehr geehrten Mitglieder für das Jahr 1974 schloss Hans Brüstle im Dezember 1973 für die Vorstandschaft des noch jungen Geschichts- und Heimatverein die Rundschreiben-Kopie – gedruckt als ehemals übliche Blau-Matrize – und meldete zuvor auf grad mal sechs Zeilen:



Abb. 1: Titel GHV-Jahresheft 1973.

„Zum Jahresabschluss erhalten Sie als Vereinsgabe eine kleine Schrift, die in bunter Folge einige Beiträge aus dem Leben Villingens enthält. Das darin enthaltene Verzeichnis der Villingen Künstler und Kunsthandwerker kann Ihnen jederzeit als Nachschlagewerk dienen. Wir hoffen, Ihnen damit eine Freude zu bereiten. Mit den besten Wünschen für 1974“ gez. Brüstle

Ganz sicher hat die damalige Vorstandschaft den Geschmack der Vereinsmitglieder getroffen, auch

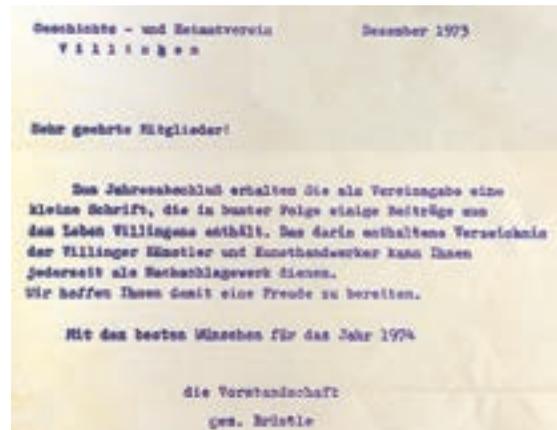


Abb. 2: Schreiben von Hans Brüstle.

wenn die Broschüre grad mal 22 Seiten umfasste. Dafür gab es 16 Abbildungen zu den Beiträgen und auf dem „Cover“ und der Rückseite gleich zwei Ausschnitte zu Villingen aus der Pürschgericht-Karte des Anton Berin, die dieser um 1607 geschaffen hatte.

Die Inhaltsangabe mit zehn Positionen wies dann als Autoren aus: Hans Hauser, Hans Brüstle, „Baptist“ N.N., Traugott Wöhrlin, Hermann Burte, Gottfried Schafbuch und „Abt Gaiser“.



Abb. 3: Aquarell von Pieter Francis Peters.

Den ersten Bildreiz auf Seite 3 machte damals sicher ein Schwarz-Weiß-Repro eines Aquarells von Pieter Francis Peters deutlich, auf dem dieser 1849 den südlichen Münsterplatz zum Motiv wählte – mit Altem Rathaus und dem getürmten sog. Vorzeichen am Münster-Seiteneingang, das später abgerissen wurde.

Es folgte ein langer Artikel von Fasnet-Kenner Hans Brüstle zu den „Villinger Holzmasken“ und den Schemen von Ackermann, Sieber, Moser und Neukum.

Und, wohl erstmals veröffentlicht, präsentierte Traugott Wöhrlin seine motivische Betrachtung der Erker in Villingen mit sechs prägnanten Zeichnungen.

Eine kurze Anekdote „De Heckerhuet“ bietet genüsslichen Lesestoff, und „ohne Vollständigkeit anzustreben“ reicht schließlich das Verzeichnis der Villinger Künstler von den Ackermanns über Josef und Theodor Göth bis hin zu Kraut, Phillip-Rauch, Säger, Schilling, Schupp sowie zu Ummenhofer und Walser.

Der GHV und Hans Brüstle, der wohl die Redaktionsleitung hatte, beleihen sich für zwei Seiten mit alemannischer Mundart bei Hebel, Burte, Ganther, Gäng, Hauser und Schafbuch.

Und schließlich gelten aus dem Tagebuch von 1621 – 1655 des Abt Gaiser dessen Einträge zum 8. September 1633 in der Übersetzung von Otto Stemmler als bedeutend:

[...] Die Württemberger, die das Äußerste daran setzen wollten, hatten alle Maschinen zur Eroberung der Stadt herangeführt; sie versuchten, mit größeren Geschützen den Mauerteil aufs Korn zu nehmen und beschossen zwar unschwer die Zinnen ... [...]

Aber die Besatzungsmannschaft und die gesamte Stadtbevölkerung, ja auch die Frauen und Kinder,



Abb. 4: Motivische Betrachtung der Erker in Villingen.

die kriegsungeübte Menschengattung, bekundeten eine solche seelische Standhaftigkeit und Tapferkeit, dass man glauben konnte, es sei mit der Größe der Gefahr auch der Mut gestiegen... [...]

Abschließend benennt die Redaktion noch einen Nachlass des ehemaligen Oberstudienrates Gustav Walzer, der seine Lebensarbeit darin sah, aus den Bürgerbüchern der Stadt vom 14. bis ins 18. Jahrhundert ein Personen-Verzeichnis zu schaffen, das auch derselben Forschung dienen könne...

Zwei Fotos aus den Jahren 1880 und 1886 mit der Niederen Straße und der Oberen Straße geben der Broschüre von vor 45 Jahren ganz sicher das Verlangen nach „mehr“... was natürlich längst und vielfach geschah.

50 Jahre GHV – Ein Blick auf Vereinsleben und Aktivitäten

Günter Rath, Hans Georg Enzenroß

Die Gründungsversammlung des Geschichts- und Heimatvereins Villingen fand am 10. Juni 1969 mit ca. 200 Personen statt. Dr. Nepomuk Hässler wurde zum 1. Ehrenmitglied ernannt und erhielt gleichzeitig das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Hans Brüstle wurde erster Vorsitzender und in einem ersten Schritt wurden 7 Arbeitsgemeinschaften gebildet. Bereits am 1. August nahm der Verein öffentlich Stellung gegen Pläne der Stadt wegen des Abrisses des historischen Baudenkmals „Mauer am Spitalgarten“. 1973 wurde die „Aktions- und Arbeitsgemeinschaft Stadtplanung- und sanierung Villingen“ gegründet. Am 12. 11. 1976 trat Hans Brüstle als Vorsitzender zurück, Dr. Faas wurde erster Vorsitzender. Hans Brüstle wurde zum ersten Ehrenvorsitzenden ernannt, verstarb aber leider schon am 2. Dezember 1976. 1981 lud der Verein zum Festakt aus Anlass des 75. Geburtstags von Hans Hauser ein und ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Von 1983 bis 1986 arbeitete der Arbeitskreis Innenstadt als „Initiative Münsterplatz“ an Ideen und Planung für die Neugestaltung des Münsterplatzes.

Am 8. Dezember schieden Werner Huger als Erster Vorsitzender und Hermann Preiser als Zweiter Vorsitzender aus. Nachfolger wurden Hubert Waldkircher und Günter Rath, am 8. Dezember 1992. Werner Huger wurde Ehrenmitglied und erhielt die Staufermedaille des Landes Baden-Württemberg.

Im Laufe seiner 50-jährigen Geschichte hat der Geschichts- und Heimatverein Villingen mit zahlreichen Exkursionen, Vorträgen, Projekt-förderungen und Meinungsbeiträgen seinem satzungsgemäßen Auftrag entsprochen, die Erinnerung und Vermittlung geschichtlicher Ereignisse wachzuhalten und bis in die Gegenwart zu pflegen, „Wissenschaft und Forschung in

stadteschichtlicher und regionaler Hinsicht zu fördern, Kunst und Kultur, Denkmalschutz und Denkmalpflege zu gestalten und an der Gestaltung und Erhaltung des Erscheinungsbildes der historischen Innenstadt von Villingen mitzuarbeiten.“

Beim Festakt zum 25-jährigen Jubiläum 1994 präsentierte sich der GHV als angesehener Verein, dessen Ziele und Engagement breite Anerkennung in der Bevölkerung fanden. Die Mitgliederzahl hatte sich seit der Gründung von 81 spontan eingetretenen Mitgliedern auf 434 erhöht und steht heute bei knapp 600. In den ersten 25 Jahren seines Bestehens war er bereits zu einem Faktor geworden, der aus dem kulturellen Leben der Stadt nicht mehr wegzudenken war, eine Entwicklung, die sich auch in den Jahren bis heute fortgesetzt hat.

1997 startete der GHV in Ergänzung zu seinen Jahres- und Tagesexkursionen zu seiner ersten Sonderexkursion, die ihn nach Rom führte. Beeindruckende Führungen durch das antike und christliche Rom begeisterten die Reisegruppe. Reisen unter anderem nach Israel und Jordanien, Prag, Brüssel, Südengland, Pompeij, Padua und Venedig, zu den Schlössern der Loire, in die Toskana, Erfurt, Quedlinburg, nach Andalusien, Sizilien, St. Petersburg, Schottland, Amsterdam und Burgund seien als weitere Beispiele genannt.

Der Franziskusbrunnen an der Westseite der Franziskanerkirche geht auf die Initiative des Lehrers und späteren Schulamtsdirektors Helmut Heinrich und des Kunstschmieds Walz zurück. Werner Huger hat als Vorsitzender diese Initiative spontan und bereitwillig unterstützt und gefördert. Der Brunnen trägt folgende Inschrift:

„O Herr mach mich zum Werkzeug deines Friedens, dass ich liebe wo man sich hasst, dass ich verzeihe wo man sich kränkt, dass sich verbindet wo Streit ist, dass ich die Wahrheit sage wo Irrtum herrscht, dass ich Glaube bringe wo Zweifel drückt. Dass ich Hoffnung bringe wo Verzweiflung quält, dass ich ein Licht anzünde wo Finsternis regiert, dass ich Freude mache wo Kummer wohnt. Ach Herr, lass mich trachten, nicht dass ich getröstet werde, sondern dass ich verstehe. Lass mich trachten, nicht dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe. Denn wer gibt, der empfängt. Wer sich selbst vergisst, der findet. Wer verzeiht dem wird verziehen und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.“

(Franz von Assisi)

Das Münsterpfarramt hat nach vielen Gesprächen eine Grüninger Glocke von Professor Metzger erhalten, die früher in der im Krieg zerstörten Bickenkapelle hing. Der GHV hat den Sandsteinsockel finanziert, auf dem diese Glocke in der Benediktinerkirche für die Bevölkerung zur Besichtigung ausgestellt ist.

Heiß diskutiert wurde die Frage der Fassadengestaltung des Alten Rathaus im Jahr 1997, wozu der GHV zu mehreren Veranstaltungen einlud. Im gleichen Jahr enthüllten Herbert Schroff und Werner Jörres das Berthold Denkmal. Für die Pflege des Denkmals und seiner Umgebung kam der Geschichts- und Heimatverein viele Jahre auf.

Im Rahmen der 1000-Jahr-Feier wurden auf Initiative des GHV und seines Beiratsmitglied Elmar Fuhrer 44 blaue Tafeln als „stumme Stadtführer“ an historischen Gebäuden durch die Stadt angebracht.

Mit der von Klaus Ringwald geschaffenen Stele gegenüber dem Haupteingang des Friedhofs erinnert der GHV an den Stationenweg, der zwischen der Bickenkapelle und dem Friedhof verlief und auf dem viele Generationen Villingener Bürger ihre Toten zur letzten Ruhe begleiteten. Es war auch ein besonderer Tag für den Geschichts- und Heimatverein, denn er hat die Stele gespendet und der Stadt zum Geschenk gemacht. Genauer gesagt: Die Mitglieder waren die Spender! Sie, und einige Sponsoren, haben in einer Sonderaktion

das Geld für die Realisierung dieses Kunstwerkes aufgebracht und damit ein Zeichen dafür gesetzt, dass sie die Geschichte ihrer Heimatstadt „sichtbar und anschaulich“ lebendig halten wollen.



Abb. 1: Übergabe der Stele an die Stadt Villingen.

In einer schlichten Feier wurde die Stele, die der Geschichts- und Heimatverein Villingen zur Erinnerung an den einstigen Stationenweg der Stadt gestiftet hat, ihrer Bestimmung übergeben. Auf unserem Bild von links: Oberbürgermeister Manfred Matusza, der sie als Stadtoberhaupt dankbar entgegennahm, Professor Klaus Ringwald, der sie geschaffen hat, Dekan Kurt Müller, auf dessen Anregung die Anschaffung zurückgeht und der GHV-Vorsitzende Günter Rath.

Groß gefeiert wurde 2004 die 300. Wiederkehr der für den Feind vergeblichen Tallardschen Belagerung.

Im Jahre 2009 waren es immerhin schon stolze 15 Personen die, nun eingeteilt in Gruppen, ab Sonntag vor Fronleichnam die Wiesen und Wälder in der Region durchforsteten und eimerweise die Blüten oder Gräser sammelten. Die gesammelten Blüten wurden in der kühlen Benediktinerkirche gelagert, bis sie ihren Platz in den Blumentepichen fanden. Seit vielen Jahren unterstützt der GHV gerne auch die Tradition der Villingener Fronleichnamsprozession und das große Engagement der Beteiligten.

Auch sind inzwischen die wertvollen Historienbilder von Albert Säger in der Zehntscheuer der Narrozunft zu bewundern, unter ihnen das



Abb. 2: von links: Joachim Wöhrle, GHV Vorsitzender
Günter Rath, der Leiter des Franziskanermuseums,
Michael Hütt, GHV Schatzmeister Hasko Froese,
Hanni Hirt und Doris Feld.

monumentale Bild vom Einzug Kaiser Maximilians in Villingen, dessen Restaurierung der Geschichts- und Heimatverein mit einem Betrag von 3.000 Euro unterstützte.

Vor dem 3,50 Meter breiten und 1,80 Meter hohen Historiengemälde, das Albert Säger 1901 gemalt hat, von links Zunftmeister Joachim Wöhrle, GHV Vorsitzender Günter Rath, der Leiter des Franziskanermuseums, Michael Hütt, der aus der Hand von GHV Schatzmeister Hasko Froese den Scheck in Höhe von 3.000 Euro entgegennimmt, sowie Hanni Hirt und Doris Feld. Mit seiner Spende übernahm der GHV die Hälfte der Restaurierungskosten für Sägers historisches Bild.

In den Jahren 1995 – 2002 beteiligte sich der GHV an den Renovierungskosten der Silbermann-Orgel in der Benediktinerkirche. Die Herausgabe einer Weihnachts-CD und die Ausrichtung einer Kunstausstellung in der Benediktinerkirche samt Herausgabe eines Ausstellungskataloges erbrachten einen hohen Spendenbetrag und ermunterte zusätzlich zahlreiche Mitglieder zu einer persönlichen Spende.

Neben der Beteiligung an mehreren Krippenausstellungen im Gemeindezentrum Münster und der Benediktinerkirche sowie im Alten Rathaus war der GHV drei Jahre auch mit einem Stand auf dem neu begründeten Weihnachtsmarkt vertreten. Der Erlös wurde zu gleichen Teilen an das zu erbauende Palliativzentrum und die Katha-

rinenhöhe gespendet. Eine viel beachtete Ausstellung zu den im Hause Schuh Keller gefundenen Theaterkulissen wurde vom GHV ebenfalls mit getragen. Zuvor hatte sich der Verein mit einem bedeutenden Geldbetrag an der Restaurierung der Bretter beteiligt.

2006 und 2007 organisierte und realisierte der GHV die Fortsetzung des Schwenninger Geschichts- und Naturlehrpfads auf Villingen Gemarkung unter dem Stichwort Geschichte vor Ort.

Vorbild und wahrscheinlich auch etwas Verpflichtung war das nahezu fertiggestellte Projekt eines solchen Pfades in und um Schwenningen. Als bei der Einweihung einer der letzten Stationen desselben am Hölzlekönig Oberbürgermeister Kubon den Erkenntniswert sichtbarer Spuren historischer Vergangenheit betonte, war dies im Verein der Beginn von Planung und Realisierung eines ebensolchen Pfades, der Anschluss und Weiterführung des Fertiggestellten sein sollte und der dadurch auch der Zusammengehörigkeit der beiden Stadtteile Ausdruck verleihen würde, indem man sie wandernd umrunden konnte. Werner Echle hat im Jahresheft Jahrgang XXXIV/2011 die Realisierung des Lehrpfades ausführlich dargestellt und dabei die einzelnen Stationen tabellarisch aufgeführt.¹ An jeder Station, sei sie nun der Natur oder der Geschichte gewidmet, informiert eine Tafel über das Wesentliche. Charakteristisch für den Weg ist, dass er um die alte Stadt herumführt und an vielen Stellen einen Blick auf diese gestattet, so vom Blutrain, vom Laible und Magdalenenberg und von der Anhöhe hinter Nordstetten, wenn man auf das Biselli-Kreuz zuwandert.

Wir wollen einige wesentliche Stationen mit Literaturhinweisen aus unseren Jahresheften versehen, die dem interessierten Wanderer die Möglichkeit bieten, sich intensiver zu informieren und beginnen unseren Rundgang beim schon erwähnten Hölzlekönig, von dem aus wir Richtung Villingen wandern, vorbei an den sogenannten Erbhöfen, deren Entstehung in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts eng mit der Blut-

und Boden-Ideologie der Nationalsozialisten zusammenhing.² Vorbei am Aussichtsturm, der den Besuchern eine weite Sicht über den Schwarzwald und Richtung Bodensee bis zur Alpenkette ermöglicht, aber auch Menschen anzog, denen im Leben nicht zu helfen war, gelangen wir hinunter zum Friedhof, zur Altstadtquelle, dort wo sich die Stadt Villingen zu entwickeln begann.³ Vorbei an der vom Geschichts- und Heimatverein errichteten Stele folgen wir einem heute imaginären Stationenweg bis zum Bickentor⁴, dann an der Brigach entlang (hier kommt noch ein Fischlehrpfad des Angelsportvereins Villingen hinzu) hinauf zum Laible mit Resten der Warenburg⁵ und dem bedeutenden keltischen Grabhügel.⁶ An ein dunkles Kapitel auch der Villingener Geschichte erinnert uns das Sühnekreuz am Sandweg, neben dem 1942 der junge polnische Zwangsarbeiter Marian Lewicki an einer Eiche erhängt wurde. Dieser Station sei ein eigener kurzer Abschnitt gewidmet. Schleifenhof, Warenbachtal mit der Stelle, an der die Burg Runstal stand, folgen, dann Volkertweiler, Kirnachtal, Römerweg, der nie einer war, vorbei an einem ehemaligen Mühlensteinbruch, Kapf, Kirnacher Bahnhof⁷, hier mehr Natur als Geschichte, wenn man vom Kapf⁸ einmal absieht, an dem eine alte Keltensiedlung gelegen war. Die Schwarzwaldbahn⁹ überqueren wir bei der Rindenmühle, gelangen durch das sogenannte Kurgebiet zum ehemaligen Begräbnisplatz für russische Kriegsgefangene des STALAG V, dann durch Neubaugebiete der Nachkriegszeit mit einer Architektur, die die Wohnungsnot der damaligen Zeit sichtbar macht. Zwei weitere Neubaugebiete, später errichtet, werden durchquert, bis man über Nordstetten, Schilterhäusle, am neuen Klinikum¹⁰ vorbei auf der anderen Seite der Klinikstraße den Schwenninger Rundweg erreicht und diesem nun folgen kann.

Das Sühnekreuz am Tannhörnle ist seit vielen Jahren Teil der Projekte des GHV. Schon als Schüler hatte man gehört, dass neben dem Sandweg zwischen Villingen und Pfaffenweiler im Krieg ein Pole an einer Eiche erhängt worden sei. Aber erst 1987, immerhin 42 Jahre



Abb. 3: Sühnekreuz am Tannhörnle.

nach Kriegsende, wurden erstmals Forschungen von Werner Huger bekannt, die dieser im Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins veröffentlichte.¹¹ Der junge polnische Zwangsarbeiter Marian Lewicki war als Kriegsgefangener nach Villingen gekommen, er arbeitete in einem Villingener Handwerksbetrieb. Mit einer benachbart wohnenden jungen Frau bahnte sich eine Liebesbeziehung an, die denunziert wurde. Der 29jährige Pole wurde im März 1942 an der abgebildeten Eiche auf Anordnung des NS-Sicherheitshauptamtes erhängt. (Abb. 2) 1988 errichtete der Geschichts- und Heimatverein Villingen ein Sühnekreuz am Ort des Verbrechens.¹² Zehn Jahre zuvor hatte Rolf Hochhuth seine Geschichte „Eine Liebe in Deutschland“ veröffentlicht, die sich im Südschwarzwald nahe der Schweizer Grenze ereignet hatte. Der polnische Regisseur Andrezej Wajda hat sie 1983 verfilmt. Viele weitere

solcher Schicksale und die Orte, wo sie sich ereigneten, wurden nun bekannt. Auch die Villinger Geschichte bewegte die Menschen, Theaterstücke wurden geschrieben und aufgeführt, Schüler drehten einen Film über das Geschehen, ehrenamtlich wird die kleine Gedenkstätte gepflegt. Die Angehörigen von Marian Lewicki wurden in Polen gefunden, sie erfuhren so das Schicksal ihres Verwandten und den Ort, an dem er sein Leben verloren hat, den sie nun aufsuchen konnten. Hierüber und über einen Besuch in der Heimat Marian Lewickis berichtet H. Maulhardt in einem unserer Jahreshefte.¹³

Seit vielen Jahren wird vom GHV unter Leitung unseres Mitglieds Konrad Flöß die nötige Renovierung von vielen Wegkreuzen (an der Loretokapelle, in der Saarlandstraße und der Kalkofenstraße) betrieben und vom GHV finanziell unterstützt.

1999 wurde in Zusammenhang mit der 1000-Jahr-Feier zusammen mit dem Kloster St. Ursula eine Ausstellung angeboten und ein Begleitbuch mit dem Titel „St. Ursula – Ein Villinger Haus mit Geschichte“ herausgegeben. Neben den Jahresheften folgten weitere Bucherscheinungen: Kurt Müller, Kreuze in der Feldflur am Wegrand und an Hausfassaden (2008); Kurt Müller, Große und kleine Goteshäuser beider Konfessionen in Villingen-Schwenningen; Villingen Künstler der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, ein Begleitbuch zur Kunstaussstellung in der Benediktinerkirche, Mitbeteiligung am Buch Geheimnisse der Heimat.

1994 wurde die Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg von unserem Ehrenmitglied Adolf Schleicher wiederbelebt, Konrad Flöß übernahm nach dem Tod Schleichers die Organisation und Führung.

2010 eröffnete der GHV seine neue Geschäftsstelle des Vereins mit Büro und Besprechungsraum

sowie einem kleine Archiv in der Kanzleigasse.

2016/17 startete der GHV die Aktion „Rekonstruktion des Niederen Tores“ auf Initiative von Werner Echle und Andreas Flöß, die aber nicht realisiert wurde. Unterstützt wurden dagegen die Aktion „Schulkiste“ der Narrozunft für die Goldenbühl-Schule und die Nachbildung des historischen Marschallstabs der Katzenmusik für das Museum.

Diese sicher nicht vollständige Aufstellung von Aktivitäten und besonderen Veranstaltungen mag den Leserinnen und Lesern einen kleinen Ausschnitt aus dem Vereinsleben vor Augen führen.

Man kann es nicht beweisen, Schriftliches gibt es nicht, aber annehmen darf man es schon, dass die Gründung des Vereins 1969 im Zusammenhang mit der geplanten Städtefusion zu sehen ist, für manchen Villinger/-in ein geradezu unvorstellbarer Vorgang. Es ist kein Zufall, dass im Namen des Vereins der Begriff Heimat vorkommt, fürchtete man doch durch eine Fusion den Verfall der Horizonte, die das eigene Lebensumfeld abschirmten. Villingen, die tausendjährige, gewachsene Stadt, als jahrhundertlang zu Vorderösterreich gehörend immer katholisch geblieben, mit selbstbewusstem Bürgertum, der Hort, den es zu bewahren galt gegenüber einem groß gewordenen Dorf ohne echten Mittelpunkt, erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts zur Stadt erhoben, seit jeher württembergisch-protestantisch, eine Arbeiterstadt. Man wollte nicht unbedingt eine Ausweitung der Bühne in fremde Räume und so errichtete man als Gegenbewegung, wie immer in solchen Fällen, anstelle der früheren Horizonte die Kulissen des Heimatlichen. Wir finden solche Gegenbewegungen auch heute. Die Nachdrücklichkeit und Häufigkeit mit der heute Heimat gefordert und proklamiert wird, hat ihre Ursache in der Konfrontation mit der rasch voranschreitenden Globalisierung und den weltweiten Flüchtlingsströmen, die auch uns erreichen. Aber der Heimatbegriff ist heute ein anderer als vor 50 Jahren, auch hier „Villingen im Wandel der Zeit“, wie der Titel unseres

Jahresheftes lautet. Die Bevölkerungszusammensetzung hat sich gewandelt, heute haben etwa 50 % der Menschen in Villingen-Schwenningen einen Migrationshintergrund, auch sie möchten ihr Lebensumfeld als Heimat empfinden, in dem sie „gut und gerne leben“ können, wie ein Wahlplakat der CDU versprach. Hermann Bausinger gibt in seinem lesenswerten Aufsatz über die Geschichte des Begriffs Heimat einige Beispiele, wie in einer offenen Gesellschaft aktive Gestaltung der Heimat aussehen könnte: Heimatforschung ohne Romantisierung der „guten, alten Zeit“, sondern Darstellung der wirklichen Lebensverhältnisse der Menschen, Einmischung bei Bau-Sanierungen, bei denen zwar auf die historische Substanz Rücksicht genommen werden sollte, aber auch auf die Bedürfnisse der Wohnbevölkerung, die dort oft schon Jahrzehnte „daheim“ ist. Ein harmloses, aber zum Nachdenken anregendes Beispiel ist der Gebrauch des Dialekts, der eine Zeitlang eine Renaissance erlebte und als Zeichen besonderer Heimatverbundenheit galt. Sieht man heute auf die ethnische Mischung mancher Schulklassen und der Bevölkerung, so sollte man den Dialekt zwar nicht abschaffen, wie das übrigens schon Anfang des 19. Jahrhunderts für das Plattdeutsche gelegentlich gefordert wurde, aber einer unbeschwerteren Kommunikation aller dient sein Gebrauch sicher nicht.¹⁴

Dieser kurze Abschnitt mag zeigen, wie sich der Begriff Heimat, der ja auch Bestandteil des Vereinsnamens ist, in den letzten 50 Jahren verändert hat und dass man sich im Geschichts- und Heimatverein Villingen damit auseinandersetzt. So sind Diskussionen über aktuelle Themen ebenfalls Bestandteil des Vereinslebens.

Literatur:

- ¹ Werner Echle: Der Geschichts- und Naturlehrpfad Villingen, Jg. XXXIV/2011, 114–118.

- ² Sabine Streck: Landwirte erleben die Weite der Erbhöfe, Jg. XXXIII/2010, 88–91.
- ³ Werner Huger: Die Altstadt-Quelle, Jg. XXVI/2003, 20–30. Bernd Schenkel: Gymnasiasten vom Romäusring, Die Altstadtkirche, Jg. XXIV/2001, 19–21.
- ⁴ Kurt Müller: Die Glocke von der Bickenkapelle, Jg. XXXX/2017, 8–9. Kurt Müller: Erinnerung an die Bickenkapelle, Jg. XX, 1995–96. Kurt Müller: Die Bickenkapelle und das Nägelinkreuz, Jg. XXXI/2008.
- ⁵ Hermann Preiser: Die Warenburg, Jg. XIX/1994–95, Hermann Preiser: Die Warenburg in Villingen – die Martinskirche in Kirchdorf: Geschichtlicher Zusammenhang oder zufälliges Nebeneinander, Jg. VII/1982.
- ⁶ Peter Graßmann: „In mannigfacher Beziehung merkwürdig“ Die erste Ausgrabung des Magdalenenberges 1890, Jg. XXXIX/2016, 109–116. Christina Ludwig: Ein „Museum im Freien – Der Keltenpfad am Magdalenberg“ Jg. XXXVIII/2015, 62–70. Konrad Spindler, Werner Huger: Der Magdalenberg bei Villingen, Jg. XXIX/2006, 33–42. Manfred Hettich: –4000 Jahre – Ein Steinbeil der Jungsteinzeit auf Villingen Gemarkung. Ältester lokal gesicherter Fund aus der Vorgeschichte beim Magdalenberg, Jg. IX, 1984–85.
- ⁷ Heinrich Maulhardt: Spurensuche: Der Bahnhof Kirnach-Villingen, Jg. XXXV/2012, 58–67.
- ⁸ Ohne Autor: Erneute archäologische Untersuchung der Wallanlage des keltischen Siedlungsareals auf dem Kapf beim Kirnacher Bahnhofle, Jg. XIX/1989–90.
- ⁹ Michael Tocha: Robert Gerwig: Erbauer der Schwarzwaldbahn und Abgeordneter für Villingen im Reichstag. Jg. XXXVII/2014, 22–28. Jörg-Dieter Klatt, Wolfgang Riedel: Nächster Halt „Klinikum“, Jg. XXXX/2017, 55–62.
- ¹⁰ Hans Georg Enzenroß: Vom Stadt Krankenhaus zum Zentralklinikum, Jg. XXXI/2008, 79–81.
- ¹¹ Werner Huger: Vom Villingen Galgen und von einer pseudo-germanischen Eiche, Jg. XII, 1987–1988.
- ¹² Werner Huger: Sühnekreuz im Tannhörnle, Jg. XIII, 1988–1989.
- ¹³ Heinrich Maulhardt: Gedenken an Marian Lewicki (1918–1942) in Polen, Jg. XXXIX, 2016, 98–103.
- ¹⁴ Hermann Bausinger: Heimat in einer offenen Gesellschaft. <http://hdl.handle.net/10900/47994>.

Die Beiträge 1–13 können sowohl in den Jahresheften nachgesehen werden, wie auch im Archiv auf der website des GHV, www.ghv-villingen.de
Beitrag 14 findet sich im Internet unter dem angegebenen Link.

Die wirkliche Entdeckungsreise besteht nicht darin neue Landschaften zu erforschen, sondern darin, Altes mit neuen Augen zu sehen.

Marcel Proust

Geschichte muss man „erfahren“

Schon der Name des Geschichts- und Heimatvereins unterstreicht den Satz von Marcel Proust: Folgt man den Spuren fremder und vergangener Kulturen, lernt man die eigene Region besser zu erfassen und zu verstehen. Zumal in einer Stadt, wo auf dem Magdalenenberg, dem größten hallstattzeitlichen Grabhügel Mitteleuropas sich das Bild eines keltischen Fürstenhofes bietet. Wen reizt dies nicht zu „erfahren“, wo dieses Volk herkam und an welchen anderen Orten es seine Spuren hinterließ. Schließlich kommt das Wort „Erfahrung“ von „fahren“, was zeigt, dass der Mensch seit je das Bedürfnis hatte, sich zu bewegen, um damit seinen Erfahrungsschatz zu vergrößern.

Der Autor hatte das Glück und Privileg, Mitglieder des GHV Villingen seit nunmehr 10 Jahren auf den „Fährten“ – kommt auch von „fahren“ – fremder Völker und Zeiten begleiten zu dürfen. Auch wenn uns heute schnelle Jets und komfortable Reisebusse schnell ans Ziel unserer Wünsche bringen, so fühlt sich der geschichtsbewusste Reisende doch in der Tradition eines Phänomens, das wie kein anderes die Kultur der Menschheit weiter gebracht hat.

Reisen – Teil der menschlichen Natur und Kultur

Unsere europäische Literatur beginnt mit den Epen Homers, die sich hauptsächlich ums Reisen drehen. Die Helden brechen aus der gewohnten Umgebung, heute auch spöttisch „Komfortzone“ genannt, auf. Sie verlassen Haus, Hof und Familie, um die Entführung einer Frau, der schönen

Helena, zu rächen. Dabei verbindet die Helden inzwischen wirklich nichts mehr mit dieser mythischen Schönheit. Nach vollbrachtem Kampf vor den Mauern Trojas geht die Reise zurück – aber mit Schwierigkeiten. Über zehn Jahre lang schlägt sich der Held Odysseus durch fremde Länder, stellt sich gegen die Missgunst der Götter, verführt schöne Frauen, wehrt Monster und Ungeheuer ab und liegt zum Schluss dann doch wieder in den Armen seiner Gattin Penelope. All diese Erfahrungen machten ihn zum klügsten aller Menschen und umschwärmten Vorbild zukünftiger Generationen. Zwei Aspekte zeigen Homers Reiseerzählungen. Reisende sind oft von irrationalen Motiven getrieben, wobei es sich nicht um eine sagenhaft schöne Frau handeln muss. Man hat gehört, gelesen, erfahren von einem Landstrich, den man unbedingt gesehen haben musste. Der Reisende genießt den Ortswechsel, schaut, staunt, freut sich über die neuen Eindrücke und Erfahrungen, ist dann aber doch froh, es sich wieder in seinem alten Ambiente bequem zu machen. Auch wenn die Gefahren der Reise sich als ganz übersichtlich erweisen, fühlt man sich doch ein bisschen wie der Held Odysseus, wenn die Freunde gebannt den Reiseberichten lauschen.

Aber warum zieht es den Menschen in die Ferne?

Doch liest man die Reiseberichte im Laufe von dreitausend Jahren, eröffnet sich eine erstaunliche Vielfalt an Motiven und Gründen, denen der homo sapiens – oft nicht freiwillig – gefolgt ist. Kaufleute und Pilger, Gelehrte und Künstler, Kuriere und Eroberer, Soldaten und Abenteurer haben stets die ungewisse, aber verlockende Ferne gesucht. Ebenso schillernd waren ihre Motive: die Suche nach einem besseren Leben, die Sorge um das Seelenheil, ein voreilig gegebenes Verspre-

chen, Flucht vor den Gläubigern, Forscherdrang und Abenteuerlust bewogen viele Leute, die Enge ihrer Heimat hinter sich zu lassen.

Die Sorge um das Seelenheil

Aufschlussreich wäre es zu erfahren, wie viele Villinger in längst vergangenen Zeiten den beschwerlichen Weg über die Alpen bewältigt haben, um in Rom, Jerusalem oder Santiago himmlische Unterstützung für ihr Seelenheil zu suchen. Durch den Besuch bestimmter Kirchen und einem vorgeschriebenen Gebet konnte man einen Ablass seiner jetzigen und sogar zukünftiger Sünden erreichen. So mancher Büsser unternahm die Reise, wenn ein Verbrechen auf seiner Seele lastete und er damit hoffte, den Rest seines Daseins ohne nagende Gewissensbisse zu durchleben. Eine solche peregrinatio poenitentialis (Bußwallfahrt) konnte der arme Sünder noch steigern, indem er (ungekochte) Erbsen in die Schuhe packte und so die Leiden des Alpenübergangs noch steigerte. Solche Episoden entlocken den heutigen Reisenden des GHV Villingen höchstens ein Schmunzeln. Wenn allerdings die Abfahrt lange vor dem Morgengrauen vor der Volksbank startet und die Reisetilnehmer fröstelnd in den Bus einsteigen, dann fragt sich doch mancher, ob man hier nicht doch der Tradition der peregrinatio poenitentialis folgt.

Dass eine Wallfahrt dazu dient, Gott seine Dankbarkeit zu erweisen, zeigt eine alte Villinger Institution. Als im 18. Jahrhundert eine Viehseuche Bauern und Bürger in Not brachte, versprachen die Bürger der Stadt eine Wallfahrt, wenn sie bald von diesem Übel befreit würden. Als das Viehsterben schließlich aufhörte, gelobten Stadt und Umland 1763 eine regelmäßige Wallfahrt zum Dreifaltigkeitsberg. Industrialisierung und Wohlstand ließen dann irgendwann diese Tradition in Vergessenheit geraten, bis ein geschichtsbewusster Villinger, das Ehrenmitglied des GHV, Adolf Schleicher, den Bußgang wieder aufleben ließ. (Villinger Hefte Nr. 36/2013 und Nr. 37/2014, S. 93).

Der soziale Aspekt stand schon immer im Mittelpunkt

Neben der religiösen Erbauung erweisen sich solche Exkursionen stets als Gemeinschafts-erlebnisse. Sie fördern den Zusammenhalt, Meinungen werden ausgetauscht, Erfahrungen verbalisiert, menschliche Schwächen und Unzulänglichkeiten aufs Korn genommen. Der Bestseller von Harpe Kerkeling über seinen Weg nach Santiago zeigt, dass auch in der heutigen säkularen Zeit solche Wallfahrten die Menschen in ihren Bann schlagen. (Titel des Buches: „Ich bin dann mal weg.“) Seit je galt bei Pilgern, dass eine Wallfahrt nicht nur zu einem heiligen Ort, sondern auch zu sich selbst führt.

Diesen wichtigen Aspekt hat Geoffrey Chaucer, Vater der englischen Literatur, in seinen im 14. Jahrhundert geschriebenen Canterbury Tales umgesetzt. Die Pilger, eine unwahrscheinliche Gruppe von 28 Leuten treffen sich in einem Gasthof zu einer Wallfahrt zum Grab des hl. Thomas Becket in Canterbury. Der Wirt macht ihnen einen genialen Vorschlag: Wer immer die beste Geschichte erzählt, gewinnt ein freies Abendessen, wenn sie zurückkommen. Das zahlt sich auch für den Wirt aus, denn er weiß, dass alle Pilger bei der Rückkehr mit dem Gewinner trinken und essen würden. So muss jeder Pilger vier Geschichten zu erzählen: zwei auf dem Weg zum Schrein des Heiligen und zwei auf dem Heimweg. In der Gruppe sind alle Bevölkerungsschichten vertreten, der Ritter ebenso wie der Bettelbruder, die Nonne neben der mannstollen Witwe von Bath. Diese hatte bereits fünf Männer unter die Erde gebracht. Da es noch kein Portal für Partnersuche gab, späht sie „stark, von heißem Blut, keck wie 'ne Elster und voll Übermut“ auf Wallfahrten nach dem sechsten Mann. Mit in der Gruppe der weinfrohe Büttel, der in der Betrunkenheit nur lateinisch redet neben dem gelehrten Arzt, der Oxforder Student neben dem zotenreißenden Müller, der gute Priester neben dem gerissenen Ablasskrämer usw.

Wohin geht unsere Reise?

Weniger verwegen, aber nicht weniger originell erweist sich das Reisevölkchen, das sich regelmäßig aus der Zähringerstadt im Schwarzwald zu den geschichtsmächtigsten Zielen unseres europäischen Kulturkreises aufmacht. Ausschlaggebend für die Auswahl ist dabei der historische Bezug und die Erweiterung des persönlichen Horizonts. Deshalb kamen auch nie Ziele ins Gespräch, deren Reiz in einer oberflächlichen Exotik zu suchen ist und dem Reisenden nur den flüchtigen Eindruck des Staunens vermittelt.

Zitronen, Tempel und Vulkane

So kann die Exkursion an den Golf von Neapel von 2006 als Beispiel einer nachhaltigen Begegnung mit einer der geschichtsträchtigsten Regionen des Globus gelten. Wo sonst verbinden sich Historie, Botanik, Geologie und Archäologie so eindrücklich mit einer atemberaubend schönen Landschaft. Dass in Neapel unsere ruhmreiche Dynastie der Staufer durch die Hinrichtung Konradins 1268 ihr tragisches Ende gefunden hat, bezieht die Gäste aus den staufischen Kernlanden beim Besuch seiner Grabstätte in der Kirche S. Maria del Carmine in einen großen historischen Rahmen ein.

Doch bewegen sich die Reisen nie auf ausschließlich intellektuellem Terrain. Diese Exkursion nahm z. B. ihren Anfang bei einem Bauern, der den Gästen zeigte, dass es die traditionelle Landwirtschaft noch gibt und dass man sich auch heute dem Zwang der Monokultur entziehen kann. Ein Hof mit Schweinen, Kühen, Geflügel, Gemüse und Obst kennt man in unseren Breiten nur noch aus den Erzählungen der Altvorderen. Was die Schwarzwälder zum Staunen bringt ist die ganze Skala mediterraner Produkte von Artischocken über Auberginen, Oliven, Zitronen und Johannesbrot bis zum Weinstock, der sich – wie bei den Römern – als Ranken von Baum zu Baum zog.

Als ähnlich exklusiv erwiesen sich die Exkursionen: Pompeji, eine Stadt, die von einer Minute zur anderen ihre Existenz einstellte und 2000 Jahre später dem staunenden Touristen ihre Wohnkultur, ihre kommunale Struktur, den in

Graffiti festgehaltenen Klatsch und etliche pornographische Enthüllungen preisgaben.

Die geistige europäische Heimat umfängt den Besucher wieder bei den Tempeln von Paestum. Mehr als 2500 Jahre alt und doch von ungebrochener Wirkung durch alle Epochen bis zur heutigen Architektur.

Mit den Staufern an den Stiefelabsatz!

Staufer und Normannen ließen das Reisevölkchen des GHV nicht mehr los, wobei bei der Reise des Jahres 2007 besonders das Vermächtnis des großen Stauferkönigs Friedrich II in den Mittelpunkt trat. Wir begegneten ihm sogar persönlich, als er von einem Fresko der Felsenkirche S. Margherita auf die Schwarzwälder schaute, neben ihm seine englische Frau Isabel und sein Sohn Konrad IV. Die Kirche wurde übrigens auf Empfehlung von Frau Hiekisch besucht, die sich mit der Malkunst des 13. Jahrhundert ausführlich beschäftigt hatte. Höhepunkt einer Apulienfahrt ist immer das faszinierende Bauexperiment des Castel del Monte des Architekturfans Friedrich, von wo der Besucher einen traumhaften Blick über die gewellte Landschaft des Stiefelabsatzes genießt.



Abb. 1: Eines der Ziele in Apulien, Castel del Monte.

Die Reisenden sind immer überrascht, welche Fülle an historischen Erinnerungen Apulien seinen Gästen bietet: Wer fühlt sich nicht an seinen Geschichtsunterricht erinnert, wenn er die Topographie des Schlachtfeldes von Cannae erlebt, wo den Römern durch Hannibal fast das Ende ihres imperialen Dranges geblüht hätte. Welche Zusammenhänge eröffnen sich doch im Heiligtum des Erzengels Michael auf dem Gargano, der zum Schutzpatron der Deutschen wurde und der

ihnen den despektierlichen „deutschen Michel“ eingebracht hat. In die Urzeiten der Menschheit sieht sich der Besucher beim Gang durch die Höhlenwohnungen in Matera oder die Steinbauten der Trulli in Alberobello versetzt.

España und sein Goldenes Zeitalter

Ein anderer deutscher König und römischer Kaiser empfing die Reisegruppe im Jahr darauf im fernen Kastilien. Wir folgten Karl V, dessen Rolle im vergangenen Jahr der Reformation 2017 immer wieder beleuchtet wurde. Da er noch keine Hauptstadt hatte, begegnete er uns immer wieder an verschiedenen Stellen. Erst sein Sohn Philipp II machte Madrid zum Zentrum des Landes. Beide liegen in den düsteren Mauern des Kloster El Escorial, das wir nach dem nahegelegenen „Tal der Gefallenen“ besuchten. Faszinierend zu vergleichen, zu welcher Hybris sich ein Diktator – Francisco Franco – im 20. Jahrhundert versteigen konnte.



Abb. 2: Von Avila aus wurde Kastilien erkundet.

In Aranjuez holten den Besucher Erinnerungen an die Schultage ein: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende“ so eröffnet Friedrich Schiller seinen Don Carlos. Das traurige Schicksal dieses Sohnes von Philipp erschien uns noch einmal in Alcalà de Henares, dessen größter Sohn Miguel de Cervantes die Welt mit dem komischen Gespann von Don Quixote und Sancho Pansa zum Lachen brachte.

Schwieriges Katalonien

Columbus aus Genua, Entdecker der Neuen Welt war es, der die Brücke zum Ziel des Jahres 2011 schlug. In Barcelona präsentierte er den

staunenden katholischen Königen neben seinem Reisebericht farbige Papageien und verschüchterte Einheimische, die er – in seiner Ahnungslosigkeit – als Indios bezeichnete. Neben der Gotik der Kathedrale erschloss sich die Reisegruppe hier die farbenfrohe Welt des Modernisme, wie er vor allem von Antonio Gaudí im Parc Güell und in der Kathedrale der Sagrada Familia umgesetzt wurde. Das Interesse an moderner Kunst



Abb. 3: Eingang zum Parc Güell mit Blick auf Barcelona.

wich dann doch öfters einem nachdenklichen Wiegen des Kopfes, als wir den künstlerischen Niederschlag von Salvador Dalis exzentrischen Spinnereien in Figueres betrachteten. Natürlich kam das schwierige Verhältnis der Katalanen zu ihrer Zentralregierung in Madrid immer wieder zur Sprache.

Es war die sympathische Polin Barbara Dudek, die ebenfalls 2011 stolz und kenntnisreich die Villinger zu den historischen und künstlerischen Höhepunkten ihrer Heimat führte.

Wenn hinten fern in der Türkei ...

Im Jahre 2012 führte die Reise zum alten Konstantinopel in deutlich exotischeres Terrain. Dabei sind die Türkei und ihre Bewohner den Schwarzwäldern beileibe nicht fremd. Gemeint sind nicht nur die türkischen Mitbewohner, die man als gute Nachbarn oder gar Freunde kennt. Leser der Villinger Blätter wissen, dass Türken, lange vor der Ankunft der ersten Gastarbeiter vom Bosphorus die Schwarzwälder beschäftigten. Dort (Villinger



Abb. 4: Blick auf den Bosphorus und Istanbul.

Hefte Nr. 37/2014, S. 50) lesen wir von einer „Türkentaufe“, die den staunenden Villingern 1646, also noch während des Dreißigjährigen Krieges im franziskanischen Schultheater vorgeführt wurde. Und unser Prinz Eugen, der edle Ritter, der übrigens badische Wurzeln besitzt, bereits 1710 im Mittelpunkt des Theaterstücks „Irene“ stand. Doch trotz dieser uralten Beziehungen kann sich niemand dem exotischen Reiz Istanbuls entziehen, mit seinen sinnbetörenden Bazaren, dem fremdartigen Ruf des Muezzins, der farbenfrohen Ausstattung des Top Kapi mit seinem Harem und der althehrwürdigen Hagia Sophia.

Rule Britannia

Zum anderen Ende unseres Kontinents, nach Cornwall, brachte Bernd Schnekenburgers Bus die Reiselustigen im Jahr 2013. Thematisch wurde auf dieser Reise die Zeit vom paläoli-



Abb. 5: Stonehenge, Südengland.

thischen Steinmal von Stonehenge bis zu den rührseligen Erzählungen einer Rosemarie Pilcher durchmessen. Auch auf dieser Exkursion waren es die alten Kelten, die die Villingen auf dem Weg begleiteten. In dieser Region soll die mythische Gestalt von König Arthur gewirkt haben. Im düsteren Castle von Tintagel soll sich seine Tafelrunde ihrer Heldentaten gebrüstet haben. In den Ruinen von Glastonbury fand er der Sage nach seine letzte Ruhe, neben ihm die treue Gattin Guinevra. Die römischen Bäder von Bath, die romantischen Gärten von Lanhydrock, die mächtigen Kathedralen von Salisbury and Exeter rundeten das Bild von Merry Old England ab.

Das Dolce Vita darf nicht zu kurz kommen!

Neben dem historischen Aspekt erschloss die zweite Reise des Jahres ins italienische Piemont auch gastronomische Erlebnisse. Ein Besuch in der Tenuta San Mauro inmitten sanftgewellter lieblicher Hügel machte den Schwarzwäldern klar, wie erst die jahrfüllende harte Arbeit des Weingärtners und seiner Familie zum Genuss hochgeschätzter Weine führt. Den leiblich-sinnlichen Genüssen hat sich nämlich das Land „am Fuß der Alpen“ – das bedeutet nämlich Piemont – verschrieben. Das Städtchen Bra, in dem wir wohnten, ist die Wiege von Slow Food, das den Konsum unverfälschter und ortsnaher Ernährung auf seine Fahnen schreibt. Alba dagegen gilt weltweit als Mekka der Trüffelsuche. Dieses Städtchen ist auch die Heimat des Konditors Pietro Ferrero, Erfinder von Kinderschokolade, Nutella, Mon Chérie, Rocher und anderer Leckereien, nicht nur für die Kleinen. Dabei war italienische Lebensart in Tälern des Schwarzwalds schon längst zu Hause. Es waren schließlich Arbeiter der Apenninen-Halbinsel, die schon vor dem Ersten Weltkrieg die Bahnschienen durch die schwierigsten Schluchten des „Foresta Nera“ (Schwarzwald) trieben. Wie gut sich deren Nachfahren bei den als eigensinnig geltenden Schwarzwäldern integrierten, zeigt wiederum ein Bericht der Villingen Hefte über die Familie Camilli (Nr. 37/2014, S. 77).

Besuch bei den „Schwabern“ am Atlantik

Der Völkerwanderung verdanken es Schwaben und Alemannen, dass sie mit den Portugiesen direkt verwandt sind, wie sich auf der Exkursion von 2014 zeigte. Statt sich zwischen Rhein und Neckar anzusiedeln, waren Scharen von Sueben an die Küste des Atlantik gezogen und hatten dort im fernen Lusitanien ein Königreich, das regnum Sueborum, errichtet. Ansonsten waren bei unseren Besichtigungen die portugiesischen Entdecker unsere steten Begleiter, wie sie das Kap der Guten Hoffnung umfuhren und den Euro-



Abb. 6: Tal des Douro, Portugal.

päern die Weiten des Amazonas erschlossen. Die Bodegas von Porto, das Weingut Quinta da Pacheca am Oberlauf des Douro, die Meeresfrüchte im Restaurant Ribamar in Nazaré zeigen, wie angenehm sich die Faszination der Geschichte mit den Genüssen des Landes verbinden lässt.

Die Insel der liebebreizenden Venus

Eine entscheidende Rolle bei der Vermittlung nächstlicher Kultur spielte die Insel Zypern in grauer Vorzeit. Das Mineral Kupfer und die schlanke Zypresse leiten ihren Namen von diesem

Eiland ab. Hier entstieg die liebebreizende Venus dem Schaum des Meeres. Und doch leidet das Land an politischer Teilung und dem Hass der Menschen. Mauern und Stacheldraht an einer gutbewachten Grenze waren den Deutschen seit dem Fall der Mauer zur Geschichte geworden, über die man im Unterricht hört. Nun erlebten wir es wieder beim Besuch beider Landesteile. Doch für die geschichtsbewussten Villingen gehörten noch viele andere Aspekte zur Insel: von den Funden der Bronzezeit über Homers Helden, von Richard Löwenherz und den Kreuzfahrern und den Strategien des britischen Empires bis zu den Ansprüchen der neureichen Russen von heute.

Mit Petrarca in die moderne Zeit

Als der junge Mann aus Florenz endlich oben war auf dem Mont Ventoux, am Ziel seiner Träume, schämte er sich. Er hatte einen Berg bestiegen – nur so zum Spaß. Und er konnte das nicht für sich behalten, er musste von der Ver-zückung und dem gleichzeitigen Erschrecken erzählen. Der Brief über „Die Besteigung des Mont Ventoux“ aus dem Jahr 1336 von Francesco Petrarca gilt als das erste literarische Zeugnis einer Vergnügungsreise.



Abb. 7: Pont du Gard, Provence.

Und die Villingen wollten es ihm gleichtun. Bei dieser Fahrt in die Provence des Jahres 2016 kam immer wieder zur Sprache, wie sich die Zeiten gewandelt hatten. Reisen vor 600 Jahren waren erzwungene Touren, der Not gehorchend, denn eitle Neugier (*vanitas curiosa*) galt als verwerflich im Mittelalter. Von solchen Skrupeln lässt sich heute kein Reisender mehr die Seelenruhe rauben. Wenn er sich Sorgen macht, dann darü-

ber, wer zuhause die Blumen gießt, warum man gerade jetzt verreist, wo die Rosen ihre schönste Pracht entfalten, ob die Schnecken ihm den Salat zerfressen haben, wenn er wieder zurückkommt. Über die Gefahren der Reise verschwendet man kaum einen Gedanken, schließlich vertraut man den superbequemen Bussen der Firma Luschin und den Fahrkünsten von Bernd Schneckenburger. Anders war es noch bis vor 200 Jahren. Die Kutsche ohne jeden Komfort wurde denn auch von Goethes Zeitgenossen Karl Friedrich Zelter als „eiserner Altar“ bezeichnet, auf dem der Passagier „seine weichen Teile zum Opfer bringt“. Die Wege befanden sich meist in einem erbärmlichen Zustand, Rad- und Achsbrüche waren nichts Ungewöhnliches, die Wagen blieben im Morast stecken oder kippten immer wieder um. Und nicht nur in Italien lauerten Banditen am Wegesrand. Heute „erfahren“ die Reisegäste, entspannt zurückgelehnt im bequemen Bussessel von der Geschichte des Ziellandes, lernen kulturelle Gepflogenheiten kennen, kulinarische Besonderheiten, religiöse Traditionen, umweltfreundliche Initiativen.

Die Barbaren vom Ende Europas

So geschehen auf unserer letzten Fahrt 2017 nach Schottland. Schon die Kunde von dem keltischen Nationalgericht „Haggis“ trieb einige Reisegäste dazu, Strategien zu entwickeln, damit dieser Kelch an ihnen vorüber geht. Dabei stellte sich zur Überraschung der Mutigen heraus, dass die britische Cuisine inzwischen erstaunliche



Abb. 8: Whiskylager, Schottland.

Kreativität entwickelt hat. Als gelungen empfanden es alle Mitreisenden, als sich im Städtchen Carlisle die Möglichkeit bot, im Restaurant „The Viceroy“ mit einer gelungenen Speisefolge aus der indischen Küche das gastronomische Weltbild zu erweitern.

Heidenängste vor den wilden Horden des Nordens gab es dagegen bei Besuchern vom Kontinent schon in antiken Zeiten. Dies wurde der Villinger Gruppe deutlich, als sie auf dem Hadrianswall hörten, dass die römischen Soldaten aus den Garnisonen des sonnenverwöhnten Rheinlandes zum Dienst im rauen Caledonia abgeordnet wurden.

Doch dass der Norden der Insel nicht arm an Genüssen ist, zeigte sich beim Besuch einer Whisky Distillery in den Highlands. Und von wegen Barbaren! Das Land ist stolz auf ein unglaublich reiches literarisches Erbe von der „Schatzinsel“ und dem Roman von Dr. Jekyll und Mr. Hyde des Robert Louis Stevenson über die historischen Klassiker eines Sir Walter Scott, dessen Wohnung die Gruppe besuchte. Überhaupt war die Literatur ein geschätzter Begleiter auf dieser Reise. Wer war nicht bewegt vor dem Elephant House in Edinburgh, wo die Sozialhilfeempfängerin Joanne K. Rowling den ersten Band von Harry Potter schrieb! Es war aber unser Landsmann Friedrich Schiller aus dem schwäbischen Marbach, der die Reisegruppe durch das bewegte Leben der schottischen Königin Maria Stuart begleitete. Ihr Leben und Schicksal beschäftigte alle entlang den Stationen ihres Triumphes und ihres bitteren Endes.

So schließt sich nach jeder Fahrt zwar ein Kreis, er weitet sich aber bei jedem Ziel. Nach der Reise zu neuen Ufern kehrt man zwar zurück zum alten Gewohnten, doch das Alte ist vielfach angereichert durch die Erfahrungen in der Fremde.

So erging es unserem Landsmann Hölderlin, als er heimgekehrt aus der Ferne vom Hardter Hügel aus das Neckargestade bei Nürtingen sieht:

„Ihr milden Lüfte! Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg! o all ihr
Sonnigen Gipfel, so seid ihrs wieder?“

„Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne, seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm, die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten.“ So heißt es in der Schrift Schillers „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“, in der er seine Gedanken aus seiner Jenaer Antrittsvorlesung im Mai 1789 zusammengefasst hat.

Der Geschichts- und Heimatverein kann 2019 auf 50 Jahre seiner Neugründung im Jahre 1969 zurückblicken. Jubiläen sind nicht nur Gründe zum Feiern. Sie sind auch Anlässe zum Nachdenken. Jubiläen sind Schwellen zwischen der Vergangenheit und der Zukunft: Schwellen, die uns dazu bringen, inne zu halten, zurückzuschauen auf das, was geschah, zu bedenken, was davon gut und was nicht so gut war.

Dieses Be-Denken des Vergangenen muss nicht allein rückwärts gerichtet bleiben. Vielmehr kann und soll es uns auch dazu ermutigen, den Blick von der Vergangenheit wieder in die Zukunft zu richten und, wenn nötig, Korrekturen vorzunehmen, oder gar neue Ziele abzustecken. Jubiläen sind zwar Schwellen, aber keine Hemmschwellen.

Geschichte ist das, was uns alle angeht. Wer sich mit Geschichte befasst, versucht, das Gegenwärtige ins klärende Licht geschichtlicher Erfahrungen zu rücken. Das können Ereignisse in Politik und Geschichte sein, aber sie müssen es nicht sein. Das Bewahren dieser Ereignisse ist nicht im Zuge nostalgischer Gefühle entstanden, sondern steht für eine ungebrochene bodenständige Überlieferung. Selbstbewusste Menschen stehen dahinter.

Zu den wesentlichen Zielen des Geschichts- und Heimatverein gehört es, für historische Fragestellungen zu sensibilisieren, Initiativen anzuregen

und Ratschläge zu bieten, Möglichkeiten engagierter Geschichtspflege aufzuzeigen, Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Der aktive Umgang mit unserer Geschichte soll zur Gewinnung und Festigung unserer regionalen Identität beitragen. Geschichte ist kein Museumsgegenstand, sie wirkt mit Macht in unsere Gegenwart hinein. Es liegt an uns, was wir aus unserer Geschichte und Gegenwart für die Zukunft machen. Ihre Gefahren zu erkennen, ihre Chancen zu nutzen ist unsere Verantwortung. Deshalb ist es gut, dass wir dieses Jubiläumsjahr in besonderer Weise nutzen, an Vergangenheit und Zukunft zu denken. Auch unsere Zeit erleben wir als eine Zeit epochaler Umbrüche. Viele Menschen sind verunsichert durch die vielfältigen Formen des technischen Fortschritts und fragen sich: Wohin werden die uns führen? Anderen macht die Globalisierung der Wirtschaft Sorge. Sie sehen ihre Arbeitsplätze bedroht und zweifeln an der Fähigkeit und am Willen der Politik, Lebenschancen für alle zu sichern und für soziale Gerechtigkeit zu sorgen. Viele fragen: Werden wir die Umweltprobleme in den Griff bekommen? Wir alle müssen uns fragen: Wie steht es um die Werte, die nicht an der Börse gehandelt werden? Wie steht es um Ehe und Familie? Wenn man sich vor große Aufgaben gestellt sieht, dann kann es ganz hilfreich sein und den eigenen Horizont weiten, den Blick in die Geschichte zu werfen.

Wir brauchen den Blick in die Geschichte, damit wir soziale und politische Entwicklungen erklären können, und damit wir unsere Verfassung und die gesellschaftlichen Institutionen besser verstehen. Johann Gustav Droysen hat gesagt: Das, was war, interessiert uns nicht darum, weil es war, sondern weil es in einem gewissen Sinne noch ist. Ihm war der gesellschaftliche Auftrag wichtig, junge Menschen sollten angeregt werden,

sich mit unserer Geschichte und ihren demokratischen Traditionen auseinander zu setzen, um, wie es Gustav Heinemann formuliert hat, „die Quellen unseres freiheitlichen und demokratischen Staatswesens freizulegen und uns zu ihnen zu bekennen.“

Es kommt darauf an, historisch sehen zu lernen, was man fast an allen Themen kann, weil jedes Spezialthema wieder zurückführt zu den Fragen, die hinter jeder historischen Frage stehen: was wir sind und wie wir es geworden sind.

Historisches denken ist auf Verstehen angelegt. So lehrt uns die Geschichte auch zu hören, unseren Ahnen zuzuhören. Geschichte ist Wissenschaft vom Menschen in seiner Zeit. Indem wir die Natur des Menschen erkennen und verstehen lernen, wächst auch unsere Fähigkeit, in der Gegenwart andere Menschen besser zu verstehen. Auf diese Fähigkeit des Verstehens gründet sich Vertrauen, und ohne Vertrauen ist dauerhafter Friede nicht möglich.

Geschichte macht den Menschen nicht klug für ein andermal sondern weise für immer. Dieser berühmte Satz des Historikers Jacob Burckhardt hat noch heute Bedeutung. Das Studium der Geschichte bietet dem politischen Menschen, wie Heimpel es nennt, nicht Ausbildung sondern Bildung, nicht Handlungsanweisung sondern Horizonte. Wir lernen aus der Geschichte nicht, was wir tun sollen, aber wir können aus ihr lernen, was wir bedenken sollen. Dafür, dass wir die Klarheit des Geistes erreichen, dafür brauchen wir die Historiker, denn wer sonst könnte uns den Spiegel vorhalten, der die Wege und Irrwege unserer Anschauungen zeigt, die hinter uns liegen, die wir aber kennen müssen, wenn wir wirklich neue Wege gehen wollen. In der Hessischen Landesverfassung (1946 durch Volksentscheid angenommen) heißt es im Paragraph 56: „Der Geschichtsunterricht muss auf getreue, unverfälschte Darstellung der Vergangenheit gerichtet sein. Dabei sind in den Vordergrund zu stellen die großen Wohltäter der Menschheit, die Entwicklung von Staat, Wirtschaft und Zivilisation und Kultur, nicht aber Feldherrn, Kriege und Schlachten. Nicht zu dulden sind Auffassungen,

welche die Grundlagen des demokratischen Staates gefährden.“

In einer demokratischen Gesellschaft muss die Auseinandersetzung mit der Geschichte mehr sein als die Erinnerung an die häufig nur vermeintlich Großen in Staat und Politik, an ihr Handeln und an ihre Taten, die manchmal auch Untaten sind. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte muss das gesellschaftliche Leben in seiner ganzen Breite zu erfassen versuchen. Kulturelle, wirtschaftliche Aspekte der Entwicklung gehören dazu genauso wie politische und kurz- und langfristig bedeutende Ereignisse. Dass Geschichte die Entwicklung der Bürgergesellschaft ist, wusste schon Voltaire (französischer Philosoph und Schriftsteller). Er ist einer der meistgelesenen und einflussreichsten Autoren der französischen und europäischen Aufklärung. In Frankreich nennt man das 18. Jahrhundert auch „das Jahrhundert Voltaires“ als er schrieb, „die Schürfstätte der Historiker“ sei erstaunlich groß geworden und als er die Geschichte der Künste, also der menschlichen Zivilisation „als die vielleicht nützlichste Art der Geschichte“ hervorhob.

Die Kenntnis der Geschichte ist das Fundament für die Gestaltung der Zukunft. Der erfolgreiche Unternehmer Kurt A. Körber (das Unternehmen ist heute Teil der Körber AG, eines international agierenden Maschinenbaukonzerns. Körber gilt als eine der großen Unternehmerpersönlichkeiten der Nachkriegszeit in der Bundesrepublik) vertrat schon in den Nachkriegsjahren die Ansicht, dass Wirtschaftswachstum allein keine Garantie für den Fortbestand unserer Demokratie ist und dass man nur aus einer eingehenden Kenntnis vom eigenen Standort und von der eigenen Vergangenheit sichere Fundamente für die Zukunft bauen kann. „Es gibt Zukunftsinvestitionen, die sich nicht in Heller und Pfennig auszahlen und dennoch lohnend sind.“

Es ist sicherlich ein Erfolgsmoment und ein Gütesiegel, wenn wir erfolgreiche historische Spurensuche am eigenen Wohnort betreiben, in der eigenen Region, in der Familie, unter Freunden und Bekannten. Bei der Beschäftigung mit der deutschen Geschichte geht es um Heimatge-

schichte im guten Sinn, ohne Kitsch und Betulichkeit: Was Industrialisierung für ein Dorf bedeutet, wie man bei der Integration, früher von Heimatvertriebenen, heute von Flüchtlingen verfahren ist und wie Fremde aufgenommen werden sollen, diese Fragen werden konkret erforscht durch Quellenstudien und Gespräche mit Zeitzeugen.

Natürlich soll und kann die Beschäftigung mit der Geschichte in einem Geschichtsverein nicht Historiker schaffen, sondern es geht darum, dass historische Laien das Entscheidende lernen, nämlich in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ihr eigenes Urteilsvermögen zu schulen und Erfahrungen mit wissenschaftlichen Methoden zu gewinnen.

Die Kenntnis der Geschichte und der Sinn für historische Zusammenhänge ist für die Gestaltung kommender Gesellschaften von großer Bedeutung. Geschichte hat eine aufklärende Funktion. Wer sich mit ihr beschäftigt, auf lokaler Ebene oder im Weltmaßstab wird nicht so leicht von kurzatmigen Prognosen und aufgeregten Propheten aus dem Gleichgewicht gebracht werden können, sondern er erreicht eine Form von Gelassenheit, die die wichtigste Voraussetzung ist für eine rationale Analyse und für begründetes (politisches) Handeln in der Gegenwart.

Die Beschäftigung mit der Geschichte stärkt darüber hinaus den Umgang der Generationen untereinander. Wir erkennen, wie die Generationen miteinander verbunden sind, und dass wir

nicht erst heute in eine Umwelt hineingestellt sind.

Geschichte, Gegenwartsbezug und forschendes Interesse und Lernen sind die tragenden Pfeiler unseres Engagements im Geschichts- und Heimatverein seit nunmehr 50 Jahren. Das verlangt aber auch Menschen, die eine Sache tragen und bewegen. Im Jubiläumsjahr 2019 wie im Gründungsjahr 1969 sind die Zielsetzungen des Geschichts- und Heimatvereins gleichermaßen gültig und aktuell: Pflege und Erforschung des überlieferten heimatlichen Kulturguts, Erhaltung des Erhaltenswerten und sinnvolle Neugestaltung überlebter Formen und Gewohnheiten, wo es geboten erscheint, Förderung des Denkmalschutzes sowie des allgemeinen Interesses an Volks- und Heimatkunde, Pflege des heimatlichen Brauchtums. Möge das Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins auch weiterhin für jeden, der sich mit der Geschichte der alten Stadt Villingen und ihrer Umgebung beschäftigen will, Pflichtlektüre sein.

Goethes Wort „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es um es zu besitzen“ bleibe Auftrag und Verpflichtung auch in den kommenden Jahren.

Dem Geschichts- und Heimatverein wünsche ich für die Zukunft gutes Gelingen, die verdiente Wertschätzung der Öffentlichkeit, engagierte Mitglieder und danke allen, die sich in den vergangenen 50 Jahren für den Verein eingesetzt haben und es hoffentlich auch weiter tun werden.

Fünf Jahrzehnte Geschichts- und Heimatverein Villingen

Anmerkungen aus kulturwissenschaftlicher Sicht

Werner Mezger

Jubiläum – vom Sinn eines Rituals

Wenn ein Kulturwissenschaftler die freundliche Einladung erhält, etwas zum Jubiläum eines Geschichts- und Heimatvereins anmerken zu dürfen, so liegt es nahe, dass er einfach die drei Kernbegriffe des Schreibenlasses herausgreift und sie mit der schlichten Fragentriade „warum – wozu – weshalb“ konfrontiert. Also: Warum ein Jubiläum? Wozu Geschichte? Weshalb Heimat? Eben zu diesen drei Feldern sollen hier in gleicher Reihung je ein paar Denkanstöße skizziert werden. Soviel zu den inhaltlichen Schritten des folgenden Beitrags.

Beginnen wir mit der ersten und scheinbar banalsten der drei Fragen: Warum feiern wir überhaupt ein Jubiläum und warum gerade nach fünfzig Jahren? Jubiläen lassen sich bekanntlich nicht beliebig terminieren, sondern man begeht sie eben nur alle Jubeljahre, nämlich dann, wenn ganze, halbe oder Viertel-Jahrhunderte sich runden. Um diese heute selbstverständlich erscheinende Praxis zu verstehen, muss man historisch weit zurückgreifen: bis ins Alte Testament. Dort taucht das hebräische Wort „Jobel“ auf. Es bedeutete den Klang eines Horns, genauer eines Widderhorns. Und dieses wurde alle 50 Jahre geblasen, um anzuzeigen, dass nun nach siebenmal sieben, also nach 49 Jahren etwas Neues anbreche. Nach alttestamentlicher Auffassung und biblischer Zahlenmystik galt nämlich jedes 50. Jahr als Versöhnungsjahr, in dem alte Schulden erlassen und Sünden verziehen wurden. Im Lateinischen nahm das Wort „Jobel“ als „jubileum“ und als Verb „jubilare“ später eine eher heitere Bedeutung an: Freude, Frohlocken und fröhlich sein – jubeln im heutigen Sinn, aber immer noch mit der tief eingelagerten Metasemantik, dass im freudigen Feiern auch Schulden zu vergeben seien.

An beide Sinntraditionen, an das Feiern und an den Schuldnachlass, knüpfte dann Papst Bonifaz VIII. (1294 – 1303) im Jahr 1300 an, indem er dieses Säkularjahr, also das runde Hunderterjahr, zum ersten Jubeljahr oder heiligen Jahr der Kirchengeschichte erklärte. Die päpstliche Anordnung lockte große Menschenströme an, denn allen Pilgern, die während des besagten Jahres nach Rom kamen, wurde ein vollkommener Ablass gewährt. Künftig sollte nach dem Willen von Bonifaz VIII. jedes 100. Jahr in der Ewigen Stadt in dieser Weise als *annus jubileus*, als Jubeljahr, begangen werden. Da aber 100 Jahre eine lange Zeit sind, legte nur wenige Jahrzehnte später Papst Clemens VI. (1342 – 1352) fest, dass fortan schon jedes halbe Jahrhundert, ergo auch das in sein Pontifikat fallende Jahr 1350 als Jubeljahr zu feiern sei. Später wurden die Intervalle noch weiter verkürzt. Vorübergehend kam im Bestreben nach Verknappung der Abstände der Gedanke auf, entsprechend der Lebensspanne Christi jedes 33. Jahr besonders zu feiern – eine Idee, die sich aber wegen der schwierigen Merkbarkeit der Termine nicht durchzusetzen vermochte. Statt an ungerunden Daten orientierte man sich lieber an den runden Zahlen des Zentenarsystems: an den vollen Jahrhunderten, ihrer Hälfte und schließlich auch ihren Vierteln. 1475 war dann unter Sixtus IV. (1471 – 1484) der endgültige Rhythmus erreicht. Ab da wurde alle 25 Jahre, also jedes Vierteljahrhundert, vom Papst in Rom ein Jubeljahr ausgerufen. Das ist die Regelung, die bis heute gilt.

Genau diesem durch die Päpste geschaffenen Modell der Jubiläen folgen mittlerweile auch unsere säkularen Formen der Strukturierung geschichtlicher Dauer und unsere Praktiken der festlichen Markierung zeitlicher Zäsuren. Ohne

uns des theologischen Vorbilds noch bewusst zu sein, feiern wir analog zu den Intervallen kirchlicher Jubeljahre mit besonderer Intensität die 25., die 50., die 75. oder die 100. Wiederkehr wichtiger Daten, wobei diese vom eigenen Geburtstag über denkwürdige historische Ereignisse bis hin zum Gründungszeitpunkt bestimmter Institutionen wie eben auch des Villingener Geschichts- und Heimatvereins reichen können. Die ursprüngliche, alttestamentliche Form der Jubeljahre war ihre Wiederkehr in jedem 50. Jahr. Dass der GHV Villingen 2019 genau auf einen solchen Zeitraum zurückblicken darf, der dem biblischen Ausgangskonzept des Innehaltens nach siebenmal sieben Jahren entspricht, qualifiziert ihn gewissermaßen zum klassischen Jubilar.

Mit den Begriffen des Innehaltens, des Zurückblickens und der ebenfalls bereits erwähnten Denkwürdigkeit gelangen wir nach unserem kleinen historischen Abriss über die formale Entwicklung des turnusmäßigen Jubilierens zur inhaltlichen Ebene, nämlich zum Sinn eines Jubiläums, wie er sich heute darstellt. Jedes Jubiläum, das wir begehen, hat einen primär kommemorativen Charakter, das heißt: es erinnert an etwas – im Fall des GHV an dessen Gründung und seitherige Entwicklung. Jubiläen blicken aber nicht nur bilanzierend zurück in die Vergangenheit, sondern sie vergleichen Früheres mit Gegenwärtigem, ziehen Bilanz und leiten daraus Perspektiven für die Zukunft ab. Sie haben also eine retrospektive wie auch eine prospektive Funktion. Einfacher ausgedrückt: Jubiläen dienen dazu, dass wir uns nach einer gewissen Zeit fragen, wo wir herkommen, wo wir gerade stehen und wo es hingehen soll. Damit sind sie wichtige Momente der Standortbestimmung und der Selbstvergewisserung – aber nicht etwa im Sinne des Ausruhens auf Lorbeeren, sondern vielmehr des kritischen Überdenkens von Gewesenem zur Orientierung auf Künftiges.

Jubiläen, könnte man also sagen, reflektieren Vergangenheit als Ressource für die Zukunft. Und genau in diesem Reflexionsprozess zeigt

sich weiter, dass Vergangenheit nicht statisch, sondern außerordentlich dynamisch ist. Indem wir nämlich an Jubiläumsterminen zurückblicken und dabei Vergangenes aus unserer jeweils aktuellen Sicht immer wieder neu bewerten, resümieren wir und produzieren wir zugleich Vergangenheit. Denn je nach Blickwinkel, historischer Distanz und mit der Zeit hinzugekommenen Erfahrungen stellt sich Vergangenes in stets etwas anderem Licht dar, was fortwährend neue Vergangenheitsbilder generiert. Wenn schließlich Vergangenheit durch Chronisten und Historiker zu Geschichte gerinnt, so haben Jubiläen hier ebenfalls eine Doppelfunktion: Sie feiern nicht nur Geschichte, sondern sie schreiben auch Geschichte. Insofern besitzen sie das Potenzial, unter bestimmten Bedingungen zu regelrechten Gelenkstellen historischer Entwicklungen zu werden. Ob und in welchem Maße dies auch auf das GHV-Jubiläum zutrifft, bleibt abzuwarten. Die Geschichte wird es zeigen.

Geschichte – Erinnern und Vergessen

Damit gelangen wir zu zweiten Leitfrage des vorliegenden Beitrags: Wozu Geschichte? Wenn es sich der Verein zur Aufgabe gemacht hat, seinem Namen entsprechend die Geschichte der Stadt Villingen und ihrer Umgebung zu erforschen, so zielt dies in erster Linie auf die Sicherung des kulturellen Gedächtnisses im lokalen und im regionalen Rahmen. Das ist hoch verdienstvoll, denn in der fortgeschrittenen Moderne, in der wir leben, entscheidet sich der tägliche Aushandlungsprozess zwischen Erinnern und Vergessen nur allzu oft zugunsten des Vergessens. Vieles von dem, was eigentlich zum Grundwissen über die Fundamente unserer Kultur gehören müsste, ist heute einem Großteil der Bevölkerung, selbst sogenannten bildungsbürgerlichen Kreisen, nicht mehr bekannt, geschweige denn vertraut. Besonders krass zeigt sich dies, wenn es um die christlichen Prägungen des Abendlands geht. Da werden selbst basale Dinge nicht mehr gewusst. Der Inhalt von Festen des Kirchenjahrs etwa,

obwohl diese nach wie vor von allen als willkommene arbeitsfreie Tage geschätzt werden, ist vielen nur noch bruchstückhaft oder gar nicht mehr klar. Weihnachten als Feier der Geburt Christi scheint noch am ehesten geläufig, die Frage nach dem biblischen Gehalt von Karfreitag und Ostern bringt viele schon in Verlegenheit, und spätestens bei Pfingsten versagen die Kenntnisse vollends. Alle Jahre wieder bringt die Presse eine Auswahl skurriler Umfrageantworten zu Kirchenfesten auf ihren Unterhaltungsseiten, die Bilanz ist aber alles andere als erheiternd, sondern hochgradig erschreckend. Man braucht kein Kulturpessimist zu sein, um hier von einer rasant um sich greifenden Ver Alzheimerung des kulturellen Gedächtnisses zu sprechen. Und das Bedenklichste daran ist, dass die meisten ihre Unwissenheit gar nicht einmal mehr als peinlich empfinden, sondern dass sie damit sogar noch kokettieren: „Mit sowas habe ich nichts am Hut.“ Wer trotz hiesiger Herkunft sein fehlendes christliches Grundwissen mit derlei Sprüchen abtut, gilt heute als aufgeklärt. In Wahrheit ist das aber kein Zeichen von Aufgeklärtheit, sondern ein Offenbarungseid in Sachen Allgemeinbildung. Die stetig wachsende Zahl derer, auf die diese düstere Bilanz zutrifft, kümmert das freilich wenig. Sie nehmen die Begrenztheit ihres Horizonts nicht als Defizit wahr, sondern sehen sich auf der Höhe der Zeit, halten sich für modern und leben als durchaus nützliche Mitglieder der Konsumgesellschaft in den Tag.

Wozu also Geschichte, wenn es auch ohne historische Kenntnisse zu gehen scheint? Diejenigen, die ein besseres Wissen über die Vergangenheit einfordern und gar dessen Vertiefung und Erweiterung anmahnen, sind längst in der Minderzahl. Die Welt geht offenbar dennoch weiter – es fragt sich nur wie. Menschen mit geschichtlich fundierter Kompetenz und kritisch reflektiertem Standpunkt, die gesellschaftliche Verantwortung übernehmen, indem sie aus einem soliden historischen Hintergrundwissen schöpfend Perspektiven für die Zukunft entwickeln, nehmen ab. Traurige Beispiele für

die Folgen der wachsenden Vergangenheitsignoranz findet man allenthalben. Sie reichen von privaten Irrwegen bis zu öffentlichen Pleiten. Nur zu oft verrennen sich etwa teuer bezahlte sogenannte Experten, die im Auftrag von Kommunen ohne Gespür für historisch Gewachsenes städtebauliche Projekte planen und im Streben nach Neuem um jeden Preis bewährte Strukturen zerschlagen, in Sackgassen. Die Aufzählung prominenter Exempel ersparen wir uns. Sensibilität gegenüber der Historie und die aktive Pflege von kulturellem Gedächtnis sind heute wichtiger denn je. Beidem sieht sich der GHV gleichermaßen verpflichtet. Nicht umsonst zitiert er auf seiner Homepage Erwin Teufel mit dem Satz: „Wir brauchen das Bewusstsein um die eigene Geschichte, damit wir die Gegenwart verstehen und die Zukunft gestalten können.“ Dies ist ein gutes Leitmotiv, ein hoher Anspruch und nicht zuletzt ein Programm, das uneingeschränkt auch für die nächsten 50 Jahre Gültigkeit hat.

Angesichts des Bemühens aller im GHV Engagierten um ein lebendiges Geschichtsverständnis darf man allerdings die ernüchternde Frage nicht ganz ausblenden, ob Menschen wirklich aus geschichtlichen Erfahrungen Gewinn ziehen, ja zugespitzter noch, ob die Menschheit überhaupt jemals aus der Geschichte gelernt hat. Man wird darauf kaum mit einem vorbehaltlosen „Ja“ antworten können. Vielmehr sind Bedenken, ja sogar ernste Zweifel angebracht. Aber genau das darf kein Grund zur Resignation sein – im Gegenteil, es muss als Ansporn zur Suche nach neuen und noch viel intensiveren Wegen der Geschichtsvermittlung dienen. Denn eines ist klar: Wenn historisches Wissen gänzlich abhanden kommt, nimmt die ohnehin schon beträchtliche Orientierungslosigkeit der Gesellschaft weiter zu und überlässt mehr und mehr jenen Scharlatanen das Feld, die vorgeben, mit einfachen Mitteln Orientierungen liefern zu können, in Wirklichkeit aber ihrerseits ohne Konzept sind. Institutionen wie Geschichts- und Heimatvereine müssen hier gegensteuern – und speziell der Villingener GHV bleibt damit

der Intention derer treu, die ihn 1969 ins Leben gerufen haben. Er wurde nämlich gegründet in einer Zeit, als die Studentenbewegung der 68er ihren Höhepunkt erreicht hatte und als die Beschäftigung mit lokaler Historie und mit historischen Kontinuitäten oder gar die Pflege von Überlieferungen modern gesprochen „mega out“ waren.

Tradition galt damals – fälschlicherweise, wie wir heute wissen, – als Synonym für „Stillstand“, und die vermeintlich erlösende Zauberformel hieß „Fortschritt“. Fortschrittlichen Kräften sollte die Zukunft gehören, Traditionsbewusste hingegen trugen das Stigma der ewig Gestrigen und wurden zum Gespött. Wer in dieser Situation den Mut hatte, einen Geschichts- und Heimatverein zu gründen, wie es in Villingen geschah, der widersetzte sich ganz bewusst dem Zeitgeist und schwamm gegen den mainstream, wenn es den Ausdruck damals schon gegeben hätte. Mittlerweile haben sich die Verhältnisse um 180 Grad gedreht: Jede Art von Fortschritt wird heute mit größter Skepsis gesehen, während Tradition wieder Konjunktur hat und hohe Wertschätzung genießt. Nicht nur der GHV mit seinen vergleichsweise bescheidenen Mitteln auf lokaler und regionaler Ebene, sondern auch Weltorganisationen wie die UNESCO mit all ihrem Einfluss appellieren heute an das Geschichtsbewusstsein, sichern das materielle und immaterielle Kulturerbe der Menschheit und wachen über den Erhalt der kulturellen Vielfalt, die durch die Transformationsprozesse der Moderne, insbesondere durch die Globalisierung, bedroht ist wie nie zuvor.

Der GHV hat hier ungeachtet aller äußeren Anfechtungen oder besser: als bewusste Antwort darauf bereits 1969 visionär gehandelt. Indem er sich der Vermittlung von Geschichte verschrieb, das Nachdenken über menschliches Handeln in seiner Zeitgebundenheit förderte und noch vieles mehr in Gang setzte, stellte in erster Linie die Bedeutung der Kulturdimension Zeit ins Zentrum seiner Überlegungen und seines Handelns. Zeit ist jene flüchtige, physikalisch zwar messbare, aber philosophisch kaum fassbare Größe,

an die all unser Tun gebunden ist und die dem Menschen Möglichkeiten eröffnet und zugleich Grenzen setzt. Aurelius Augustinus, der große Kirchenlehrer hat an der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert die bis heute berühmt gebliebenen Sätze formuliert: „Was also ist die Zeit? Wenn mich niemand darüber fragt, weiß ich es. Wenn ich es aber jemandem, der mich fragt, erklären möchte, so weiß ich es nicht. Das jedoch kann ich sicher sagen: Ich weiß, dass es keine vergangene Zeit gäbe, wenn nichts vorüberginge, und keine zukünftige, wenn nichts da wäre. Wie aber sind nun jene beiden Zeiten, die Vergangenheit und die Zukunft, da ja doch die Vergangenheit nicht mehr und die Zukunft noch nicht ist?“ (Confessiones XI, 14) Unser Dasein zwischen „nicht mehr“ und „noch nicht“, unser Grenzgängertum auf dem schmalen Grat zwischen Vergangenheit und Zukunft, den wir Gegenwart nennen, die Erkenntnis, dass sich Wissen nur auf Vergangenes beziehen kann, während jegliches Künftige, ja schon der nächste Atemzug, den wir tun, nur noch im Bereich des reinen Vermutens liegt – all dies sind die letzten und tiefsten Fragen, wenn wir uns mit der Dimension Zeit und dem Wesen von Geschichte beschäftigen. Damit aber genug des philosophischen Exkurses, wenngleich er kein Abirren vom Thema ist, sondern aufs engste zur theoretischen Grundlegung des Vereins gehört, dem dieser Beitrag gewidmet ist.

Drei Kulturdimensionen – ein Modell zur Systematisierung

Was kann man nun, so lautet das ganz praktische Problem des Verfassers, als Kulturwissenschaftler einem seit 50 Jahren erfolgreichen Geschichts- und Heimatverein, der von Anfang an das Richtige getan hat und immer noch tut, zum Jubiläum mit auf dem Weg geben, ohne als besserwisserisch oder gar überheblich zu erscheinen? Vielleicht ein paar Kategorien der Kulturanalyse zur Standortbestimmung und zur Erweiterung von Blickwinkeln und Sichtweisen künftigen Forschens und Engagements. Das Phänomen Zeit, das dem Verein entsprechend seinem Namen in Form von Geschichte

am meisten am Herzen liegt, ist nämlich nur eine der Dimensionen, in denen sich menschliches Kulturschaffen vollzieht. Neben der Zeit gibt es nämlich noch mindestens zwei weitere, ebenso zentrale Kulturdimensionen, die unser Denken, unser Handeln und unsere kulturellen Ausdrucksformen prägen: den *Raum* und die *Gesellschaft*. Das Modell der drei Kulturdimensionen haben die beiden schwedischen Ethnologen Sigurd Erixon und Albert Esköröd Mitte des 20. Jahrhunderts entwickelt und in der skandinavischen Volkskunde erfolgreich als Systematisierungshilfe und Analyseinstrument bei der Untersuchung kultureller Sachverhalte angewandt. Sämtliche Kulturphänomene, was immer darunter im Einzelnen zu verstehen sein mag, bewegen sich nämlich in der Dreidimensionalität von *Zeit*, *Raum* und *Gesellschaft* und werden durch sie bestimmt. Statt mit ihren Nominalbezeichnungen lassen sich die Kulturdimensionen auch mit je analogen Adjektiven beschreiben: *Zeit* ist die *historische*, *Raum* die *geographische* und *Gesellschaft* die *soziale* Komponente des Modells. Und benennt man zu jeder der drei Dimensionen schließlich noch den entsprechenden prozessualen Ablauf, so gehört zur historischen Ebene die *Tradition*, die Überlieferung eines Kulturguts durch die *Zeit*, zur geographischen die *Diffusion*, seine Verbreitung im *Raum*, und zur sozialen die *Kommunikation*, die Verständigung darüber in der *Gesellschaft*.

Wozu nun so viel trockene Theorie? Um zu substanziellen Aussagen über kulturelle Vorgänge gelangen zu können, ihr Ineinandergreifen zu verstehen und dabei keine wichtigen Aspekte zu übersehen, ist das beschriebene Modell sehr hilfreich. Mit seiner Idealtypik dient es in erster Linie dazu, Komplexität zu reduzieren. Konkret: es macht die in der Realität unentwirrtbar interdependenten und auf den ersten Blick völlig undurchsichtigen Transformationsprozesse der jüngeren Vergangenheit und erst recht der Moderne zumindest tendenziell durchschaubarer, indem es drei klar definierte und leicht nachvollziehbare analytische Problemzugänge schafft. Freilich darf die Konstituenten-Triade

des Modells ebenfalls nicht absolut gesetzt werden. Seziert man nämlich die immer stärkeren, nicht selten beunruhigenden, ja manchmal geradezu verstörenden Dynamiken der Gegenwartskultur in der besagten Rasterung *Zeit*, *Raum* und *Gesellschaft*, so erhellt dies nicht nur die kulturelle Entwicklung an sich, sondern zeigt zugleich, wie sehr auch die drei Kulturdimensionen selbst in Bewegung geraten sind und welche Folgen dies jeweils hat.

Beginnen wir mit der Dimension *Zeit*: *Zeit* ist, wie schon gesagt, eine physikalisch messbare Größe, die seit Jahrmillionen gleich verläuft. Sie hat ihre festen, natürlichen Rhythmen. Eine Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse in 24 Stunden bewirkt den Wechsel von Tag und Nacht, eine Sonnenumrundung der Erde in 365 Tagen und knapp 6 Stunden ergibt das Jahr. Objektiv stand dem Menschen im Durchschnitt noch nie so viel *Zeit* zur Verfügung wie heute, denn noch nie war die Lebenserwartung so hoch wie in unseren Tagen. Subjektiv aber sieht das ganz anders aus: Wir Kinder der Moderne nehmen *Zeit* als etwas wahr, was unsere Vorfahren noch hatten, was uns aber „chronisch“ fehlt. Dabei hat sich nicht etwa die *Zeit* gewandelt, nur unser Umgang mit ihr ist grundlegend anders geworden. „Tut mir leid, ich habe keine *Zeit*“, „mir läuft die *Zeit* davon“, „*Zeit* ist Geld“, „der *Zeit*druck macht mich krank“ – das sind Formulierungen, die wir tagtäglich hören oder selber gebrauchen. Dieses Verhältnis zur *Zeit*, deren Messung uns heute übrigens mit geradezu unglaublicher Präzision möglich ist, obwohl (oder gerade weil) sie uns fehlt, erweist sich als typisch für alle westlichen Industriegesellschaften.

Fremd und unverständlich geworden ist uns die Fähigkeit unserer Vorfahren, *Zeit* als eine zyklische Größe wahrzunehmen, die quasi aus sich selbst kommt und wieder in sich selbst mündet. Frühere Generationen schätzten die regelmäßige Wiederkehr von Tag und Nacht, die Verlässlichkeit der Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter – lauter *Zyklen*, die in sich ruhten, sich rundeten und dann wieder von

neuem beginnen. Diese wohltuende zyklische Zeiterfahrung geht uns mittlerweile weitestgehend ab. Wir erleben Zeit nur noch als einen linearen Prozess, vergleichbar einem Strahl, der unumkehrbar in eine einzige Richtung läuft und irgendwann auf ein angstbesetztes Letztes hinführt, das wir tunlichst verdrängen: unseren Tod.

Aber das ist noch nicht alles: Uns beunruhigt außerdem das Gefühl, die Zeit laufe ständig schneller. In der Tat beschleunigen sich viele Prozesse tatsächlich: Das Wissen der Welt verdoppelt sich in immer kürzeren Abständen, wir erledigen immer mehr Aufgaben in immer weniger Zeit. Akzeleration nennt das die Wissenschaft. Zunehmend gehen wir dazu über, Dinge gleichzeitig zu tun. Wir telefonieren, während wir den Schreibtisch ordnen, hören Nachrichten, während wir Auto fahren. Und vor allem: Wir ignorieren sämtliche natürlichen Rhythmen der Zeit. Wir machen die Nacht zum Tage, baden im Winter in der Karibik und fahren im Sommer Ski auf Gletschern, vermischen auch immer mehr Arbeit und Freizeit, weil uns Notebook, iPad und Smartphone inzwischen überall hin begleiten und uns jederzeit erreichbar machen. Oft steht am Ende der Herzinfarkt, der genau besehen nichts anderes ist als ein Zeitinfrakt. Gesellschaften ohne unseren Zeitdruck kennen dieses Phänomen nicht.

Kommen wir zur zweiten der drei Kulturdimensionen: zum *Raum*. Da gibt es zunächst eine ganz einfache Feststellung: Die Welt ist kleiner geworden. Analog zur Zeit, die sich immer mehr zu verdichten und zu intensivieren scheint, schrumpft die Welt. Mit hohen Geschwindigkeiten, wie man sie sich früher nicht einmal hätten träumen lassen, legen wir große Distanzen zurück, eilen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent und verlieren darüber völlig das natürliche Gefühl für Räume und Weiten. Dass wir hier auch ganz direkt in Konflikt mit der Dimension Zeit geraten, sei nur nebenbei bemerkt. Wir fliegen im Jet gegen die natürlichen Zeitgliederungen an, gegen Tag und Nacht. Auf dem Flug von Europa in die

USA haben wir, konträr zur Rotationsrichtung der Erde den Wechsel der Tageszeiten verzögernd, einen viel zu langen Tag. Und wenn wir wieder zurückfliegen, ist es – nunmehr wegen der Addition von Flugrichtung und Erdrotation – umgekehrt. Dieses unnatürliche Durcheinander nennen wir dann „Jetlag“.

Die Schrumpfung der Welt hat den Globus zu einer Art Dorf werden lassen. Ereignisse, die viele tausend Kilometer entfernt geschehen, verfolgen wir mit modernen Medien in Echtzeit, wohl wissend, dass sie uns trotz ihrer geographischen Distanz jederzeit unmittelbar berühren können. Zudem steigt durch die weltweite Vernetzung im ganz normalen Arbeitsalltag die Zahl extrem mobiler Menschen sprunghaft an, die heute hier, morgen dort, praktisch überall und eigentlich nirgends zuhause sind. Sie selbst bezeichnen sich gern als „Global Players“, die Forschung nennt sie auch „Globalisierungsnomaden“. Zu ihnen zählen längst nicht mehr nur Spitzenpolitiker, Tennisstars, Tenöre und Formel 1-Piloten, inzwischen gehören Dienstleister wie Ingenieure, Monteure, Einkäufer und Servicepersonal ebenso dazu. All diese global Gehetzten finden, wo immer auf der Welt sie hinkommen, nahezu identisch aussehende Arbeitsplätze, weitgehend gleich ausgestattete Hotels, dieselben Getränkemarken und Fastfoodketten vor. Spätestens dies macht deutlich: Globalisierung führt keineswegs notwendigerweise zu einer Vervielfachung kultureller Möglichkeiten, sondern sie birgt weit mehr die Gefahr der Einebnung kultureller Besonderheiten. Je kleiner die Welt wird, durch fortwährende Steigerung der Mobilität, durch transkontinental agierende Firmen, durch Massenmedien, Internet und andere Kommunikationsmittel, desto stärker gefährdet ist der Facettenreichtum der Kulturen. Nicht von ungefähr hat die UNESCO, wie schon gesagt, ihre Anstrengungen zum Schutz der kulturellen Vielfalt massiv verstärkt.

Bleibt noch die dritte Komponente unseres Kulturdimensionen-Modells: die *Gesellschaft*. Sie transformiert sich gegenwärtig besonders gravierend und für jedermann konkret sicht-

bar. Eine Studie der Bertelsmann-Stiftung zum demographischen Wandel in Deutschland fasste schon vor ein paar Jahren die „Megatrends“ der Veränderungen der bundesdeutschen Bevölkerung in folgende drei Schlagworte: 1. weniger, 2. älter, 3. bunter. Mit „weniger“ ist der bereits seit geraumer Zeit zu verzeichnende Rückgang der Geburten gemeint, der dazu führt, dass die Anzahl der jungen Menschen stetig abnimmt. Die Beobachtung „älter“ zielt auf die ständig steigende Lebenserwartung, die dafür sorgt, dass immer mehr ältere und hoch betagte Menschen im Land leben, wodurch sich das zahlenmäßige Unverhältnis zwischen Jung und Alt noch weiter zuspitzt. Und der dritte Komparativ „bunter“ bezieht sich auf die Zuwanderer, die einerseits zwar den Bevölkerungsrückgang abmildern, andererseits aber – seit 2015 zumal – die Aufnahmegesellschaft heute vor riesige, bis vor wenigen Jahrzehnten nicht einmal entfernt zu ahnende Herausforderungen stellen.

Vor allem die letztgenannte Problematik, ausgelöst durch Hunderttausende von Flüchtlingen, die Europa als Zufluchtskontinent sehen und hier wiederum vorzugsweise Deutschland als Ziel ihrer Hoffnungen anvisieren, schürt Ängste und sorgt für enorme Unruhe. Die unkontrollierte Zuwanderung von Menschen aus Kriegs- und Krisengebieten, Schwellenländern, Armutsregionen und Hungerzonen polarisiert und spaltet die Politik. Migrations- und Integrationsfragen ziehen sich wie ein roter Faden durch fast alle öffentlichen Diskurse. Es führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass ungeachtet hoffnungsvoller Erfahrungen aus Einzelbegegnungen Gruppenkontakte mit Angehörigen anderer Kulturen, deren Wertordnungen teils massiv von den unsrigen abweichen, stets die latente Gefahr von Kulturkonflikten in sich bergen. Der immer größere Aufgabenberg, der daraus für die Aufnahmebehörden, die Pädagogik, die Sozial- und Jugendarbeit, den Arbeitsmarkt und nicht zuletzt für Justiz und Polizei erwächst, scheint kaum zu bewältigen. Das Nebeneinander von Eigenem und Fremdem strengt an, ein harmonisches Miteinander von Eingesessenen und Hin-

zugekommenen liegt noch in weiter Ferne. Der soziale Alltag ist unübersichtlich geworden, und zwar keineswegs nur im urbanen Raum oder in Ballungszentren. Selbst in kleinen Dörfern, wo die Einwohner sich früher fast alle gegenseitig gekannt und begrüßt hatten, bestimmen mittlerweile Anonymität, Distanz, nicht selten auch Misstrauen das soziale Klima. Spätestens in der Kassenschlange der Supermärkte am Ortsrand, die überall gleich aussehen, wird am Durcheinander der dort gesprochenen Sprachen deutlich, wie rasant die Gesellschaft sich transformiert. Kaum noch vorstellbar, dass „auf dem Land“ als Kommunikationsform früher durchweg die Mundart dominierte und aus dialektalen Nuancen sogar herauszuhören war, wer aus dem eigenen und wer aus dem Nachbardorf kam.

Heimat – eine dynamische Größe

Angesichts des Rückgangs lokaler Spezifik und des Fortschreitens globaler Einebnungsprozesse scheinen kleinräumige Kulturphänomene und regionale Unverwechselbarkeit eine immer geringere Rolle zu spielen, womit wir bei der letzten unserer eingangs gestellten Leitfragen angelangt sind: Weshalb Heimat? Konkreter gefragt: Besitzt Heimat überhaupt noch irgendeinen Stellenwert? Sind moderne Menschen für so etwas Herkömmliches gegenwärtig noch ansprechbar? Und ist gar ein Verein, der den Begriff „Heimat“ in heutiger Zeit als Teil seines Programms im Namen führt, wirklich noch zukunftsfähig? Unsere Antwort auf diese und die beiden Fragen davor lautet ganz klar: Ja. – In der Tat scheint Heimat unter dem Druck der Globalisierung und ihrer Begleiterscheinungen allmählich zu verschwinden, zumindest auf den ersten Blick. Bei genauerem Hinsehen aber zeigt sich das Gegenteil – nämlich dass eben gerade durch den Globalisierungsdruck Heimat wieder neu entdeckt, diskutiert und als Wert geschätzt wird. Die universale Gleichmacherei, die manche Forscher als „McDonaldisierung der Welt“ bezeichnen, setzt eine konträre Dynamik in Gang, die den drohenden Verlust kleinkammeriger Kulturformen mit der gezielten Reizinsze-

nierung lokaler Besonderheit beantwortet. Jede Stadt, ja selbst jede kleine Gemeinde sucht heute angesichts der um sich greifenden Allerweltskultur nach Alleinstellungsmerkmalen, nach Charakteristika also, die es nur im eigenen Ort und nirgendwo sonst gibt. Globalisierung fördert automatisch zugleich Lokalisierung. Ja beide Vorgänge gehören so eng zusammen, dass ihre Wechselwirkung von der Wissenschaft schon seit einiger Zeit als „Glokalisierung“ beschrieben wird. Und eben hier spielt Heimat nach wie vor – oder besser: erst recht wieder – eine zentrale Rolle.

Welcher Part dies freilich ist und wie sich Heimat in der Postmoderne darstellt, dem sollen unsere folgenden Ausführungen gelten. Allem voran muss gesagt werden, dass Heimat nie isoliert betrachtet darf, sondern immer nur in Korrelation zur Welt. Das eine lässt sich vom anderen nicht trennen. Nur wer die Heimat kennt, kann die Welt verstehen. Und nur wer einmal in der Welt war, vermag die Heimat zu schätzen. Die Erfahrung der Fremde als Voraussetzung für das Verständnis des Eigenen findet sich nicht nur durch viele biographische Zeugnisse bestätigt, sondern wurde etwa für Handwerker über Jahrhunderte hinweg zu einem obligatorischen Bestandteil ihres beruflichen Werdegangs. Ehe sie sich in der eigenen Werkstatt niederlassen konnten, mussten sie zuvor ihre Wanderjahre absolvieren und als fahrende Gesellen weit herumgekommen sein, um schließlich das erworbene Gelernte daheim anwenden zu können: Die Heimat braucht Welt, und die Welt braucht Heimat.

Definitionsversuche des Begriffs Heimat, für die heutige Zeit zumal, gibt es in Fülle. Sie reichen von der eindeutig zu kurz greifenden Aussage aus Wahrigs Deutschem Wörterbuch von 1997, das Heimat einfach als „Ort, an dem man zuhause ist“ beschreibt, über die Feststellung des Liedermachers und Schauspielers Herbert Grönemeyer, für den Heimat „kein Ort, sondern ein Gefühl“ ist, bis hin zu Martin Walsers bewusst provozierender Formulierung, Heimat sei „der schönste Name von Zurückgeblieben-

heit.“ Wir wollen diesen Beschreibungsversuchen hier keinen weiteren hinzufügen. Es wäre gewiss ebenso fragmentarisch und unbefriedigend wie alle anderen. Viel wichtiger ist es, sich am Beginn jeder Überlegung zu Heimat der Tatsache bewusst zu werden, dass man sich unter Heimat niemals als etwas Statisches, allgemeinverbindlich Festgelegtes vorzustellen hat, sondern dass es sich bei ihr grundsätzlich um eine dynamische, manchmal sogar fluide, jedenfalls aber immer individuell variierende Größe handelt. Sie ist nicht einfach ein Fakt, sondern in erster Linie ein Konstrukt in unseren Köpfen. Das mag den Leser zunächst befremden. In den Kulturwissenschaften jedoch besteht darüber seit langem Konsens.

Wie subjektiv die Wahrnehmungen von Heimat sind, ist mit einem einfachen Experiment überprüfbar: Würde man einer Reihe von Personen, die ihren Hauptwohnsitz alle am selben Ort haben, je eine Landkarte vorlegen und sie auffordern, darin einzuzeichnen, was sie als ihre Heimat betrachten, so kämen dabei ganz unterschiedliche Konzepte von Heimat heraus. Wer immer am betreffenden Ort gelebt und diesen kaum einmal für längere Zeit verlassen hat, könnte seine Heimat vermutlich mit einem einzigen kleinen Kreis auf der Karte bestimmen. Wer sich am genannten Ort zwar zuhause fühlt, aber viel herumkommt, täte sich mit seiner Entscheidung schon schwerer. Wenn seit der Kindheit ein Umzug in eine andere Region oder gar mehrere Wohnortwechsel stattgefunden haben, so wird die Sache noch schwieriger. Gibt es dann zwei Heimaten, die alte und die neue, oder gibt es bei größerer Mobilität so etwas wie Lebensabschnittsheimaten, Heimaten unterschiedlicher Intensität? Ist Heimat die jeweils aktuelle Umgebung oder hat Heimat nicht doch eher mit Vergangenheit, mit der Welt unserer Kindheit zu tun? All das sind keine gesamtgesellschaftlich zu beantwortenden, sondern allein individuell zu entscheidende Fragen.

Unser Heimatbegriff ist aber nicht nur biographieabhängig, wie eben gezeigt, sondern er ist zudem noch situationsbedingt. Auch das lässt

sich mit einem kleinen Experiment belegen: Wenn ein Villingener nach Schwenningen kommt, ist er – sofern er das überhaupt tut – dort ein Villingener. Wenn ein Villingener und ein Schwenninger zusammen – stellen wir es uns zumindest einmal vor – nach Stuttgart fahren, so stammen sie dort bereits aus Villingen-Schwenningen. Wenn sie miteinander nach München reisen, dann gelten sie an der Isar ungeachtet der badischen Wurzeln des einen und der württembergischen des anderen alle zwei als Baden-Württemberger. Wenn sie gar einen Trip nach Paris machen, so sind sie an der Seine einfach nur noch zwei Deutsche. Und wenn sie zuletzt in Peking aus dem Flugzeug steigen, dann fühlen sie sich dort im asiatischen Alltag lediglich noch als Europäer. Mit wachsendem Abstand vom Wohnort wird also die Sicht auf Heimat immer weiter und unschärfer: nicht mehr nur lokal, sondern regional, national oder schließlich sogar kontinental. – Trotz dieser irritierenden Wandelbarkeit und trotz der Unmöglichkeit, sie auch nur annähernd objektiv zu fassen, sind unsere Vorstellungen von Heimat aber alles andere als bedeutungslos oder beliebig. Sie korrelieren vielmehr sehr fein mit unseren jeweiligen Befindlichkeiten, gehören unabdingbar zur kulturellen Ausstattung jedes Einzelnen von uns und machen einen entscheidenden Teil unserer Lebensqualität aus.

Dass Heimat keineswegs nur eine Chimäre ist, ein bloßes Phantasiegebilde also, das man einfach hinter sich lassen und quasi abstreifen kann, wird spätestens klar, wenn sich unsere Gefühlswelt aufgrund unerfüllter Sehnsucht nach zuhause durch Heimweh eintrübt. Nahezu jeder hat es irgendwann schon einmal selber erlebt als merkwürdiges Gemenge von Traurigkeiten über die temporäre oder endgültige Trennung von der gewohnten Umgebung, den Verlust von lieb Gewonnenem, den Abschied von Vertrautem. Im 18. Jahrhundert wurde das Heimweh von Medizinern sogar als regelrechte Krankheit eingestuft, in den zeitgenössischen Diskursen auch „Schweizer Krankheit“ genannt, weil man damals insbesondere bei jun-

gen Arbeitsmigrantinnen in der Schweiz gravierende Fälle von Heimweh mit weit reichenden Folgen bis hin zum Suizid beobachtete. Heute, im Zeichen hoher Mobilität, versuchen wir das Heimweh salopp zu bagatellisieren und belächeln seine frühere Interpretation als pathologischen Befund wie eine Kuriosität. Dennoch kann es auch uns noch zuweilen empfindlich zu schaffen machen und uns dann unvermittelt spüren lassen, welche Kraft das Phänomen Heimat nach wie vor, ja gegenwärtig vielleicht sogar wieder verstärkt hat.

Heimat – historischer Wandel eines Begriffs

Was den Bedeutungsgehalt des Begriffs „Heimat“ angeht, so hat sich dieser im Lauf der Geschichte mehrfach gewandelt – ein Indiz für die Dynamik und Lebendigkeit der damit verbundenen Vorstellungen. Ursprünglich war das Wort „Heimat“, von der germanischen Wurzel „heima“ für „Bleibe“ kommend, in erster Linie ein Rechtsbegriff. Es bezeichnete vom Mittelalter bis weit in die Neuzeit hinein schlicht den Ort, wo man das Recht hatte, sich häuslich einzurichten und zu bleiben, konkret also „Haus“ und „Hof“. Über eine Heimat in solch besitzrechtlichen Sinne verfügte demnach nur ein ganz kleiner Teil der Bevölkerung. Die weitaus meisten Menschen waren ohne Wohneigentum und damit heimatlos. Und da ihnen eine irdische Heimat versagt blieb, wurden sie von der christlichen Katechese umso intensiver beschwichtigend auf die himmlische Heimat verwiesen. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch, warum die Euphemismen in Todesanzeigen bis heute überwiegend auf die Heimatmetapher zurückgreifen: Anstelle von „gestorben“ werden Sprachbilder wie „heimgegangen“ oder „in die ewige Heimat abberufen“ verwendet.

Ab dem 18. Jahrhundert traten neben den primär rechtlich-materiellen Sinngehalt des Heimatbegriffs zunehmend weitere Semantiken. Heimat wurde jetzt mehr und mehr auch als Kontrast zur Fremde verstanden – dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass viele Besitzlose als Arbeitsmigranten eben „in die Fremde“ muss-

ten. Als Heimat galt nun das Nahe, Vertraute und Geborgenheit Vermittelnde – als Fremde hingegen das Ferne, Ungewisse und schwer Einschätzbare. Damit wuchs dem Begriff Heimat eine stark emotionale Komponente zu. Er wandelte sich zum Gefühlswert. Die Frühromantik schuf hierfür in einschlägigen Gedichten und Liedern die literarischen Grundlagen. Im Zeichen der industriellen Revolution, der massenhaften Landflucht und der meist vergeblichen Glückssuche Tausender in den rasch wachsenden Städten steigerte sich die sentimentale Aufladung von Heimat weiter. Diese mit Wehmut beschworene Heimat gehörte nun allen. Von ihr konnte jeder träumen – aber eben nur träumen.

Fortan bezeichnete Heimat im populären Gebrauch, der wesentlich über das Medium Volkslied vermittelt wurde, überwiegend etwas Vergehendes oder bereits Vergangenes. Die schönsten Heimatlieder stammen aus einer Zeit, in der das Besungene längst nicht mehr selbstverständlich, sondern bereits vom drohenden Untergang überschattet, wenn nicht schon untergegangen war. „Am Brunnen vor dem Tore“ entstand, als es den Lindenbaum als Ort der Begegnung und Beschaulichkeit kaum noch gab, und „Im schönsten Wiesengrunde“ besang mit dem Heimathaus in verträumter ländlicher Umgebung eine Idylle, die damals bereits der Urbanisierung zum Opfer gefallen war. Heimat als literarisch-musikalischer Topos wurde nun also, wie Konrad Köstlin es formulierte, zum „Signum des Verlusts“, während sich die Vorstellungen von Heimat auf einige wenige, teils noch bis heute geläufige Klischees vom unbeschwertem Landleben reduzierten.

Nach der gescheiterten Revolution von 1848 erhielt der sentimentalische Heimatbegriff einen neuen Schub, weil man sich nun ohnedies aufs Kleinräumige und Provinzielle zurückzog und Werte wie Innerlichkeit propagierte. Damit wuchs ihm endgültig eine sehr stark rückwärts-gewandte und utopische Ausrichtung zu. Heimat wurde fortan zum Fluchttort vor neuen Wirklichkeiten und zu einer Art Verteidigungs-basis gegen Modernisierung. Überschaubarkeit,

Verlässlichkeit, Dauer, Ordnung und Harmonie – diese Werte, allesamt in die Formel „Heimat“ eingelagert, standen gegen Wandel, Entfremdung, Unübersichtlichkeit, Massengesellschaft. Das Begriffspaar „Heimat und Fremde“ fand seine reale Entsprechung in zwei scharf kontrastierenden Modellen menschlicher Behausung: in der zum höchsten Ideal stilisierten Dorfidylle auf der einen und dem geschmähten Moloch Großstadt auf der anderen Seite. – Nun vollzog sich übrigens auch eine spezifische Aneignung von Heimat im Bürgertum. Man ging in die Sommerfrische, verließ die graue Stadt und begab sich aufs Land, um die in Liedern und in der Literatur entworfenen Heimatbilder wenigstens bruchstückhaft in der Realität wieder zu finden, sofern man es sich leisten konnte. Die etwas weniger Betuchten näherten sich der Heimat im Rahmen ihrer bescheideneren Möglichkeiten: Sie begannen sie zu erwandern und genossen sie als Naturerlebnis. Entsprechende Vereine entstanden: der Schwarzwaldverein (1864), der Schwäbische Albverein (1888) und andere.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehrten sich die Bestrebungen, Heimat als zentrale identitätsstiftende Ressource zu erhalten und dies auch institutionell abzusichern: Die Heimatschutzbewegung formierte sich. Man entwickelte pflegende Konzepte und förderte ganz bestimmte, nach bürgerlichen Maßstäben ausgewählte Teile der Volkskultur, nämlich das Edle, Schöne, Sonntägliche. Was konsequent ausgeblendet blieb, waren das Schmutzige, das Elende, die mangelnde Hygiene, auch das Obszöne und Ordinaire populärer Kultur. In der bildungsbürgerlichen Organisation spektakulärer städtischer Fastnachtsbräuche ist diese bereits durch Aufklärung und Romantik in Gang gesetzte Veredelungs- und Ästhetisierungstendenz vormals widerspenstiger und unbotmäßiger Volksbe-lustigungen besonders deutlich erkennbar. Die Kölner Karnevalsreform von 1823 hatte für eine solch „gesittete“ Neugestaltung der närrischen Tage schon früh ein Konzept geliefert, das weit über das Rheinland hinausstrahlte – mit dem

Effekt, dass in den folgenden Jahrzehnten auch im ganzen schwäbisch-alemannischen Raum „Carneval“ nach Kölner Vorbild gefeiert wurde. Erst zwischen 1880 und 1910 kehrte man im Südwesten unter weiterhin penibler Beachtung des bürgerlichen Verschönerungsgedankens zu den bodenständigen Formen der alten Fastnacht zurück.

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg wurde Heimatkunde Schulfach. Dabei bekam eine Metapher immer mehr Bedeutung, deren Veranschaulichungsmodell problematisch ist – nämlich diejenige von der „Verwurzelung“ des Menschen in seiner Heimat. Sie geht wesentlich auf Eduard Spranger zurück, der sie in seinem berühmten, 1923 erschienenen Aufsatz „Vom Bildungswert der Heimatkunde“ propagierte. Erst in den 1990er Jahren hat der schon einmal zitierte Konrad Köstlin das heute immer noch gern gebrauchte Sprachbild der heimatlichen Verwurzelung angesichts der Mobilität der modernen Gesellschaft mit der simplen Aussage konterkariert: „Bäume haben Wurzeln, Menschen haben Beine“. – Im Dritten Reich, dessen Missbrauch des Heimatbegriffs als ideologisches Instrument ein Thema für sich wäre, wurden „Blut und Boden“ zu zentralen Schlagworten eines kämpferisch-aggressiven Verständnisses von Heimat. Das Genre des Heimatfilms stand im Dienste der NS-Ideologie, und neue Wortschöpfungen wie „Heimatschutz“ oder „Heimatfront“ unterwarfen die gesamte Heimatidee der militärischen Propaganda des Zweiten Weltkriegs.

Bei Kriegsende nahm das Thema Heimat angesichts des Heimatverlusts von rund 12 Millionen Menschen eine neue, ebenso dramatische wie tragische Wendung an. Die „Heimatverwiesenen“, wie die Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemals deutschen Ostgebieten genannt wurden, mussten nach traumatischen Trennungserlebnissen von ihrem Zuhause eine neue Bleibe im Westen suchen und finden. Dass die Unterbringung einer so riesigen Zahl von heimatlos Gewordenen in den vom Schicksal der Vertreibung verschonten Teilen Deutschlands

keine sozialen Unruhen auslöste, sondern dass diese Herausforderung trotz der einen oder anderen Irritation im Endeffekt enorme Kräfte der Solidarität freisetzte, verdient bis heute höchste Bewunderung. Aus Notquartieren entstanden Unterkünfte, aus Unterkünften Siedlungen, aus Siedlungen eigene Orts- und Stadtteile. Ganze Wohnungsbauprogramme bekamen den Namen „Neue Heimat“. Ein Dach über dem Kopf zu haben, aber hieß noch lange nicht, wirklich daheim zu sein. Um Beheimatung im vollen Sinne zu erreichen, waren weit größere Anstrengungen notwendig. Wie sich damals alle Teile der deutschen Bevölkerung – die Vertriebenen ebenso wie die Aufnahmegesellschaft – miteinander arrangiert und gemeinsam den Wiederaufbau eines zerstörten Landes in die Hand genommen haben, war eine Leistung, die in dieser Größenordnung in der Geschichte ohne Beispiel ist.

Auch in den Folgejahrzehnten nahm der Heimatbegriff immer wieder neue Facetten an. Eben durch die Erfahrung von Flucht und Vertreibung, die unauslöschlich in die Biographie vieler eingeschrieben war, erlebte in den 1950er-Jahren die sentimentale Heimatidee wieder eine Renaissance. Rührselige Heimatfilme und Heimatromane, die jedoch weniger das Thema des Heimatverlusts aufgriffen als die Utopie einer intakten Heimat in harmonischen, meist alpinen Naturkulissen vermittelten, hatten jetzt Hochkonjunktur. Derartige mediale Inszenierungen von Heimat sollten wohltuend wirken und wurden zur Projektionsfläche einer heilen Welt. Ihr eigentliches Erfolgsgeheimnis aber war zweifellos der Beschwichtigungscharakter nach den bitteren Ereignissen der Historie. – In bewusst scharfem Kontrast zu diesen gefühlsbetonten Heimatimaginationen der Nachkriegszeit formierten sich ab den frühen 1970er-Jahren lokale und regionale Heimatbewegungen ganz anderer Art, die sich offensiv gegen mediale Verdummung wandten und kämpferische Ziele verfolgten. Ihnen ging es um die Verteidigung einer lebenswerten Heimat angesichts der Gefährdungen durch neue risikoreiche Techno-

logien. Am effektivsten waren hier im deutschen Südwesten die Gegner des geplanten Kernkraftwerks in Wyhl am Kaiserstuhl, die ihren Protest konsequent in Mundart artikulierten, eine ganz neue Kultur lokaler Liedermacher entstehen ließen und die Kraft des Alemannischen plötzlich zur Identifikationsgrundlage einer rasch wachsenden Bürgerbewegung machten. Heimat wurde damit zur Ressource unbequemer Auflehnung gegen die etablierte Politik – am Ende mit Erfolg.

Die Politik wiederum, aufgeschreckt durch solche Formen heimatverbundener Widerständigkeit, zeigte sich nun ihrerseits neu am Thema Heimat im Sinne eines aktiv zu gestaltenden Gemeinguts interessiert. Hatten die politischen Akteure noch kurz zuvor, getrieben von der Kritik der 1968er-Generation, alles im Verdacht der Provinzialität und Fortschrittsfeindlichkeit Stehende weit von sich gewiesen und sogar Heimatkunde als Schulfach abgeschafft – in Baden-Württemberg wurde sie zunächst durch „Sachkunde“, später durch „Menum“ (Mensch, Natur, Umwelt, Kultur) abgelöst –, so unternahmen sie nun Anstrengungen in genau umgekehrter Richtung. Nach und nach etablierten die Bundesländer landesweite Veranstaltungen, mit denen das Heimatgefühl offiziell und mit dem Segen der Politik gefördert werden sollte. Nach dem Vorbild des „Hessentages“, der 1961 eine Art Vorläufer gebildet hatte, kreierte 1978 Baden-Württemberg und Schleswig-Holstein spezielle Heimattage bzw. ein Landesfest, dann folgten Niedersachsen (1981), Rheinland-Pfalz (1984), das Saarland (1988), Sachsen (1992), Brandenburg (1995), Sachsen-Anhalt (1996), Thüringen (1996), Mecklenburg-Vorpommern (2000) und schließlich Nordrhein-Westfalen (2006). Man mag über Gestaltungsfragen streiten – ohne Zweifel sind jedoch diese Veranstaltungen ein redlicher Versuch, in einer Welt voller Veränderungen Heimat als wichtige Grundlage und Garant für Lebensqualität im öffentlichen Bewusstsein präsent zu halten und Identität zu stiften.

In jüngster Zeit verbinden sich mit dem Thema

Heimat Herausforderungen, die an Komplexität wahrscheinlich alles Bisherige übertreffen, weil sie nunmehr globale Dimensionen haben: Der Zustrom von Geflüchteten und Schutzsuchenden aus unterschiedlichsten Regionen und Kulturen der Welt, der Europa als bevorzugtes Migrationsziel vor enorme Probleme stellt und in Deutschland spätestens seit 2015 einen Großteil des politischen Diskurses bestimmt, hat das öffentliche Nachdenken über den Stellenwert von Heimat neu entfacht und die Auseinandersetzung damit auch deutlich zugespitzt. Das Spektrum der Aktionsebenen reicht hier von der medialen Dauerdiskussion grundsätzlicher Fragen zur Beheimatung von Zuwanderern über eine zunehmende Vereinnahmung des Themas Heimat durch populistische Kreise bis hin zur Einrichtung eines Bundesministeriums, das in seinem Namen explizit den Begriff Heimat führt. Ein differenzierteres Eingehen freilich auf diese aktuellen Entwicklungen oder gar ihre Bewertung aus kulturanalytischer Sicht würden den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen. Beschränken wir uns also stattdessen auf ein paar abschließende und ordnende Gedanken.

Zukunft der Heimat und Heimat der Zukunft – drei Forderungen

Kommen wir am Ende noch einmal auf unser Modell der drei Kulturdimensionen Raum, Zeit und Gesellschaft zurück, wie es als Systematisierungshilfe auf die Gesamtheit aller kulturellen Phänomene und Prozesse zu deren besserem Verständnis anwendbar ist, so stellen wir fest, dass exakt diese Dreidimensionalität auch dem Heimatbegriff zugrunde liegt, weil unsere Vorstellung von Heimat sich zu gleichen Teilen aus einer räumlichen, einer zeitlichen und einer gesellschaftlichen Komponente konfiguriert. Die *räumliche Dimension* ist diejenige, an die wir in der Regel als erste denken, wenn die Rede auf Heimat kommt. Mit Heimat verbinden wir zunächst einmal irgendeine geographische Vorstellung, einen Ort oder eine Gegend. Dass allerdings die „mental maps“, die gedach-

ten Landkarten, die wir dabei als heimatlich in unseren Köpfen haben, sehr individuell und unterschiedlich zugeschnitten sind, darf nicht vergessen werden. Loten wir die Semantik unserer Heimatvorstellung genauer aus, so zeigt sich: Neben dem meist primär wahrgenommenen Raumbezug ist dem Begriff Heimat eine mindestens genauso bedeutende *zeitliche Dimension* eingeschrieben. Mit Heimat verbinden sich stets auch Erinnerungen, meist diejenigen an die ersten Lebensjahre. Der mit wachsendem Alter mehr und mehr verklärte Blick in die verlorene Kindheit ist nichts anderes als die erträumte Rückkehr in eine Heimat, die es so nicht mehr gibt. In diesem zeitlichen Sinne bildet Heimat übrigens immer noch wie in der Romantik eine Metapher für Verlust. Das Allerwichtigste aber, was Heimat ausmacht, ist zweifellos die *soziale Dimension*. Wo Menschen sind, mit denen man sich versteht und bei denen man Verständnis findet, erlebt man Beheimatung. Gut nachbarschaftliches Nebeneinander und freundschaftliches Miteinander gehören ganz sicher zu den tragfähigsten Elementen, die in der komplexen Gesellschaft von heute Heimat begründen.

Aus dieser Bindung des Phänomens Heimat an die drei Kulturdimensionen ergeben sich – analog dazu – für eine gegenwartsadäquate und zukunftsorientierte Konzeptualisierung von Heimat drei Forderungen. Die erste, resultierend aus der Dimension Raum, lautet: *Heimat braucht definierte Orte*. Damit ist gemeint, dass Menschen irgendwo ein klar lokalisierbares Zuhause haben müssen, wo sie hingehören und wo sie sich geborgen fühlen. Selbstverständlich kann dieses Zuhause im Lauf eines Lebens wechseln, heute mehr denn je. Heimatorte können sich auch vermehren und nebeneinander bestehen, sie dürfen sich aber nicht verflüchtigen. Ein besonderes Augenmerk der Gesellschaft sollte sich in diesem Zusammenhang auf Neuankömmlinge und Migranten richten. Gerade sie müssen möglichst bald nach ihrer Ankunft eine stabile Bleibe und einen festen Ort der Behausung finden. Jedwedes behördlich verordnete oder von den Betroffenen selbst gewählte Hin und Her zwischen

unterschiedlichsten Aufnahmeeinrichtungen, schlimmstenfalls noch in der Anonymität von Großstädten, ist für einen erfolgreichen Integrationsprozess hochgradig kontraproduktiv.

Die prinzipielle Ortsgebundenheit von Heimat darf freilich nicht etwa als Plädoyer für kleinbürgerliche Enge, provinzielle Unbeweglichkeit oder gar Kirchturmdenken gedeutet werden. Dies wäre ein fatales Missverständnis. Wer durch längeres Leben an einem Ort geprägt und dort beheimatet ist, muss unbedingt auch über die Grenzen seiner Heimat hinausschauen, sie temporär verlassen und anderswo Erfahrungen sammeln. Die Dialektik von Nähe und Ferne, wonach man erst fort gewesen sein muss, um heim zu kommen, gilt für die hochmobile Gesellschaft der Moderne in ganz besonderem Maße. Das Eigene gewinnt erst Konturen in Relation zum Fremden. Und diesem gegenüber sollte man sich nach Möglichkeit stets neugierig und offen zeigen. Auch das haben uns frühere Generationen gelehrt. Nicht nur wandernde Handwerksgesellen, von denen bereits die Rede war, sondern ebenso Kaufleute, Händler, Gelehrte, Künstler sorgten für einen ständigen Austausch zwischen Heimat und Welt. Weil sie alle sich mit wachen Augen in der Fremde Anregungen geholt und diese in die eigene Lebenswelt eingebracht haben, ist das kulturelle Erbe unserer unmittelbaren Umgebung so bunt und vielfältig.

Wenn wir von definierten Orten als notwendige Basis für die Entwicklung einer Heimatbindung oder zumindest eines Heimatbezugs reden, so gilt es – ohne kulturpessimistisch zu sein – noch an ein besonderes Problem veränderter Ortswahrnehmung und Raumaneynung in der Moderne zu denken: an die zunehmende Auflösung des realen Raums in der Virtualität der digitalen Medien. Sie macht sich vor allem im Dasein Jugendlicher bemerkbar. Wer als 12- oder 15Jähriger täglich mehrere Stunden damit zubringt, im virtuellen Raum zu surfen, wo die ganze Welt gleich nah und gleich fern ist, wer tage- oder nächtelang an der PlayStation mit computeranimierten Figuren durch phan-

tastische artifizielle Spiellandschaften jagt, der verliert allmählich die Bindung an den physischen Raum, in dem er lebt. „Real life“ gegen „virtual reality“ einzutauschen, führt mit wachsender zeitlicher Ausdehnung zum schleichendem Realitätsverlust, mündet in eine rastlose Cyberspace-Odyssee und endet schließlich in der Heimatlosigkeit. Beheimatung ist nämlich nur an realen Orten möglich, im Internet kann niemand zuhause sein.

Unsere zweite Forderung, bezogen auf die Dimension Zeit, lautet: *Heimat braucht kulturelles Gedächtnis*. Um irgendwo heimisch werden zu können, sollte man nicht nur mit der Gegenwart der Umgebung vertraut sein, in der man sich bewegt, sondern auch etwas über deren Vergangenheit wissen. Früher wurden die Grundlagen hierfür meist schon durch innerfamiliäres Erzählen lokaler Geschichten und durch die einfache mündliche Weitergabe von Erinnerungen geschaffen. Mit der Ablösung der Mehrgenerationenfamilie durch die Kleinfamilie infolge zunehmender Mobilität änderte sich dies allerdings entscheidend: Die für den Entstehungsprozess von Generationen übergreifendem Gedächtnis enorm wichtige Großeltern-Enkel-Kommunikation ging rapide zurück und ließ den persönlichen Austausch über Unvergessenes aus der eigenen Nahwelt mehr und mehr versiegen. Der globale Eroberungszug moderner elektronischer Medien bis hin zu ihrer heutigen Omnipräsenz in sämtlichen Lebensbereichen reduzierte schließlich die Gesprächskultur selbst unter den Mitgliedern von Kleinfamilien auf ein Minimum und brachte die orale Weitergabe von kleinräumigem historischem Wissen so gut wie ganz zum Erliegen.

Nach dem weitgehenden Ausfall der vormaligen zentralen Instanz zur Herstellung von Vertrautheit mit lokaler Geschichte, nämlich der Familie, bedürfte es eines ganz erheblichen Engagements externer Sozialisations- und Bildungseinrichtungen, um entsprechende Kenntnisse als Basis für die historische Dimensionierung von Heimat zu vermitteln. Das Vorhandensein eines kollektiven Verständnishorizonts über die heimatliche Umgebung und ihre Geschichte ist vor allem deshalb so wichtig, weil es die Grundlage für identitätsstiftenden Gesprächsstoff bildet. Erst wenn nämlich Menschen neben der Orientiertheit über das tagesaktuelle Geschehen in einem bestimmten Raum auch Wissen über dort früher Gewesenes miteinander teilen, sich darüber austauschen und gemeinsame Narrative haben, kann Identität entstehen. Heutige Schulen vermögen die notwendigen Voraussetzungen hierfür nicht mehr zu schaffen. Zur Verfolgung entsprechender Lernziele fehlen ihnen aufgrund des ostentativen Abrückens der Lehrpläne von vermeintlicher Kleinkariertheit und als Folge von falsch verstandenem pädagogischem Modernismus seit langem die geeigneten Instrumente: Die Verallgemeinerung der ehemaligen Heimatkunde auf eine weder explizit ortgebundene und noch dezidiert lokal- oder regionalhistorische Beschäftigung mit Mensch, Natur, Umwelt und Kultur dient nicht zur Förderung eines reflektierten und erst recht nicht eines konstruktiv-kritischen Heimatbewusstseins. Hieran etwas zu ändern, ist Lehrern durch Ausbildungsdefizite und mangelnde curriculare Vorgaben, für die einstmals als progressiv geltende Bildungstheoretiker die Verantwortung tragen, wie auch durch das Fehlen geeigneter Unterrichtsmaterialien kaum möglich.

Mindestens ebenso große Bedeutung wie dem schulischen Sektor, vielleicht sogar ein noch höheres Gewicht, kommt bei der Weckung von Interesse an der Heimat und ihrer Geschichte den Kindergärten zu. Sie sind nämlich die allerfrühesten außerfamiliären Agenturen der Kulturvermittlung – und dies sowohl für Kinder deutscher Herkunft als auch für solche aus fremdkulturellen Kontexten, aus Elternhäusern mit Migrationshintergrund also. Gerade ihnen beim Hineinfinden in die historisch gewachsenen Denk- und Vorstellungswelten der Aufnahmegesellschaft zu helfen, sie behutsam an die Kultur der Einheimischen heranzuführen und sie mit deren Wertordnungen vertraut zu machen, ist eine Aufgabe von herausragender Wichtigkeit. Was hier Hunderte von Erziehe-

rinnen – übrigens ohne dafür hinlänglich ausgebildet, geschweige denn angemessen bezahlt zu sein – Tag für Tag leisten, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es sind, wie gesagt, in erster Linie die vorschulischen Kulturvermittlungsangebote, nicht die Schulen, mit denen die entscheidenden Grundlagen für Integration geschaffen werden – Basisarbeit, wie sie später kaum noch nachzuholen ist.

Die dabei von den Kindergärtnerinnen verlangte Leistung ist vor allem deshalb so anspruchsvoll, weil sie ein feines Gespür für die jeweilige Lebenssituation der Migranten voraussetzt, insbesondere für deren von außen oft nur sehr schwer einschätzbare kulturelle Befindlichkeit. Im Unterschied zu Migranten früherer Generationen – etwa Amerika-Auswanderern des 19. Jahrhunderts, die ihrer alten Heimat Europa endgültig den Rücken kehrten, allenfalls noch Briefkontakte pflegten, aber ansonsten gänzlich in der Kultur der Neuen Welt aufgingen – bleiben heutige Migranten durch die modernen Kommunikationstechnologien, durch Fernsehen, Mobilfunk und Internet, aber auch durch günstige Fernreisemöglichkeiten zeitlebens intensiv mit ihrer Herkunftsregion und der dortigen Kultur verbunden. Sie bewegen sich daher ständig in einem kulturellen Dazwischen, einem Spannungsfeld aus Primärkultur und Aufnahmekultur, das innerfamiliär in der Regel immer von der ursprünglichen kulturellen Prägung dominiert bleibt. Der angemessene Umgang mit eben dieser hochkomplexen Disposition, von der Forschung als Transkulturalität bezeichnet, die sich zwangsläufig auch auf die Kinder der Migranten überträgt, bedeutet für das Kindergartenpersonal die eigentliche Herausforderung. Die Kunst der Erzieherinnen muss nämlich darin bestehen, den kulturellen Baukasten, den Migrantenkinder von Haus aus mitbringen, einerseits grundsätzlich zu respektieren und ihn andererseits doch einfühlsam zu ergänzen und weiterzuentwickeln. Die Erfüllung dieser Aufgabe, Zuwandererkinder unter Wahrung ihrer bisherigen kulturellen Identität zugleich auch in der Aufnahmekultur und deren

geschichtlicher Gewachsenheit zu beheimaten, kommt fast einer Quadratur des Kreises gleich. Eine wirklich fundierte Vorbereitung hierauf müsste daher zentraler Bestandteil der – insgesamt deutlich aufzuwertenden – Ausbildung entsprechender Fachkräfte werden.

Unsere dritte und letzte Forderung, gekoppelt an die Dimension Gesellschaft, lautet: *Heimat braucht menschliches Miteinander*. Das mag im ersten Moment banal klingen, ist es aber keineswegs. Denn obwohl eigentlich jedem klar sein müsste, dass Heimat nur durch den Aufbau konkreter menschlicher Bindungen entstehen und durch die konsequente Pflege persönlicher Beziehungen, sprich: durch Nähe aufrecht erhalten werden kann, befinden sich weite Teile der jüngeren Generation, der sogenannten digital natives, heute in zunehmendem Maße auf einem fatalen Irrweg: Sie halten ihre Präsenz in sozialen Medien und den flüchtigen Austausch mit dortigen „Freunden“ für wichtiger als den viel näher liegenden Kontakt zu ihrer realen Umgebung. Die Verlagerung der Kommunikation in Online-Communities, häufig noch unter Preisgabe jeglicher Privatsphäre, täuscht Nähe allenfalls vor. Wirkliches Miteinander – und nur dieses kann beheimaten – lässt sich durch Chatten im Internet nicht ersetzen. Die aberwitzigen Bilder von sich selbst isolierenden Kindern und Jugendlichen, die unentwegt in ihr iPhone starren und mitten unter Menschen völlig einsam sind, nehmen wir schon als so selbstverständlich hin, dass sie uns kaum noch auffallen.

Jedoch auch unabhängig von dem merkwürdigen Paradoxon realer Vereinzelung aufgrund medialer Vernetzung muss die Kultur zwischenmenschlicher Verständigung heute erst wieder neu gelernt werden. Neuen Elan braucht der Dialog der Generationen im Zeichen des demographischen Wandels und einer ständig älter werdenden Bevölkerung ebenso wie das Bemühen um ein gutes und vorurteilsfreies Zusammenleben von Alteingesessenen und Zuwanderern. Um diese beiden Problembereiche gravitieren nämlich in letzter Konsequenz sämtliche Heimatdebatten der Gegenwart. Wer sich für Heimat engagiert,

muss dabei wissen, dass sie stets die drei Dimensionen Raum, Zeit und Gesellschaft einschließt und dass die Konzepte von Heimat, wie wir gesehen haben, hochgradig individuell und von Person zu Person variabel sind. Heimat existiert nicht als Kollektivbesitz per se, sondern sie ist die Summe von vielen, nur bedingt kongruenten Vorstellungen Einzelner. Dies freilich als Schwäche zu deuten, wäre der falsche Schluss. Das Gegenteil trifft zu: Gerade der imaginative und plurale Charakter von Heimat macht ihre Stärke aus. Ideen, je bunter, desto kreativer, haben nämlich die Kraft, neue Wirklichkeiten zu schaffen. Das heißt: Mit unseren Sichtweisen von Daheimsein, von Identität und von Gemeinschaft generieren wir erst Heimat – Heimat, die man ständig neu denken, selbst erarbeiten und im Einvernehmen mit anderen aktiv gestalten muss.

Eben hierzu leistet der Geschichts- und Heimatverein Villingen, dessen Jubiläum den Anlass für die vorliegenden Anmerkungen gab, seit nunmehr fünfzig Jahren einen vorbildlichen Beitrag. Durch die Kompetenz und den Idealismus seiner Mitglieder, verdichtet im beharrlichen Erfor-

schen der Vergangenheit, im wachen Beobachten der Gegenwart und im klugen Vorausdenken für die Zukunft, hat er die Bedeutung der Heimat und ihrer Geschichte ins öffentliche Bewusstsein gerückt. Er hat hierbei nicht zuletzt gezeigt, wie die Wertschätzung des Eigenen und der respektvolle Umgang mit dem Fremden als kultureller Gewinn für sämtliche Beteiligten miteinander in Einklang gebracht werden können. Gezeigt aber hat er vor allem auch, dass man sich um Heimat fortwährend bemühen muss und dass Heimat eine permanente Aufgabe für jeden Einzelnen von uns darstellt. Zumindest ein Stück weit ist ihm damit die Mitwirkung an jenem Prozess gelungen, den Ernst Bloch in seinem „Prinzip Hoffnung“ als zentrales Postulat formuliert und den er als den „Umbau der Welt zur Heimat“ bezeichnet. In diesem Sinne herzliche Gratulation zur stolzen Bilanz der zurückliegenden Aktivitäten, manifest geworden in einer Fülle von Veranstaltungen, Publikationen und Projekten, und alles Gute für die kommende Zeit: Ad multos annos – auf viele weitere erfolgreiche Jahre.

Villinger Impressionen um 1970

Was war es für eine Zeit, in dem der Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V. gegründet wurde?¹

Ingeborg Kottmann

Das Jahrzehnt der großen, der unvergesslichen Ereignisse, aber auch das Jahrzehnt der Gegensätze ging zu Ende. Die Bundesrepublik war etabliert, die erste Wirtschaftskrise gemeistert und die Gastarbeiter hatten ihre Speisen und Lebensgewohnheiten eingeführt, die auch die Gewohnheiten der Einheimischen umgestalteten und zur Wohlstandsgesellschaft beitrugen. Die ab 1950 zugewiesenen Flüchtlinge waren weitestgehend integriert. Die endgültige Teilung Deutschlands durch den Mauerbau und die Grenzsicherungsmaßnahmen waren von hier aus ein geschichtliches Ereignis, aber weit weg. Nah dagegen war das Wiedererstarren der Rechten Bewegung, die NPD, die in viele Kommunal- und Landesparlamente einzog. Zur Landtagswahl 1968 hatten 5 Parteien Kandidaten aufgestellt: CDU Karl Brachat; SPD Hans Frank; FDP/DVP Johannes Isslei; DL (Demokratische Liste) Walter Egle; NPD Horst Kuranski. Die NPD erreichte 9,8 Prozent und zog in den Landtag von Baden-Württemberg ein.

Auf der anderen Seite protestierten die Studenten gegen die erstarrten Strukturen in Universitäten und Gesellschaft, die „braune“ Vergangenheit und die Notstandsgesetze. Da die nächsten Universitäten Tübingen und Freiburg waren, spürte man in Villingen von diesen Unruhen weniger. Allerdings löste auch hier der Mord an Martin Luther King einen Schock aus, und man bejubelte den ersten Flug von Menschen zum Mond und den ersten Schritt Neil Armstrongs am 21. Juli 1969 auf dem Mond.

Politik/Verwaltung

Villingen hatte 37.198 Einwohner und war die Kreisstadt des Kreises Villingen mit 93.000 Einwohnern. Zu der Zeit gab es in Villingen noch Kurbetrieb und das Kneippsanatorium am

Germanswald, 2.000 Übernachtungen mehr in den ersten neun Monaten 1969 als im Vorjahr. Wochentags war oft kein Bett mehr frei. Im Kreis Villingen gab es 131 Ärzte, die meisten 70 Spezialisten und 50 Zahnärzte.



Abb. 1: Best. 5.2.4, Nr. 57.

Die Französische Garnison war keine isolierte Insel mehr, Man nahm abwechselnd an den Empfängen teil und arbeitete freundschaftlich zusammen.

Damals wie heute wurde der Kontakt mit der Partnerstadt Friedrichsthal gepflegt. Immer wieder kamen Delegationen von Friedrichsthal nach Villingen und umgekehrt. Neben Empfängen standen auch Betriebsbesichtigungen und Treffen der Vereine auf dem Programm.

Zur Bundestagswahl 1969 kam viel Prominenz nach Villingen. Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger, Walter Scheel und Willy Brand. Als Willy Brand kam, wurde er mit Gewitter und Starkregen empfangen, so dass die Veranstaltungen erst verspätet anfangen konnten.

Schon damals sehr begrüßt: Ein Plus bei den Gewerbeeinnahmen. Die meisten Gelder verschlangen die Schulen, die Straßensanierungen, die Sozialunterstützungen und die Personalkos-

ten. Die Personalkosten der Stadt waren seit 1958 jährlich um 1 Mio. gestiegen. Wie viele Städte lebte man von den Rücklagen „Mit anderen Worten: Die Städte und Gemeinden gehen langsam aber sicher pleite, wenn in naher Zukunft nichts Entschiedenenes zur Stärkung ihrer Finanzkraft geschieht.“ Dies könnte eine Schlagzeile von heute sein. Villingen gab pro Einwohner 14,16 DM an Zuschüssen für Jugend und Sozialhilfe aus, der Landesdurchschnitt lag bei 7,85 DM.

Schon früh führte die Stadt auf den verschiedenen Gebieten die elektronische Datenverarbeitung ein. Villingen war damit vielen Städten mit gleicher Einwohnerzahl weit voraus. Rationalisierungsmaßnahmen wurden in regelmäßigen Abständen überprüft.

Ein Großprojekt der Verwaltung war der Neubau für die Stadtwerke und den Werkhof. 1967 war der erste Bauabschnitt fertig: Verwaltungsgebäude, Lagerhallen und Sozialgebäude. Der 2. Bauabschnitt: Drei Lagerhallen für Werkhof, Fuhrpark, Tankstelle, Garagen, Holzlagerschuppen und Wohnhäuser ein Jahr später. Oberbürgermeister Kern sagte bei der Übergabe: „Markstein in der Geschichte der Zähringerstadt.“ Im Namen der Architektengruppe übergab der Friedrichshafener Diplomingenieur Hefele den Schlüssel an den Oberbürgermeister.

Irgendwie noch aktuell der Vorwurf an die Verwaltung, die Bevölkerung über wichtige gemeindepolitische Angelegenheiten zu spät zu informieren. Ein Beispiel war die Fällaktion von 30 Bäumen in der Schillerstraße, die der Verdolung des Baches weichen mussten. Hier wurden die Anwohner morgens durch den Lärm der Motorsägen geweckt. Die gemeinderätlichen Ausschüsse waren darüber auch nicht informiert worden.

Alltagseindrücke

Ein großer Aufreger war der Minirock, der auch in Villingen bald zu sehen war. Lockenköpfe wurden wieder modern. Der Mini-Rock erforderte eine schlanke Figur, daher kamen nun verstärkt Diäten auf dem Markt „Das Leben in vollen Zügen genießen – dank Wimpfena-Schlank“.

Wie in den Sechzigern üblich, spielten Sex und Moral eine tragende Rolle. Ein Anlass für massive Proteste bot der „Sexualkunde-Atlas“, den SPD-Bundesgesundheitsministerin Käte Strobel bundesweit als Standardwerk an den Schulen einführen wollte. Vor allem kirchliche Vertreter kritisierten die „Selbstverständlichkeit“, mit der sexuelle Handlungen dargestellt wurden.

Wer Kolles „Aufklärungsfilm“ sehen wollte, musste nach Donaueschingen fahren. Die Emanzipation der Frauen steckte noch in den Kinderschuhen. „Frau“ für alle weiblichen, volljährigen als Anrede, außer es wird ausdrücklich eine andere gewünscht, wurde obligatorisch. Noch gab es aber den §218 und in Villingen Verfahren wegen illegaler Abtreibung bzw. Hilfe zur Abtreibung.

Auf Partnersuche geht man heute per Internet, früher geschah dies per Zeitungsannonce. Aber es warben auch gewerbliche Eheanbahnungsinstitute per Anzeige für ihre Klienten. Man verkündete Familienfeiern wie Verlobung, Heirat oder Danksagungen für Hochzeitswünsche und Geschenke noch in der Zeitung. Die meisten Frauen waren mit 25 Jahren verheiratet.

Auch die Todesanzeigen waren zahlreicher, denn vielfach geschieht die Benachrichtigung heute durch Telefon oder Mail Kontakt.

Es gab damals zwei deutsche und je ein österreichisches und schweizerisches Fernsehprogramm – heute kaum mehr nachzuvollziehen – und farbig wurde das Fernsehen erst 1967.

Langsam machte man sich mehr Gedanken über die Qualität von Lebens- und Putzmitteln. Die Bioläden kamen in Mode und man warb z.B. für ein biologisches Einweich- und Vorwaschmittel Bioluzil. Heute wieder in die Papiertüte, damals noch neben der Einkaufstasche die normale Transportmöglichkeit für die Einkäufe. Plastiktüten waren noch selten.

Aber die Vernichtung von Lebensmitteln hatte man auch damals nicht im Griff.

Verbandskästen im Auto waren nun gesetzlich vorgeschrieben. Gurte, die viele tödliche Unfälle verhindert hätten, gab es in vielen Fahrzeugtypen schon, wurden aber erst 1976 zur Pflicht in

Deutschland. Einen Artikel kann man seither einmal im Jahr bringen: Tempo runter bei Glätte und Nässe, mehr Abstand halten, Winterreifen rechtzeitig aufziehen.

Kirchliche Angelegenheiten

Pfarrer Hans Günter Michel hat sich seit den 50er Jahren für die Pflege von Soldatengräbern eingesetzt und hat 1967 mit Jugendlichen den französischen Soldatenfriedhof in Saarburg gepflegt. Er bekam dafür vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge die silberne Ehrennadel. Pfarrer Michel war auch der 1. Vorsitzende des Stadt- und Kreisjugendrings.

Die Kirche spielte eine nicht zu unterschätzende Rolle im Gemeindeleben. Bruder Klaus wurde von der Kuratie im Juni 1969 zur Pfarrei erhoben, Pfarrer Karl Eger. Die Kirche erhielt einen Kreuzweg von Josef Henger, Ravensburg.

Ausgerechnet während der Firmung mit Pontifikalamt mit Erzbischof Dr. Hermann Schäufele fiel der Putz von der Decke des Mittelganges im Münster und bewies den starken Renovierungsbedarf desselben.

Am 26.1.69 durften die Katholiken ihren ersten Pfarrgemeinderat wählen. In Villingen waren es ca. 21.000 Wahlberechtigte.

Wirtschaft

Wenn man die Zeitungen in dieser Zeit durchliest, fühlt man sich wie in einer anderen Welt oder wundert sich, wie wenig sich im Denken der Menschen geändert hat. Dass die Wirtschaftskrise im Abklingen war, sah man an den vielen Stellenausschreibungen der Firmen: SABA, Kienzle, Kodak, Schiesser, Telefunken, Bauknecht, Kundo, Kienzle, Kleider Müller, Dual, Hertie, Spar, Tengelmann, Triumph, Wigo, Jerger Uhren, Winkler, Grundig, Kaiser, auch Firmen aus der Schweiz suchten in ganz Baden-Württemberg neue Arbeitskräfte. Personal suchte man nicht geschlechtsneutral, sondern Betriebschlosser, Stenotypistin, Geschäftsführer, Dekorateur, Friseur, Kraftfahrer, Sekretärin, Techniker etc. Auch Heimarbeiter wurden noch viele gesucht, heute gibt es dies fast nicht mehr.

Der Immobilienmarkt war Richtung Bodensee ausgerichtet. Die Wohnungsangebote kamen ohne Preise und meist mit Chiffre in die Zeitungen. Heute wieder sehr aktuelle Themen: Wohnungsmangel und Mieterhöhung.

In den Gewerkschaften diskutierte man über Risiko und Chance der Automatisierung. Ein heißes Eisen war die lange Arbeitszeit von Eisenbahnern mit 56 Wochenstunden. Eine Prognose des Präsidenten des Landesarbeitsamtes, Dr. Sturm, traf nicht ein: „Im Jahre 2000 wird es vielleicht schon die 30 Stunden Woche geben.“ Allerdings die Arbeitslosenquote für den Bezirk Villingen war 1969 traumhaft 0,1 Prozent.

Im März 1968 machte sich das Label MPS Record von SABA unabhängig, da die neuen Besitzer kein Interesse am Studio hatten. 1969 organisierte das Studio eine Tournee durch 18 Städte mit Milt Buchner, Lee Konik, Albert Mangelsdorff, Attila Zoller, Mark Murphy und Dave-Pitz-Set. In den 60er Jahren war Villingen durch das Jazz Studio und den Jazz-Keller eine Hochburg des Jazz in der Region.

Wer ahnte damals, wie bald die Wirtschaftskrise vor allem die der Uhren- und Unterhaltungsindustrie kommen würde. Noch hoffte die Firma Kaiser-Uhren, die Krise bereits überstanden zu haben, denn der Umsatz hatte sich wieder erhöht.

Kienzle errichtete den Neubau an der Sommertshäuser Halde. Paul Riegger, Vertriebsdirektor bei Kienzle-Taxameter und graue Eminenz, trat in den Ruhestand. Kienzle hatte gerade einen neuen Preisrechner für Tankautomaten entwickelt, der auch Geldscheine annahm.

Heute wieder aktuell: Personalmangel im Handwerk. Ende der 60er Jahre bekam vor allem das Metzgerhandwerk kein Personal. Ein Betrieb in Villingen musste deshalb vorübergehend schließen, dabei war die Arbeit nicht mehr so schwer wie früher und wurde auch gut bezahlt.

Damals noch lohnend Geldanlagen in Bundesschatzbriefen (5,8 – 8 Prozent) und Sparbüchern. Der bargeldlose Zahlungsverkehr begann sich langsam durchzusetzen.

Für die wirtschaftliche Entwicklung war der Bau der Autobahn Stuttgart–Bodensee entschei-

dend. Eine sehr emotionale Diskussion löste die Elektrifizierung der Schwarzwaldbahn aus.

Ein neues Thema: Verbrauchermärkte vor der Stadt. In die Planungen für ein neues Einkaufszentrum in Dür rheim hat der Dür rheimer Bürgermeister Otto Weissenberger Schwenningen miteinbezogen. Das Gebiet des Mooses sollte nicht angetastet werden. Auch die Straßenführung musste dafür verändert werden.

Die Villingener Einzelhändler wandten sich gegen das Einkaufszentrum im Goldenen Bühl. Sie glaubten die Kaufkraft ließe sich nicht einfach verdoppeln, zumal in der Innenstadt zwei neue Warenhäuser entstanden und die Konkurrenz in Schwenningen vorhanden sei. Doch das Einkaufszentrum ließ sich nicht mehr verhindern, weil die Verträge bereits unterschrieben waren und die Stadt zugestimmt hatte. Allerdings wurde eine Verkleinerung der Verkaufsfläche erreicht.

In den folgenden Jahren folgte dem eine Konzentration im Lebensmittelhandel, der bis heute anhält. Viele Firmen wurden von anderen übernommen und die Namen verschwanden aus den Anzeigen, hier einige Namen, die 1969 noch für ihre Sonderangebote warben: Gottlieb, Tengelmann, VIVO, Kaiser's-Kaffee-Geschäft, Pfannkuch, Centra, Spar, Coop und P & Q.

Einige Versicherungsunternehmen, die heute kaum noch einer kennt, z. B. Aachen Leipziger, Volksfürsorge, kämpften um Kunden.

Auch die Geschäfte in der Innenstadt veränderten sich. An der Weihnachtsaktion 1968 nahmen folgende Geschäfte teil: „Villingens Sterntalerge-



Abb. 2: Best. 5.2.4, Nr. 2364.

schäfte empfehlen sich zum Weihnachtseinkauf“: Schuhhaus Kleinhans, Oberle Einrichtungshaus, Henninger Elektro, Jos. Schleicher Gardinenhaus, Mode Schilling, Hosen-Eck, Schuhhaus Müller, Alles fürs Kind Bauer, Hugo Riegger, Foto Singer, Johann Griebhaber Schmuck und Uhren, Bekleidungshaus Jos. Rothweiler, Möbelhaus Jordan, Mode Broghammer, Elektro-Bode, Rudolf Riegger Innenausstattung, Hermann Fleig Nähmaschinen, Gallion Innenausstattung, Stoffe Hertenstein, Bruno Tröndle Wäsche und Mieder, Sanitätshaus Ley, Müller Uhren Schmuck, Drogerien Bettling, Butta-Stetter u. Strengert, Gustav Hässler Geschenke, Modehaus Haux, Elektro Schneider, Schuh Köstner, Valentin Riegger Lederwaren, Schuhhaus Hässler, Radio Schöllner, Böck Herren-Knaben-Kleidung, Photo Sauer, Mode Torney, Pelzhaus Gaiser, Herrenkleidung Stiebitz, Hauck Accessoires u. Berufskleidung, Parfümerie Locher, Möbelhaus Flaig, Möbelhaus Riesterer, Reste-Quelle, Görner Textil Pelze, Zoo Glöckler, Wolle Flaig, Adolf Strohm Geschirr Gußeisen, Radio Mesaros, Papier Fackler, Treppte Reinigung, J. u. K. Hanßmann Öfen, Auto-Zubehör-Discount, Kajüte Tanzbar.

Dafür würde heute kein Textilhaus mehr werben: Trauerkleidung, denn auch die Trauersitten unterliegen einer Mode.

Der Gewerbeverein wollte keine Verbannung der Autos aus der Innenstadt, denn er befürchtete dadurch einen Abzug von potentiellen Käufer-schichten. Ebenso lehnte er zu strikte denkmal-pflegerische Vorgaben ab.

Noch gab es Schlussverkäufe zum Winter und zum Sommer und nicht das ganze Jahr über und nur dort und vor Weihnachten gab es lange Samstage.

Einige Veranstaltungen haben bis heute Bestand: Neujahrsschießen auf dem Hubenloch und die Fasnet. Ab 1968 ein Fastnachtsthema: „Vinningen oder Schwellingen“. Zunftmeister Franz Kornwachs wollte den Kontakt zur Schwenninger Narrenzunft, dessen Patenverein man ist, nicht verlieren. Zunftmeister der Schwenninger Narrozunft! (Südkurier) Willi Maier „Die Vil-

linger meinen, wir Schwenninger könnten keine richtige Fastnacht machen.”

Aber ganz ohne negative Schlagzeilen ging es auch damals nicht: Autoaufbrüche waren zahlreich, gestohlen wurden Tonbandgeräte und Autoradios. Der Polizei machte auch der Anstieg der Unfallfluchten Probleme. Auch wilde Verfolgungsfahrten durch die Stadt lieferten sich Polizei und flüchtende Verkehrssünder, die zumeist keinen Führerschein besaßen. Vandalismus gab es auch. So wurden oft Blumen aus den Töpfen gerissen. Damals in Papiertüten heute in Plastiktüten, Hausmüllentsorgung in öffentlichen Papierkörben. Wohnungseinbrüche machten schon herumreisende Diebesbanden, für einige war allerdings in Villingen Schluss. Insgesamt wurden 30 Straftäter verhaftet.

Auch in der Fastnacht war nicht alles erlaubt. Einschlagen der Fenster von St. Fidelis und der Benediktinerkirche, Stinkbomben in Lokale werfen und mit Wasserpistolen und Knallfröschen aus dem Hinterhalt auf Personen zielen blieb auch in der „fünften“ Jahreszeit verboten.

35 Frauen zwischen 20 und 59 Jahren, zumeist verheiratet und in geordneten Verhältnissen lebend, haben Geschäfte in Schwenningen und Villingen um ca. 50.000 DM betrogen. Sie wurden angeklagt wegen Diebstahl, Untreue und Hehlerei.

Heute wie damals noch immer ein Tabuthema: Kindesmissbrauch. Ein Stiefvater bekam dafür zwei Jahre Haft. Die Dunkelziffer dürfte damals jedoch noch höher gelegen haben als heute. Eine 15-Jährige erstach eine Kioskbesitzerin.

So gefährlich wie heute das Spiel mit dem Feuer, damit setzte ein Junge den Lagerschuppen der Stadtwerke in Brand und richtete einen Schaden von 6.000 DM an. Jugendliche entzündeten im Groppertal ein Feuer, es griff nicht auf den Wald über, weil der Sommer sehr unbeständig verlief. Die sommerliche Witterung wurde immer wieder von kräftigen Abkühlungsphasen mit heftigem Niederschlag unterbrochen. Am 29. Juli 1969 fielen in 36 Stunden ein Viertel des Jahresniederschlages. Die Sommergewitter ließen mehrfach Keller volllaufen. Im Winter 1968/69 kam es zu

einem Schneenotstand auf den Straßen. Infolge des starken Schneefalls gab es allein im Dezember 7 Verkehrstote.

Heute kommen Füchse in die Stadt, damals wurden ihre Bauten als Überträger der Tollwut begast.

Die Schnellebigkeit oder Wandelbarkeit im Bereich Telefon, Unterhaltungselektronik und PCs war rasant. 1968 waren zu Weihnachten noch Verkaufsschlager: Schmalfilme, Schmalfilmprojektoren und Kameras.

Dann noch dies: 350 Telefonanschlüsse waren ausgefallen. Heute eine Katastrophe, die Reparatur dauerte über eine Woche. Das Ortsnetz Villingen wurde am 14. 1. 69 an den vollautomatischen Auslands-Selbstwählerdienst angeschlossen, allerdings brauchte man Geduld, denn bis in den Niederlanden jemand abhob, dauert es mindestens zwei Minuten.

Im privaten Bereich begann die Umstellung auf Zentralheizungen, denn in der Zeitung wurden vermehrt alte Öfen, Beistellöfen und Kachelöfen angeboten.

Daueraufreger: Benzinpreissteigerungen.

Für die Rentenversicherung musste man noch Marken kaufen und in ein Buch einkleben. Hatte man es vergessen, wurde die Rente geschmälert.

Heute umstritten: die Schluckimpfung. 1967 war der Andrang so stark, dass der Impfstoff am Nachmittag ausging. In den Jahren danach war man im Gesundheitsamt besser auf den Andrang vorbereitet. Heiß diskutiert wurde die neue „Verhütungspille“, die meisten Ärzte befürworteten die Einnahme.

Im Kreis Villingen wurde der Verein „Lebenshilfe“ gegründet. Erster Vorsitzender war Dr. Axel Borchers.

Städtebau

Ein Thema war der Bau eines neuen Rathauses außerhalb der Stadtmauern. Für viele Bedienstete vor allem vom Rechnungsamt waren die Arbeitsbedingungen kaum noch haltbar, dunkle, oft sehr kalte Räume. Provisorien hatten Konjunktur in Villingen, das Rathaus war viel zu klein und es gab deshalb viele Außenstellen. Die Räume der

Finanzbehörden waren und sind hellhörig, die Böden uneben und der Platz ist sehr begrenzt. Verwaltungsreformen scheinen ein Dauerthema zu sein, Sparen, Streichung von kostenintensiven Gebühren, Stellenstreichungen und Schulung der Mitarbeiter, damit teure Geräte auch genutzt werden können.

Noch stand der Straßenverkehr im Mittelpunkt der Stadtentwicklung. Heute teure Oldtimer, damals noch auf den Straßen Borgward und der NSU RO80 mit Wanckel-Motor. 3,1 Mio. DM gab Villingen pro Jahr für Straßenbaumaßnahmen aus. Ab 1970 rollten die ersten Wagen über die teuerste Brücke in Villingen, die Bertoldbrücke, deren Bau sehr schwierig war, da der Schienenverkehr nicht unterbrochen werden durfte und der Untergrund sehr porös war.

Die Innenstadt hat sich auch verändert. Der Abriss der Blume-Post geschah, nicht alle waren dafür. Die Kürzung der Stadtmauer im Bereich des Franziskaners musste der Stadtbaudirektor Nägele massiv verteidigen. Die Mauer war baufällig geworden, vor allem, weil man die sie haltenden Schuppen demontiert hatte. Hierzu gab der neugegründete Geschichts- und Heimatverein seine erste Stellungnahme ab. Die Mauer stelle keine Gefährdung dar, das Franziskanerkloster wäre bis dahin im Grundaufbau vollständig erhalten gewesen, ein hoher städtebaulicher Schaden, da mittelalterliche Bossenquaderbogen und gotisches Maßwerks verloren seien.

Es gab viele Vorschläge auch ein Gutachten von Dr. Ing. Schmidt aus Augsburg, die sich des Themas annahmen. Ziele waren: kulturelle Aufwertung, Zusammenlegung von kleinen Häusern, Autoverkehr vor die Tore, abgestimmte Farbgebung. Stadtarchivar Dr. Fuchs lehnte einen Eingriff in die Struktur dieses Gebiets entschieden ab, da es eine selten vorkommende Konstruktion sei. Er warnte vor einer Uniformierung des Stadtbildes. Gerade die vor- und zurückweichenden Baufluchten, der Wechsel in der Höhe der Fenstersimse und Dachtraufen brächten reizende Aspekte. Allerdings gab es auch Befürworter, die gegen die Abrissbirne nichts einzuwenden hatten. Einige Besitzer ließen ihre Häuser zerfallen,

bis sie einsturzgefährdet waren. Der Neubau der Metzgerei Paul galt als gelungener Beitrag zur Altstadtsanierung. Die Innenstadtsanierung beherrschte noch die folgenden Jahrzehnte.

Gebaut wurde viel: Kinderkrankenhaus mit Schwesternhaus, Werkhof, Friedhofserweiterung, Südzufahrt, Altstadtsanierung, Erschließung des Mittleren Steppach, Baugebiet Wöschhalde für 6.000 Menschen, Bebauungsplan für den Kopsbühl, Grundschule Steppach und Kindergarten am Warenbach, Niedere Tor Sanierung. Hier intervenierte der Gemeinderat und plädierte nach der Hälfte der Bauzeit erfolgreich für eine bessere Straßenführung, da die Verkehrsplaner die Größe der Busse unterschätzt hatten und diese daher kaum aus der Haltestelle ausfahren konnten, ohne die Umgrenzung zu überfahren.



Abb. 3: Best. 5.2.4, Nr. 2368.

Die Flut von Ampeln nahm zu. Aufregung herrschte über eine dritte Ampel auf der Goldenbühlstraße. Bürgermeister Müller verkündete, dass diese den Verkehrsfluss nicht hindere.

Oberzentrum – Region Schwarzwald-Baar-Heuberg

Die anstehende Verwaltungsreform, die in Baden-Württemberg bevorstand, machte vielen eher Angst, denn man glaubte nicht daran, dass dies zur Vereinfachung der Verwaltung und zu Kosteneinsparung führen könnte. Die Neueinteilung der Kreise, d.h. die Aufgabe des Kreises Villingen, stieß auf Ablehnung. Es war bisher nur von der Bildung von Oberzentren gesprochen worden, doch bald wurden daraus Eingemein-

dungen von kleineren Orten in größere. Die Globalisierung nahm Formen an. Vielleicht war dies durchaus ein Gedanke, der zur Vereinsgründung führte. Man wollte in einer immer näher rücken- den Welt das Besondere des Ortes erhalten. Dies war sicher auch der Anlass, warum die ande- ren ehemals selbständigen Orte alle eine eigene Ortschronik mit Hilfe des Stadtarchivs erstell- ten. Man brauchte einen Anker je mehr man an Daten aus der Welt erfuhr.²



Abb. 4: Best. 5.2.4, Nr. 2370.

Ab 1967 starteten die Verhandlungen für ein Oberzentrum Villingen/Schwenningen. im Kreistag vertrat Kreisverordneter Dr. Haas die Meinung, dass ein Oberzentrum Villingen/ Schwenningen gut sei, da es aufgewertet und besser ausgestattet werde. Er rechnete Dürrhein zum Oberzentrum.

Am 11.1.69 machte Wilhelm Binder den Vor- schlag, einen Stadtkreis Villingen-Schwenningen zu errichten, dafür seien 100.000 Einwohner nötig. Er war der festen Überzeugung, dass diese Zahl bald erreicht sein werde. Das Regierungs- präsidium unterstützte den Vorschlag.

Die VHS Schwenningen führte Forumsgesprä- che im Deutenberg-Gymnasium zu diesem The- menbereich durch. Villingen durften kostenlos mit dem Bus dorthin fahren.

Den Zusammenschluss der Städte bezeichne- ten viele 1969 noch als Zukunftsmusik. Man trat für die Politik der kleinen Schritte ein und die Fusion sollte Modellcharakter bekommen. Die Stadt Rottweil war gegen eine Stadtfusion, da sie die Aufgabe ihres Kreisstadtstatus fürchtete.

Gegen den Städtezusammenschluss wandte sich die „Aktion Villingen“. Man war der Ansicht, allein ginge es besser. Ein Argument der Aktion stellte sich als zutreffend heraus, die Kosten für die Verwaltung wurden nicht weniger.

Bei vielen Projekten in der Zeit dachte man daher zweigleisig. Man wollte viele Institutionen und Sportanlagen gemeinsam betreiben, dachte aber zugleich auch an die Alternative, wenn dies nicht gelänge. So gab es Überlegungen, ein gemeinsames Krankenhaus zu bauen. Die Über- schrift lautete: „Die Weichen für den Bau des Kreiskrankenhauses sind gestellt“. Minimalziel war die Verwaltung der zwei Krankenhäuser unter einer Leitung.

„Soll Villingen ein eigenes Rollschuh- und Eis- stadion bauen?“ Diese Schlagzeile gibt die Forde- rung des Roll- und Schlittschuhclubs Villingen 1932 wieder. Bisher lief man Schlittschuh auf dem Eisweiher an der Waldstraße. Nun möchte man ein Stadion auf dem Gelände des FC 08 errich- ten, damit zwei gleichartige Veranstaltungshallen nicht so eng beieinander liegen, wenn es zur Bil- dung eines Oberzentrums komme.

Auch ein großes Schwimmbad zusammen mit Schwenningen und Bad Dürrhein war in dem Gebiet zwischen den Städten angedacht. Der Gemeinderat wollte als Alternative ein neues Freibad in Steinkreuzwiesen geplant wissen, dass in Etappen gebaut werden könnte. Die Vorgaben waren: Wellenbad mit 21 x 50 m, ein Plansch- becken, Wohnungen für das Personal, Umklei- deräume (beheizt und unbeheizt) mit Schließ- fachsystem, Kiosk mit Sitzplätzen, Sprungbretter mit 1, 3 und 5 m Höhe und eine Überdachung bei schlechtem Wetter. Dr. Gebauer sprach sich daher auch gegen die Erweiterung des Freibades in der Lupfenstraße aus.

Kultur

Nach Jahrzehnte langen Debatten sollte 1968 eine neue Initiative unternommen werden, um eine Musikschule für Kinder und Jugendliche unter neutraler Leitung zu gründen. Als Vorbild galt Schwenningen. Als Grundlage diente ein jährlicher städt. Zuschuss. Initiatoren der Idee

waren Kantor Heinrich Schmidt-Seeger und Schulamtsdirektor Helmut Heinrich. Die Kosten für Eltern pro Monat 9–14 DM für wöchentlich vier Stunden.

Maler Richard Ackermann wurde anlässlich seines 75. Geburtstags geehrt im Matthäus Hummel Saal, Ausrichter Volksbildungswerk, Redner Helmut Heinrich, der Auftrag und Ausführung des Künstlers im Allgemeinen und anschließend das Werk des Künstlers im Besonderen vorstellte. Höhepunkt des Abends bildete das Referat Ackermanns über seine Farbbildmappe „Flammen und Strahlen“, eine Farbbildfolge, 1966 entstanden, in der er nach seinen eigenen Worten „das Hinfinden lernen zur Entwirrung des Lebens“ konkret und abstrakt aufzeigen will. Bürgermeister G. Müller bedankte sich im Namen der Stadt. (13. 12. 67)

Träger des Villinger Kulturlebens: Volksbildungswerk und Theater Gemeinde, Kulturamtsleiter Willi Hacke. Rund 150 Veranstaltungen in 10 Monaten, d.h. jeden zweiten Tag fand ein Theatergastspiel, eine Filmvorführung, ein Vortrag oder ein Konzert statt. Schulamtsdirektor Helmut Heinrich war eine bekannte und engagierte Person des Kulturlebens.

Ein Werbeträger nicht nur für die Firma sondern auch für die Stadt war das Saba Werksorchester unter Leitung von Joe Bülow. Es gab etliche Konzerte in nah und fern.

Der Gemeinderat stimmte dem Umbau des Theaters am Ring mit Erweiterungsbau zu. Ins Untergeschoss kamen die Räume für das Kulturamt. Ferner vorgesehen waren Verbesserungen im Zuschauerraum und der technischen Anlagen, sowie eine Parkplatzerweiterung.

In manchen Bereichen ändert sich wenig, Gebühren für Kindergärten stiegen, da städtische Zuschüsse nicht ausreichten, von 20 auf 25 DM für das erste Kind.

1968 fehlten 4.769 Gymnasiallehrer allein in Baden-Württemberg. 1969 war der Lehrermangel an Berufsschulen gravierend. Gegen den Lehrermangel sollte eine rechtzeitige Planung helfen, dies ist leider bis heute nicht gelungen. Am 19. 3. 69 feierte die Landwirtschaftsschule 100

Jahre, aber es wurden keine Festreden gehalten, da die Landwirtschaft Hilfe brauchte. 1969 gab es eine Blattlausplage, die nur eine mittlere Ernte bei Kern- und Steinobst einbrachte und eine sehr schlechte Kartoffelernte zuließ.

Der Kreistag stimmte der Erweiterung der Gewerbeschule zu. Die Kosten waren hoch, denn 1,5 Mio. waren allein für die Ausrüstung der Werkstätten veranschlagt. Für die Bauten kamen 2 Mio. vom Staat und über ein Darlehen 4 Mio..

17.9.1969 wurde die Bickebergschule ihrer Bestimmung vom Architekten Schneble aus Konstanz übergeben. Sie hatte gleich 640 Schüler. Beim Bau der Bickebergschule hatte man eine fünf-Zentner-Bombe gefunden. Sie war mit Flakgranaten vergraben worden.

Bei den Ausgrabungen für das neue zweite Gymnasium „Hoptbühl“ entdeckten die Bauarbeiter bei den Ausschachtungen einen fast 1000-jährigen Brunnenschacht, der vermutlich aus dem 9.–11. Jahrhundert stammte. Die Bauzeit betrug zwei Jahre (1969 – 1971), der Spatenstich war am 18.8.1969. In dem preisgekrönten Plänen von Architekt Kaufmann gab es Nachbesserungen, denn die Schulzimmer wurden vergrößert und mehr Parkplätze angelegt. Ein Problem war die Verteuerung des Baustahls um 250 Prozent, der damals viele Bauprojekte verteuerte.

Heiß diskutiert wurde die Einrichtung eines Hauses der Jugend. Jede Gruppierung, die sich um Jugendliche kümmerte, hatte Angst um ihren Einfluss.

1968 bestand als einzige Frau die Villingerin Elfriede Hoog in Furtwangen ihr Ingenieurexamen.

Sport

Im sportlichen Bereich hat sich einiges verändert. Der FC 08 spielte im süddeutschen Regionalliga-Fußball. Ein Gegner war der FC Freiburg. Dies ist kein Schreibfehler, denn damals spielte der FC Freiburg um den Aufstieg in die Bundesliga.

Zum Spiel gegen den Karlsruher SC kamen 14.000 Besucher. Darauf war man nicht vorbereitet, denn es fehlten genügend Kassenhäuschen, die Verkehrsregelung war schwierig, denn es fehlten

Parkplätze, da die Wiesen morastig waren. Einige sind gleich wieder nach Hause gefahren.

Der FC 08 wollte eine Entschädigung von der Stadt wegen des verzögerten Stationsausbaus, da es dadurch geringere Einnahmen gab. Das schlechte Wetter verhinderte zudem den Losverkauf zugunsten der Nachwuchsförderung. Der Verein verwies darauf, dass andere Regionalligavereine durch die Kommunen unterstützt würden.

Als der FC Bayern gegen den FC 08 spielte, zog er ins Gustav-Strohm-Station in Schwenningen um, da dort bessere Bedingungen herrschten. Dies führte zum Wunsch, endlich eine Tribüne zu errichten. Der Tribünenbau im Friedengrund war danach monatelang ein Thema, da sich die Inbetriebnahme immer wieder verzögerte und dem Verein so Eintrittsgelder fehlten. Die Stadt meinte, eine Tribüne für 800 Personen müsste reichen, der 1. Vorsitzende Riegger wollte eine für 1.200 und war bereit, die Mehrkosten zu zahlen. Dies akzeptierte die Stadt.

1969 suchte der FC 08 Schneeschipper, damit nicht noch mehr Spiele wegen Schneefalls ausfallen.

Der Schachclub Villingen war sehr erfolgreich, er schlug sogar Tabellenführer Konstanz.

Sportliche Erfolge gab es bei vielen Nachwuchssportlern, z. B. im Freistilringen und bei den Judokas.

1969 fanden noch Seifenkistenrennen am Warenbach statt. Allerdings organisatorisch ein Kraftakt, da nicht genügend Helfer zur Verfügung standen. Zuschauen war einfacher und interessanter.

Es gibt sicher noch viele Geschichten und Ereignisse aus der Zeit, aber diese Auswahl gibt einen kleinen Einblick in die damaligen Probleme und Problemchen.

Anmerkungen:

¹ Die angeführten Ereignisse basieren auf Artikeln des „Südkurier“ und aus der Stadtchronik SAVS Best 5.22.

² Zu den Abläufen bis zur Gründung der gemeinsamen Stadt s. Heinrich Maulhardt: Chronologie des Zusammenschlusses 1967 bis 1975. In: Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen Bd II. Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen 2017, S. 604–668.

Vertrauensfragen: Was kann man aus Weimar lernen?

Thomas Schnabel

„Vertrauen ist die Zuversicht, mit der man sich auf einen Andern verläßt. Der Erzieher soll seinen Zöglingen Vertrauen beweisen, wo sie es irgend verdienen, oft sogar, um sie dessen würdig zu machen.“¹ So heißt es in einem Universal-Lexikon der Erziehungs- und Unterrichtslehre für ältere und jüngere christliche Volksschullehrer aus dem Jahr 1842. In den allgemeinen Lexika dieser Zeit findet man im übrigen das Stichwort „Vertrauen“ nicht.

Bezeichnenderweise taucht das Stichwort dann wieder 120 Jahre später in einem längeren Artikel in dem Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ auf. Darin heißt es: „V.(ertrauen, T.S.) ist ein Grundphänomen, ohne das die Kommunikation zwischen Menschen ausgeschlossen wäre. Nicht nur dem, den wir kennen und von dem wir wissen, dass er unseres V.(ertrauen, T.S.) s würdig ist, sondern auch Menschen, die uns völlig fremd sind, begegnen wir mit natürlichem V.(ertrauen, T.S.). Erst wenn sich jemand durch sein Verhalten verdächtig macht, oder wenn die äußeren Umstände sich zuspitzen, etwa in Kriegszeiten, sind wir auf der Hut und werden mißtrauisch... V.(ertrauen, T.S.) heißt sich selbst ausliefern. Daher reagieren wir schon bei verhältnismäßig geringfügigen Dingen heftig, wenn unser V.(ertrauen, T.S.) mißbraucht wird.“²

Vertrauen ist aber nicht nur im zwischenmenschlichen Bereich von ausschlaggebender Bedeutung – ohne Vertrauen ist ein Zusammenleben nicht möglich, funktioniert letztlich auch keine Gesellschaft. „Insofern der Mensch mit dem V.(ertrauen, T.S.), das er erweist oder begehrt, einen größeren oder kleineren Teil seines Lebens der Macht des anderen preisgibt, ergibt sich aus dem V.(ertrauen, T.S.) die Forderung, das einem so ausgelieferte Leben des anderen zu wahren und zu schützen.“³

Wir erinnern uns in diesem Jahr an den Beginn des demokratischen Regierungssystems in Deutschland vor 100 Jahren. Revolutionen sind Folgen von tiefen Vertrauenskrisen. Das blinde Vertrauen der deutschen Bevölkerung von 1914 in seine politische und militärische Führung wurde mit dem Desaster im Herbst 1918 zutiefst mißbraucht. Daher reagierten Teile der Bevölkerung, wie es in dem Lexikonartikel hieß „heftig“. Das monarchische Regierungssystem wurde, von München und Berlin ausgehend zerstört. Selbst persönlich beliebte Monarchen wie der letzte württembergische König Wilhelm II. konnten sich diesem Sog nicht entziehen. Innerhalb weniger Tage waren über 1000 Jahre adelige Herrschaft weggefeht.

Nur dem Militär gelang es, seine katastrophale Niederlage mit der Dolchstoßlegende zu verschleiern. Der militärisch gescheiterte kaiserliche Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg wurde 1925 zum Reichspräsidenten der von ihm verachteten Republik gewählt. Sieben Jahre später im Frühjahr 1932 war die Katastrophe schon vorgezeichnet. Ein Reichspräsident Hitler konnte nur noch dadurch verhindert werden, dass sich selbst die demokratischen Parteien bis zur SPD für die Wiederwahl Hindenburgs einsetzten.

Innerhalb weniger Monate zerstörte er nicht nur das Vertrauen der Mehrzahl seiner Wähler, sondern die Republik komplett. Es begann mit dem Sturz Brüning und der Kanzlerschaft Papens. Daran schloss sich am 20. Juli 1932 der sogenannte Preußenschlag an, der Preußen und vor allem die dortige Polizei unter deutschnationale Kontrolle brachte. Mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933, dem Erlass der diversen Notverordnungen in den darauf folgenden Wochen, der Unterschrift unter das Ermächtigungsgesetz sowie des Schwei-

gens zu allen öffentlich sichtbaren Verbrechen der Nationalsozialisten, wurde er nicht nur zum Totengräber der Republik, sondern zum Verderber des Reichs.

Allerdings war nur ein relativ kleiner Teil der deutschen und speziell der südwestdeutschen Bevölkerung in den aktiven Umsturz 1918 verwickelt. Noch dramatischer zeigte sich der Vertrauensverlust aber im Schweigen und Tolerieren der Ereignisse durch die bisherigen Trägerschichten der Monarchie im Bürgertum. Die in Sigmaringen erscheinende „Hohenzollerische Volkszeitung“ drückte dies auf ihrer Titelseite am 11. November 1918 sehr deutlich aus, als sie schrieb: „Im Großen und Ganzen ging die Sache (die Revolution, T.S.) ohne größere Störungen vorüber, ein Beweis von der Disziplin in unserem Volke einerseits und von dem stillen Einverständnis weiterer bürgerlicher Kreise andererseits.“⁴

Knapp drei Monate später erklärte der konservative Zentrumsabgeordnete und spätere Staatspräsident Eugen Bolz in der verfassunggebenden Landesversammlung, dass man sich trotz der überstürzten Umstände auf den Boden dieser neuen Freiheiten stellen würde, „die dem Verfassungsentwurf zugrunde gelegt sind. Wir sehen darin nur eine naturgemäße Entwicklung, die über kurz oder lang doch hätte eintreten müssen. So wie aus dem Absolutismus sich allmählich die konstitutionelle Monarchie entwickelt hat, so mußte auch die konstitutionelle Monarchie schließlich zur Demokratie führen, sobald sich das Volk dazu reif fühlte, selbst die Regierung in die Hand zu nehmen.“⁵

Insofern war zu diesem Zeitpunkt bei der Mehrzahl der Menschen im Südwesten durchaus das Vertrauen in die Republik und die Demokratie vorhanden. Sie wurde nicht als etwas Fremdes, von außen aufgezwungenes empfunden, sondern als der Abschluss einer Entwicklung. Diese hatte 100 Jahre zuvor mit der ersten badischen Verfassung von 1818 und der ersten württembergischen Verfassung von 1819 begonnen, umfasste das Ringen um Reformen und politische Teilhabe in den vormärzlichen Kammern in Karlsruhe und Stuttgart, erreichte mit der Revolution von

1848/9 einen ersten Höhepunkt und ging bis zu den grundlegenden Verfassungsreformen von 1904/6.

Die weitere Entwicklung bis 1924 kennen Sie mindestens so gut wie ich. Die Niederschlagung der linken Aufstände, der trostlose Versailler Vertrag, der Kapp-Lüttwitz-Putsch von 1920, als Regierung und Nationalversammlung nach Stuttgart flohen, da ihnen nur dort Sicherheit garantiert worden war, der Verlust der parlamentarischen Mehrheit der Weimarer Koalition bei der Reichstagswahl 1920, die Kämpfe in Oberschlesien mit der einseitigen Parteinahme der Entente gegen Deutschland und für Polen, die Morde an Erzberger und Rathenau, deren Beerdigungen zu machtvollen Demonstrationen der Republikbefürworter geworden waren, die zahlreichen Fememorde und politischen Morde, die der Heidelberger Statistiker Emil Julius Gumbel schon zu Beginn der zwanziger Jahre akribisch aufgelistet und dabei auf die völlig unausgewogenen Aufklärungsraten und Urteile bei linken und rechten Verbrechen hingewiesen hatte, die sicherlich auch zu seiner Entlassung in Heidelberg bereits 1932 geführt hatte, der Einmarsch der Franzosen und Belgier in das Ruhrgebiet, aber auch in Teile Badens, wo die wichtige Rheintalbahnstrecke unterbrochen und die Häfen von Karlsruhe und Mannheim besetzt wurden und zum oberbadischen Aufstand vor allem in Lörrach beitrug, der passive Widerstand und der damit einhergehende Zusammenbruch der deutschen Währung in der Hyperinflation des Herbstes 1923, die zum Verlust der Ersparnisse weiter Teile der Bevölkerung führte, die Stabilisierungskrise von 1924 mit zahlreichen Entlassungen, sogar im Öffentlichen Dienst, der Tod von Reichspräsident Ebert, der zumindest teilweise eine Folge der rechten Hetze gegen ihn war und schließlich 1925 die Wahl von Hindenburg zum Reichspräsidenten.

Dies ist alles bekannt. Allerdings will ich dieses historische Allgemeinwissen mit einer Frage konfrontieren, die mir bei der Griechenlandkrise gekommen ist. Bei dieser Krise wurde und wird immer wieder darauf hingewiesen, dass noch stärkere Einschnitte bei Löhnen, Ren-

ten, Arbeitsplätzen die Demokratie im Land grundsätzlich in Frage stellen würde. Die Probleme der Weimarer Republik nach 1918 waren ungleich größer. Trotzdem funktionierte die Demokratie nach diesen Katastrophen immer noch. Im Gegenteil. Im Herbst 1923 stellten, wie Martin Sabrow kürzlich schrieb, „die beiden Systemkonkurrenten von links und rechts nach dem Hamburger Aufstand und dem Münchner Hitler-Ludendorff-Putsch die gewaltsame Infragestellung der fragilen demokratischen Ordnung vorläufig“ ein.⁶

Selbst die Wahl von Hindenburg 1925 kann man auch von einer anderen Seite betrachten. Der kaiserliche Feldmarschall stellte sich einer demokratischen Wahl, deren Gewinn er übrigens den Gebieten östlich von Oder und Neisse sowie von Bayern zu verdanken hatte. Auf dem Territorium der heutigen Bundesrepublik hätte sein Konkurrent Wilhelm Marx von der Zentrumspartei knapp die Nase vorn gehabt. Am 12. Mai 1925 legte Hindenburg „den Eid auf die Weimarer Verfassung im Reichstag ab“, den ihm der sozialdemokratische Reichspräsident Paul Löbe abgenommen hatte.⁷ Einen Tag zuvor hatte der sozialdemokratische Oberpräsident von Hannover Gustav Noske Hindenburg am Bahnhof mit den Worten verabschiedet: „Im gläubigen Vertrauen hofften Millionen von Menschen, dass es dem neuen Reichspräsidenten gelingen möge, Besserung der sozialen Verhältnisse und eine Linderung des Druckes von außen für unser Vaterland herbeizuführen.“⁸

In Württemberg regierte zu diesem Zeitpunkt eine Mitte-rechts-Regierung aus Bauernbund, Zentrum und Bürgerpartei unter Führung des reaktionären Staatspräsidenten und Kultusministers Wilhelm Bazille, der noch vier Jahre zuvor mit dem Kapp-Lüttwitz-Putsch zumindest sympathisiert hatte. Auch in Berlin gab es nun deutschnationale Minister, die den Eid auf die Verfassung ablegten, die man noch wenige Jahre zuvor vehement abgelehnt und bekämpft hatte.

Schon im Reichspräsidentenwahlkampf hatte Wilhelm Marx in einer Radioansprache vom 24. April 1925 die Lage verhalten positiv eingeschätzt:

„Sie wissen alle, wie ungeheuer schwer der Weg Deutschlands in den letzten Jahren gewesen ist. Sie wissen aber auch, dass wir fühlbare Erleichterungen und Fortschritte erzielt haben. Die Wohltat einer stabilen Währung, einer neuen Anknüpfung internationaler Wirtschaftsbeziehungen, kurz alles, was immerhin nach dem furchtbaren Ruhrkampf langsam erreicht worden ist, war nur durch eine friedliche Entlastung der europäischen Politik möglich. Das neue Deutschland, das Deutschland der nationalen Demokratie, hat diese Fortschritte erzielt und ein gewisses Vertrauen bei vernünftigen Kreisen des Auslandes gewonnen ...“⁹

Dieser Glauben an eine Zukunft der Weimarer Republik, der sich in zahlreichen Jahresrückblicken in den Zeitungen Mitte der zwanziger Jahre finden lässt, spiegelt sich auch in der Gewerkschaftszeitung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes vom 2. Januar 1926 wider: „Für die Gewerkschaften war das Jahr 1925 ein Jahr des Aufbaus, der Wiedererstarkung und Wiedererkämpfung der nach der Inflation verlorenen Positionen. Fast alle Verbände befinden sich wieder im Aufstieg. Ihre Mitgliederzahlen heben sich und ihre Kassen haben sich wieder gefüllt... Das Vertrauen zur alten Schlagkraft der Gewerkschaften kehrt wieder zurück, und wenn es auch noch Jahre dauern kann, ehe die alten Mitgliederzahlen erreicht sein werden, so tut das ihrer Festigkeit keinen Abbruch. Die Gewerkschaften haben die Grundlage zu ihrer Größe und Bedeutung vor dem Kriege gelegt, mit geringeren Mitgliederziffern, als sie heute haben, und sie werden auf der alten Grundlage weiter bauen, mit der alten Kraft und Siegeszuversicht.“¹⁰

Selbst in der Währungspolitik, die Deutschland so erschüttert hatte, kehrte die Zuversicht zurück, wie das 1927 in Freiburg erschienene Staatslexikon mit einem gewissen Stolz feststellte: „Der Neuaufbau des dtsh. G.(eldwesens, T.S.) hat sich, wie die Erfahrung gezeigt hat, durchaus bewährt. Die Reichsbank als Zentralnotenbank hat sich das erforderliche internat. Vertrauen, dass es ihr gelingen wird, die Währung

über alle Gefahren hinwegzubringen, in vollem Maß zurückerobert. Wir können heute mit aller Bestimmtheit feststellen, dass die Stabilität der dtsh. Währung heute mindestens ebenso gesichert ist wie die Währung irgend eines andern Landes.”¹¹

Vergessen wird heute gerne das hohe Niveau intellektueller Auseinandersetzungen auch in Bereichen, die wir, nicht zu Unrecht, als überwiegend demokratie- und republikkritisch bis -feindlich einschätzen, wie beispielsweise bei den Juristen. Michael Stolleis, einer der bedeutendsten Rechtshistoriker der Bundesrepublik schrieb schon vor 15 Jahren: „Nie wieder sind seither der politische Charakter des Staatsrechts, der Ausnahmezustand, der Prozeß staatlicher Integration, die Funktionsvoraussetzungen der Demokratie und der Wissenschaftscharakter der Rechtswissenschaft mit solcher intellektuellen Energie und sachlichen Leidenschaft diskutiert worden.“ Stolleis konstatiert, dass „noch die Staatslehre der Bundesrepublik (...) jahrzehntelang von diesen Texten zehren und eigenen Positionen in Zustimmung oder Widerspruch mit ihnen ausbilden (sollte).“¹²

1928, als die demokratischen Parteien der Mitte sowohl die Reichstagswahl als auch die württembergische Landtagswahl gewonnen hatten, zeichnete der Literaturnobelpreisträger und Vernunftrepublikaner Thomas Mann in einem Beitrag ein hoffnungsvolles Bild für die erste deutsche Demokratie und ihre Belastungen: „... die Herstellung seines inneren Gleichgewichts ist nur eine Frage der Zeit, der Geduld. Lasst weitere 10 Jahre vergehen, lasst die heute 16-Jährigen, die alles schon soviel ruhiger ansehen, Männer geworden sein und kaum noch ein Achselzucken wird es unter uns geben über das, was uns jetzt so trübselig entzweit. Welche Minderwertigkeitsgefühle werden dann noch über zu kompensieren sein und wer etwa noch wird sich das Blut vergiften lassen durch den „Kriegsschulddparagraphen“, jenes Menschenwerkes, das man den Versailler „Friedensvertrag“ nennt? Wer wird auch außerhalb Deutschlands diese Frage noch ernst nehmen?“¹³

Diese zehn Jahre blieben der Weimarer Republik aber nicht. Im Oktober 1929 brach die Weltwirtschaftskrise aus, die Deutschland als schwächstes Glied der Industrienationen besonders hart traf. Dazu kamen politische Fehler der Parteien, wie z.B. beim Auseinanderbrechen der Großen Koalition im Frühjahr 1930 sowie die vorgezogenen Neuwahlen zum Reichstag im September 1930, die Hitlers kometenhaften Aufstieg einleiteten. Ein Blick auf Baden macht dies deutlich. Dort fanden die letzten Landtagswahlen turnusgemäß im Oktober 1929 statt. Diese brachten den Nationalsozialisten zwar ein überraschend gutes Ergebnis mit 7 % der Stimmen und sechs Sitzen, aber die seit 1919 stabile Landtags- und Regierungsmehrheit aus Zentrum und SPD blieb bis Ende 1932 erhalten, als die Koalition an den Auseinandersetzungen über das badische Konkordat zerbrach.

Dazu kam die Vermischung von Wirtschafts- und Revisionspolitik unter Brüning, die zwar im Sommer 1932 zum faktischen Ende der Reparationen geführt, aber gleichzeitig aufgrund der Millionen von Arbeitslosen das Vertrauen der Menschen in die Regierung, in die Parteien und in die Demokratie nachhaltig erschüttert hatte. Allerdings wollten in der Krise die Parteien auch immer weniger die Verantwortung für zwangsläufig unpopuläre Entscheidungen übernehmen. So erklärte der württembergische Staatspräsident Eugen Bolz im Herbst 1932 im Stuttgarter Landtag, dass er das Parlament ausgeschaltet und mit Notverordnungen regiere, um die württembergischen Finanzen, „die bisher in Ordnung waren, nicht verludern zu lassen.“ „... in der klaren Erkenntnis, keine Zustimmung beim Volke zu finden und keine Zustimmung beim Landtag zu finden“¹⁴, habe sich die Regierung zu diesem Schritt entschlossen.

Dabei kam Württemberg unter allen deutschen Ländern noch am besten durch die Krise und das politische System vor allem auf Ortsebene funktionierte mit der Direktwahl des Bürgermeisters und dem komplizierten aber sehr am persönlichen Kandidaten, Kandidatinnen gab es noch nicht viele, orientierte Gemeinderatswahlrecht

mit Kumulieren und Pananschieren noch gut. Vor 1933 gelang es nur einem Nationalsozialisten in Württemberg als Bürgermeister gewählt zu werden.

Allerdings sollte diese scheinbare Stabilität nicht darüber hinwegtäuschen, dass es eine tiefe Vertrauenskrise gab, die allerdings erst 1933 so richtig zum Vorschein kam, als Hitler bereits Reichskanzler geworden war. Selbst im bis dahin so gefestigt erscheinenden katholischen und sozialdemokratischen Milieu stießen die Nationalsozialisten auf keinen breiten Widerstand. Der damalige Wahlkampforganisator des Zentrums in Oberschwaben und spätere Mitbegründer der CDU und Aalener Landrat Anton Huber hat dies im Rückblick sehr eindrücklich geschildert. „Die Wahlergebnisse bringen noch nicht die Stimmung der Bevölkerung in ihrer vollen Wirklichkeit zum Ausdruck. Man darf nicht meinen, dass die Wähler, die ihrer Zentrumsparterie oder ihrer SPD bis zuletzt die Treue gehalten haben, zufriedene Wähler gewesen seien. Auch von ihnen waren viele an der Staatsführung und an ihrer Partei verzweifelt. Aber es gibt die Nibelungentreue; komme was wolle! Man hat Zentrumsversammlungen erlebt, dass man zum Schluß glaubte, dass da kein einziger mehr Zentrum wählt. Die Erschütterung des Vertrauens ging noch viel weiter und noch viel tiefer als in den Wahlergebnissen zum Ausdruck kommt.“¹⁵

Einen weiteren schweren Rückschlag des Vertrauens bedeutete der Verlust des Gewaltmonopols des Staates. Wie wichtig dies auch heute noch ist, zeigte die berechtigte Aufregung über die Ereignisse beim G 20-Gipfel in Hamburg, als die Polizei für einige Stunden die Kontrolle über mehrere Straßen verloren hatte. Am Ende der Weimarer Republik dominierten uniformierte Parteiarmeen die Straße, von der SA bis zum Roter Frontkämpferbund. Zur Stabilität in Württemberg und teilweise auch in Baden hatte wesentlich beigetragen, dass es hier der Polizei besser gelungen war, die öffentliche Sicherheit zu gewährleisten. Allerdings stießen die Forderungen der süddeutschen Innenminister nach

einem dauerhaften Verbot der Parteiarmeen oder zumindest eines Uniform- und öffentlichen Aufmarschverbotes in Berlin auf taube Ohren. Dort versuchte Reichskanzler Papen die NSDAP dadurch für sich zu gewinnen, dass er die Verbote aufhob. In der Folge kam es reichsweit wieder zu Ausschreitungen mit zahlreichen Toten und Verletzten.

Norbert Elias hat dieses Problem in seinen Studien über die Deutschen treffend zusammengefasst. „Die Wirtschaftskrise der Jahre 1929 betraf ganz gewiß nicht Deutschland allein. Aber sie stand in Deutschland damals in einer Doppelbinder-Beziehung zu einer bürgerkriegsartigen politischen Krise. Die beiden Krisenaspekte verstärkten sich gegenseitig. Die durch die politische Krise vertiefte ökonomische Krise schürte das Feuer der gewalttätigen politischen Auseinandersetzungen, und diese jene. Letzten Endes scheiterte die Weimarer Republik an der strukturellen Schwäche ihres Gewaltmonopols und der zielbewußten Nutzung dieser Schwäche zur Zerstörung des parlamentarisch-republikanischen Regimes durch bürgerliche Organisationen, die sich mangels einer parlamentarischen Tradition durch dieses Regime benachteiligt fühlten.“¹⁶

Im Unterschied dazu konnte Hitler bei der großen Mehrheit der Deutschen zwischen 1933 und 1941 so viel Vertrauen erwerben, dass ihm die Gefolgschaft, wenn überhaupt, erst verweigert wurde, als es um das eigene Dorf, die eigene Stadt ging. Erst dann wollten einige mutige Menschen, wie es ein katholischer Pfarrer im Juli 1945 aus der Nähe von Philippsburg schrieb, „nicht einer verlorenen Sache die Heimat opfern.“¹⁷ Da es nicht alle Deutschen so sahen, kam es bei Kriegsende auch im Südwesten noch zu zahlreichen Morden nicht nur an KZ-Insassen, sondern auch an „normalen“ Deutschen, die ihr Hab' und Gut retten wollten.

Bevor ich nun auf die möglichen Erfahrungen aus Weimar komme, von denen wir auch heute noch lernen können, will ich sie noch ein wenig in die ersten 13 Jahre der zweiten Nachkriegszeit mitnehmen, also genau die Zeitdauer, welche die Weimarer Republik umfasste.

Eigentlich sollte man meinen, dass die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 keinen Spielraum für Interpretationen lassen konnte, zumal die Deutschen gerade im Südwesten die letzten Wehrmachtseinheiten in ihrem desolaten Zustand und die bestens ausgestatteten amerikanischen Truppen mit ihrer schier endlosen Materialüberlegenheit erlebt hatten. Im November 1952 fragte das Institut für Demoskopie in Allensbach: „Glauben Sie, Deutschland hätte den letzten Krieg gewonnen, wenn es keine Widerstandsbewegung gegen Hitler gegeben hätte?“ Immerhin glaubten 21 % der Deutschen „Ja, gewonnen“ und 15 % „Vielleicht gewonnen“. „Nein, nicht gewonnen“ meinten 45 % der Befragten, wobei sich hier große Diskrepanzen zwischen Männern, die zu 55 % einen Einfluss der Widerstandsbewegung verneinten und Frauen, bei denen der Anteil nur bei 35 % lag. „Weiß nicht“ antworteten 9 % der Männer und 29 % der Frauen.¹⁸

Nicht einmal jeder zweite Deutsche war sieben Jahre nach Kriegsende der Überzeugung, dass die Widerstandsbewegung gegen Hitler keinen Einfluss auf den Kriegsausgang gehabt hatte. Über ein Drittel hielt es für möglich, dass Deutschland den Zweiten Weltkrieg ohne Widerstandsbewegung gewonnen hätte und fast ein Fünftel hatte keine Meinung dazu. Nun fehlen uns demoskopische Erhebungen aus der Weimarer Republik. Insofern gibt es keine Erhebung zur Dolchstoßlegende. Ob allerdings die Zahlen bei einer Umfrage 1926, also ebenfalls sieben Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges so viel deutlicher ausgefallen wären, darf bezweifelt werden, wenn man die Wahlergebnisse der einzelnen Parteien als Anhaltspunkt gelten lässt.

Gleichzeitig stellten die Demoskopen vom Bodensee noch eine andere Frage: „Glauben Sie, dass es uns heute in Deutschland besser ginge, wenn es keine Widerstandsbewegung gegen Hitler gegeben hätte?“ Hier unterschieden sich die Antworten von Männern und Frauen erheblich. Je 14 % meinten „Ja, besser“ (18 % der Männer und 11 % der Frauen) und „Vielleicht besser“ (14 % der Männer, 13 % der Frauen. Ein starkes

Drittel, nämlich 38 % glaubten „Nein, nicht besser“ (46 % der Männer und 32 % der Frauen). Ein weiteres Drittel (34 %) wusste es nicht (22 % der Männer und 44 % der Frauen).¹⁹

Nach diesen Zahlen überrascht es nicht, dass auch die Wertschätzung der Männer des 20. Juli 1944 in einer Umfrage vom Juni 1951 nicht besonders gut ausfiel. Gerade einmal 40 % der Befragten ergriffen Partei für sie (43 % der Männer und 38 % der Frauen). Gegen sie sprachen sich 30 % aus (38 % der Männer und 24 % der Frauen. Fast jeder Fünfte hatte kein Urteil oder war im Urteil schwankend (14 % der Männer und 26 % der Frauen).²⁰

Im Oktober 1954, nachdem der in der Bevölkerung hochgeschätzte Bundespräsident Theodor Heuss am 20. Juli seine große Rede zum 10. Jahrestag des Staatsstreich-Versuches gehalten hatte, war eine deutliche Mehrheit der Bevölkerung und fast zwei Drittel der befragten Männer der Meinung, dass überlebende Widerstandskämpfer ein hohes Regierungsamt haben sollten bzw. es auf den Einzelnen ankomme. Nicht einmal jeder Vierte lehnte dies auf jeden Fall ab. Jeder zehnte Mann und jede dritte Frau waren allerdings unentschieden bzw. hatten kein Urteil.²¹

Zur selben Zeit fiel die Einschätzung der Bevölkerung gegenüber den Emigranten sehr viel schlechter aus. „Nun eine Frage über die Emigranten, die wegen Hitler ins Ausland gingen. Manche Leute sagen, wer während des Krieges vom Ausland gegen Hitler gearbeitet hat, soll heute kein hohes Amt in der Regierung haben. Was ist ihre Ansicht dazu?“ Diese Meinung teilten fast 40 % der Bevölkerung (45 % der Männer und 34 % der Frauen), während ihnen gerade einmal 13 % ein hohes Regierungsamt anvertrauen wollten. Auf den Einzelnen wollte es jeder Vierte ankommen lassen. Wie bei den Widerstandskämpfern hatte jeder zehnte Mann und jede dritte Frau keine Meinung oder war unentschieden.²²

Bei dieser Einstellung wundert es einen nicht mehr, dass im November 1951 eine erdrückende Mehrheit (80 %) der Deutschen glaubte, dass es ihnen im 20. Jahrhundert zwischen 1945 und 1948 am schlechtesten gegangen war. Selbst die

Jahre seit 1949 galten als ähnlich schlecht wie die Zeit des Zweiten Weltkrieges (jeweils 8%). Etwas besser schnitt die Weimarer Republik ab. Ob das gute Abschneiden der Jahre 1914 - 1919 vor allem daran lag, dass die Mehrzahl der Befragten diese Zeit nicht mehr so bewusst erlebt hatte, muss offen bleiben.²³

Schon ein Jahr zuvor waren die Deutschen nach der Zeit gefragt worden, in denen es ihnen nach ihrer Auffassung am besten gegangen war. Knapp an der Spitze lag das Kaiserreich mit 45%, dicht gefolgt von den Jahren 1933 - 1938 mit 40%. Dagegen brachte es die Weimarer Republik gerade einmal auf 7%, während sich Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit mit jeweils 2% die letzten Plätze teilten.²⁴ Schlechter als die zweite Nachkriegszeit in diesen Umfragen hätte eine Umfrage zur ersten Nachkriegszeit Mitte der zwanziger Jahre auch nicht ausfallen können.

In den fünfziger Jahren war das Buch des Schweizer Journalisten Allemann, „Bonn ist nicht Weimar“ ein großer Erfolg.²⁵ Allerdings sollte man vielleicht doch eher fragen, warum Bonn nicht Weimar wurde? Hierzu möchte ich Ihnen einige Überlegungen vorstellen. Häufig wird bei den Betrachtungen von Weimar auf das zersplitterte Parteiensystem hingewiesen. Demgegenüber hatten die vier Alliierten nach 1945 nur vier Parteien lizenziert, CDU, SPD, eine liberale Partei aus der später die FDP wurde und die KPD.

Wenn man nun die ersten westdeutschen Wahlen von 1949 mit der Wahl zur deutschen Nationalversammlung vergleicht, so ergibt sich ein überraschendes Bild. 1919 schickten neun Parteien Abgeordnete in das Parlament, während 1949, wenn man CDU und CSU als eine Partei zählt, zehn Parteien in den ersten Bundestag einzogen. Dazu kamen noch drei parteilose Abgeordnete. Erst danach begann sich das erwartete Bild zu entwickeln. 1920 sind es 13 Parteien im Reichstag und 1928 dann sogar 15 Parteien. Dagegen reduzierten sich im Bundestag die Parteien zügig. 1953 schafften noch sechs Parteien, dank 5%-Klausel, den Einzug ins Parlament, acht Jahre später waren es dann nur noch drei.

Erst in den achtziger Jahren kamen die Grünen, in den neunziger PDS/Die Linke und seit 2017 die AfD hinzu, sodass jetzt wieder sechs Parteien im Bundestag vertreten sind.

In der zweiten Nachkriegszeit gab es keine Infragestellung des staatlichen Gewaltmonopols, das von den Alliierten beansprucht und durchgesetzt wurde. Ein beeindruckendes Beispiel dafür sind die amerikanischen Reaktionen auf Ausschreitungen im Anschluss an eine große Protestkundgebung der Gewerkschaften am 28. Oktober 1948 in Stuttgart gegen die unsozialen Folgen der Währungsreform. Nach Ende der Veranstaltung kam es in der Königstraße zu Plünderungen und Auseinandersetzungen mit deutscher Polizei und amerikanischer Militärpolizei. Obwohl Deutsche und amerikanische Militärregierung in Stuttgart von unpolitischen Krawallen ausgingen, wollte der amerikanische Militärgouverneur Lucius D. Clay, vermutlich auch aufgrund der laufenden Berlin-Blockade durch die Sowjets, ein Exempel statuieren.

Der Gewerkschaftsvorsitzende Hans Stetter musste sich vor Clay in Frankfurt rechtfertigen, der ihm erklärte, vorerst von einem Verbot der Gewerkschaften abzusehen. Allerdings verhängte er ein Ausgangs- und Demonstrationsverbot über Stuttgart. Das Ausgangsverbot zwischen 21 und 4 Uhr wurde nach einer Woche wieder aufgehoben, das Demonstrationsverbot allerdings erst nach drei Wochen. Da sich die amerikanische Militärregierung in Stuttgart auch an das Ausgangsverbot hielt, ein deutlicher Protest gegen die Entscheidung Clays, erhöhte dies das Ansehen der Amerikaner in der Stadt erheblich. Die rund 120 Stuttgarterinnen und Stuttgarter, die sich in diesem Zusammenhang vor dem Militärgericht verantworten mussten, erhielten Geldstrafen bis 20 Mark.²⁶

Die brutalste Durchsetzung des alliierten Gewaltmonopols war die blutige Niederschlagung des Volksaufstandes vom 17. Juni 1953 in der DDR durch russische Panzer. Allerdings hatten auch die Westalliierten in der Bundesrepublik bis zum 2+4-Vertrag 1990 potentielle Eingriffsrechte, was aber in dieser Form öffent-

lich nicht bekannt war. So bedurfte es einiger Überredungskunst von deutscher Seite, die Amerikaner während der Auseinandersetzungen um die Nachrüstung in den achtziger Jahren, davon abzuhalten, die von Demonstranten blockierten Ausfahrten ihrer Raketendepots nicht selbst zu räumen.

Als weitere, schwerwiegende Belastung der Weimarer Republik gilt die weitgehende Übernahme der alten kaiserlichen Funktionsebenen in Verwaltung, Justiz und Militär. Nun war das Kaiserreich in wesentlichen Teilen bereits ein Rechtsstaat, die Polizei hatte keine uneingeschränkten Rechte usw. Oder anders ausgedrückt: der Unterschied zwischen dem Kaiserreich und der Weimarer Republik war deutlich geringer als der zwischen der nationalsozialistischen Diktatur und der Bundesrepublik. Nach 1945 gab es, wenn überhaupt, nur eine kurzzeitige Ausschaltung der alten Funktionsebenen. Spätestens mit der Gründung der Bundesrepublik und der Regelung über die Rechtsverhältnisse früherer Angehöriger des öffentlichen Dienstes im Jahre 1951 und 1953 kehrte der Großteil der bisher aus politischen Gründen, also einer starken Verstrickung in den NS-Staat, nicht wieder eingestellten Beamten in ihre alte Stellung zurück, sogar viele ehemalige Gestapo-Beamte.

In den fünfziger Jahren begann man sich in der Bundesrepublik und gerade auch im besonders erfolgreichen Südwesten im beginnenden Wirtschaftswunder einzurichten. 1953 waren die Entnazifizierungsakten in Baden-Württemberg mit Zustimmung aller Parteien gesetzlich von jeder Benutzung ausgeschlossen worden. 1955 hatte Bundeskanzler Konrad Adenauer mit seinem Besuch in Moskau die letzten deutschen Kriegsgefangenen zurückgebracht und die Bundesrepublik war der NATO, dem westlichen Verteidigungsbündnis beigetreten. In diesen Jahren wurden auch die letzten, von den Westalliierten nach 1945 verurteilten deutschen Kriegsverbrecher vorzeitig aus der Haft entlassen. Damit schien die „unselige Vergangenheit“ tatsächlich zu vergehen.

Diese Vergangenheit ließ sich aber nicht verdrängen. Ende 1955 setzten Ermittlungen zu Erschießungen von Tausenden von jüdischen Litauern ein, nachdem der verantwortliche ehemalige Polizeidirektor von Memel auf seine Wiedereinstellung in den Öffentlichen Dienst geklagt hatte. Im Laufe der Ermittlungen erkannten die Staatsanwälte die Dimension des Verfahrens, das 1958 als Ulmer Einsatzgruppenprozeß in die Geschichte einging.²⁷ Als Folge dieses Verfahrens wurde auf Anregung des Stuttgarter Generalstaatsanwaltes Erich Nellmann die Ludwigsburger Zentralstelle zur Verfolgung nationalsozialistischer Verbrechen gegründet, die inzwischen weltweit als vorbildlich für die Verfolgung staatlicher Verbrechen gilt.²⁸

Die DDR hatte immer wieder versucht, die Bundesrepublik mit Aktenveröffentlichungen als sicheren Hafen für NS-Verbrecher darzustellen. Dazu gehörte ein publikumswirksamer Prozeß gegen Hans Globke, den Kommentator der Nürnberger Rassengesetze und Staatssekretär in Adenauers Kanzleramt in Ostberlin oder die Vorwürfe gegen den Vertriebenenminister Oberländer, die diesen schließlich zum Rücktritt zwangen. Am 23. Mai 1957 startete die DDR „ihre vielleicht erfolgreichste Propagandaoffensive gegen die Bundesrepublik. Auf einer „internationalen Pressekonferenz“ in Ost-Berlin präsentierte Professor Albert Norden (der Chefpropagandist der SED, T.S.) eine Broschüre mit den Namen von 118 Juristen im bundesdeutschen Justizdienst: „Gestern Hitlers Blutrichter - Heute Bonner Justiz-Elite“. Bis Ende 1959 wurden alle sechs Monate 200 weitere NS-Juristen „enttarnt“ – 200, 400, 600, 800 und schließlich 1000 „Blutrichter im Dienst des Adenauer-Regimes“.²⁹

Im Unterschied zu manch anderen Kampagnen der DDR waren die Angaben, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, korrekt. Zunächst wollte die Bundesrepublik die Vorwürfe als kommunistische Hetzkampagne darstellen und Stellungnahmen dazu vermeiden. Vor allem in Großbritannien stießen die Angaben der DDR auf großes Interesse und damit wuchs der Druck auf die Bundesrepublik, sich dieser Sache anzunehmen und die Einzelfälle zu überprüfen.

Da sich der Bundestag nicht auf eine Grundgesetzänderung einigen konnte, die eine Entlassung der nachweislich belasteten Richter und Staatsanwälte ermöglicht hätte, wurde das Richtergesetz am 14. Juni 1961 dahingehend verändert, dass belastete Richter und Staatsanwälte auf eigenen Antrag und bei vollen Bezügen in den vorzeitigen Ruhestand gehen konnten. Zwar wurde allen Betroffenen, die bis 1962 den Antrag nicht gestellt hatten, mit Disziplinarmaßnahmen gedroht. Da sich der Gesetzgeber nicht über die vorgesehenen Disziplinarmaßnahmen verständigen konnte, passierte nichts. Insgesamt erwartete man von 149 Richtern und Staatsanwälten einen entsprechenden Pensionsantrag, den bis Juni 1962 135 tatsächlich gestellt hatten. Damit war die Angelegenheit erledigt und kein NS-Richter wurde von einem bundesdeutschen Gericht für seine Urteile und Strafverfahren in der Zeit des Nationalsozialismus verurteilt.³⁰

Erst 1995 räumte der Bundesgerichtshof in einem Verfahren gegen einen ehemaligen Richter des Obersten Gerichts der DDR eine eigene Mitschuld daran ein, „dass die Strafverfolgung von NS-Richtern wegen „Rechtsbeugung in Tateinheit mit Kapitalverbrechen“ ausgeblieben war.“ Die „Selbst Amnestierung der bundesdeutschen Justiz“ bezüglich der NS-Verbrechen war geglückt.³¹

Allerdings wies der Nazi-Gegner und spätere Stuttgarter Generalstaatsanwalt und Oberlandesgerichtspräsident Richard Schmid 1965 auf zwei weitere Faktoren hin, die aus seiner Sicht den Unterschied zwischen der Justiz in der Weimarer Republik und der Bundesrepublik ausmachten. „Die Justiz in den Ländern der Bundesrepublik hat sich recht gut angelassen, was ich so erklärt habe, dass, anders als 1918, eine deutliche historische Zäsur, ein Ruck nach vorwärts stattgefunden hat, der auch der Beamten- und Richterschaft bewusst gemacht wurde, durch Okkupation, Denazifizierung, Auflösung des Beamtenverhältnisses. Unser Bundesverfassungsgericht hat dazu das Nötige gesagt, wie überhaupt dieses Gericht ein Hauptverdienst an den positiven Tendenzen unserer Rechtsprechung hat, weil es mit der Wer-

tordnung des Grundgesetzes sehr deutlich ernst machte. In der übrigen Rechtsprechung hat sich jene Wertordnung, nämlich der Vorrang des Menschen, des Einzelmenschen, noch nicht so deutlich durchgesetzt.“³²

Ein weiterer Kritikpunkt an der Weimarer Republik ist das mangelnde Vertrauen in die politische Elite, d.h. in erster Linie in die Abgeordneten. Nun sei dahingestellt, inwieweit das im Einzelnen stimmt. Denn gerade bei den Wahlen bei denen es auf den einzelnen Kandidaten bzw. die einzelne Kandidatin ankam, konnten sich die extremistischen Parteien auch am Ende der Weimarer Republik zumindest in Württemberg nicht so durchsetzen wie bei den listenbestimmten Land- und Reichstagswahlen, nämlich bei den Gemeinderatswahlen, den verschiedenen Kammerwahlen oder den Bürgermeisterwahlen. Vor 1933 gab es, wie bereits erwähnt, nur einen direkt gewählten Bürgermeister, welcher der NSDAP angehörte.

Auch hier ergaben Umfragen des Instituts für Demoskopie in Allensbach zu Beginn der Bundesrepublik ziemlich ernüchternde Ergebnisse, die sich allerdings innerhalb weniger Jahre wesentlich veränderten. Auf die Frage: „Glauben Sie, dass die Abgeordneten in Bonn in erster Linie die Interessen der Bevölkerung vertreten, oder haben sie andere Interessen, die ihnen wichtiger sind?“ antwortete im Mai 1951 nur jeder vierte „Interessen der Bevölkerung“, ein weiteres knappes Viertel hatte darauf keine Antwort. Fast ein Drittel der Befragten unterstellte den Abgeordneten persönliche Interessen und ein weiteres Viertel ging von Parteiinteressen und anderen Interessen aus. Allerdings stieg das Vertrauen der Bevölkerung in seine Abgeordneten innerhalb von drei Jahren bis Mai 1954 deutlich an. Nun bescheinigten fast 40 % der Befragten den Bonner Parlamentariern, für die „Interessen der Bevölkerung“ zu arbeiten. Für 22 % standen Partei- und andere Interessen im Vordergrund der Arbeit und nur noch 17 % glaubten, dass persönliche Interessen die Arbeit bestimmten.³³

Die Kapitulation nach dem Zweiten Weltkrieg war bedingungslos, das Land besetzt und

geteilt, die Spitzenvertreter von Partei und Staat verhaftet, soweit sie nicht Selbstmord begangen hatten. Insofern war die Situation nach 1945 sehr viel dramatischer als nach 1918. Beim Abschluss des Waffenstillstandes durch Matthias Erzberger stand kein feindlicher Soldat auf deutschem Boden. Vielmehr hatten deutsche Truppen vor allem im Osten noch riesige Flächen besetzt.

Wenn man jedoch ein Jahrzehnt weiter blickt, dann verschlechtert sich die Lage der Weimarer Republik gegenüber der Bundesrepublik dramatisch. Zwar gehörte Deutschland seit 1926 dem Völkerbund an, aber die linksrheinischen Gebiete waren noch besetzt, die Frage von Danzig ebenso ungeklärt wie die Zukunft der Reparationen. Das Deutsche Reich war zwar kein internationaler Paria mehr wie nach 1918 und dem Versailler Vertrag, aber noch lange kein gleichwertiger Partner.

Nach dem gescheiterten Eroberungskrieg und dem Massenmord an den europäischen Juden und den Slawen war Deutschland zwar moralisch am Ende, aber zumindest die Amerikaner machten den Deutschen bereits 1946 wieder Hoffnung, in die Völkergemeinschaft aufgenommen zu werden. In seiner berühmten „Rede der Hoffnung“ führte der amerikanische Außenminister James F. Byrnes am 6. September 1946 im Stuttgarter Opernhaus unter anderem aus: „Die Vereinigten Staaten können Deutschland die Leiden nicht abnehmen, die ihm der von seinen Führern angefangene Krieg zugefügt hat. Aber die Vereinigten Staaten haben nicht den Wunsch, diese Leiden zu vermehren oder dem deutschen Volk die Gelegenheit zu verweigern, sich aus diesen Nöten herauszuarbeiten, solange es menschliche Freiheit achtet und vom Wege des Friedens nicht abweicht... Das amerikanische Volk will dem deutschen Volk helfen, seinen Weg zurückzufinden zu einem ehrenvollen Platz unter den freien und friedliebenden Nationen der Welt.“³⁴

Gleichzeitig verkündete Byrnes, dass die USA, im Unterschied zur ersten Nachkriegszeit in Deutschland und Europa militärisch präsent bleiben würden, solange auch die übrigen Besatzungsmächte Soldaten im Land stationiert hät-

ten. Mit dem 1947/48 ausbrechenden Ost-West-Konflikt wurde die wenig später gegründete Bundesrepublik schnell in das westliche Wirtschafts- und Bündnisystem eingegliedert, 1952 in die sogenannte Montanunion, 1955 in die NATO und 1957 als Gründungsmitglied der EWG.

Obwohl die 1955 gegründete Bundeswehr ihr Offiziers- und Unteroffizierskorps, ebenso wie die ostdeutsche Nationale Volksarmee, fast ausschließlich aus alten Wehrmattsangehörigen rekrutierte - ähnlich wie die Reichswehr nach 1920 aus der alten kaiserlichen Armee, sind die Unterschiede gravierend. Statt eines Staates im Staate, welcher der Republik innerlich immer ablehnend bis distanziert gegenüberstand und die Revision des Versailler Vertrages anstrebte, gab es nun eine Parlaments- und Wehrpflichtigenarmee mit Bürgern in Uniform, deren Ziel ausschließlich die Landesverteidigung in einem großen Bündnis war.

Der entscheidende Unterschied zwischen Weimarer Republik und Bundesrepublik war allerdings die wirtschaftliche Entwicklung. Während auch nach der Inflation von 1923 die Wirtschaft nicht wirklich stark und für die Bevölkerung spürbar wuchs, sondern schon wenige Jahre später mit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise ein Millionenheer von Arbeitslosen entstand, denen nur die extremen Parteien NSDAP und KPD eine baldige Lösung vorgaukelten, verlief die Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik völlig anders.

Die Währungsreform von 1948 wurde als logische Konsequenz des verlorenen Krieges verstanden - im Unterschied zur Inflation von 1923, die man der jungen Demokratie anlastete. Nach anfänglichen Schwierigkeiten nahm die westdeutsche und vor allem die südwestdeutsche Wirtschaft spätestens mit dem Koreakrieg richtig Fahrt auf. Bereits Mitte der fünfziger Jahre fehlten trotz Millionen von Heimatvertriebenen und DDR-Flüchtlingen bereits Arbeitskräfte. In den sechziger Jahren kam dieses Wirtschaftswachstum dann auch in den breiten Bevölkerungsschichten an. Das Wirtschaftswunder versöhnte die Westdeutschen mit der zunächst so kritisch

betrachteten zweiten Demokratie nachhaltig. 1969 kam es zum ersten Machtwechsel in der Bundesrepublik und Willy Brandt kündigte in seiner Regierungserklärung 1969 an „Mehr Demokratie wagen“ zu wollen. Die Bundesrepublik war im Kreis der westlichen Demokratien angekommen.

Was kann man nun aus Weimar lernen? Zum ersten: Weimar war nicht so schlecht wie sein Ruf. „Die Revolution von 1918/19 gehört zu den Sternstunden der Freiheits- und Demokratiebewegung in Deutschland. Ihr verdanken wir die erste demokratische Republik. Sie gehört in eine Reihe mit 1848/49 und 1989. Es ist an der Zeit, sich mit Dankbarkeit, Stolz und Hochachtung an sie zu erinnern.“³⁵

Die Republik von Weimar hat Krisen gemeistert, die der Bundesrepublik bisher erspart geblieben sind. Ölpreisschock, RAF-Terror, Nachrüstungsdebatte, Weltfinanz- und Eurokrise trafen auf eine gefestigte Republik. Die Weimarer Demokratie war beim Ausbruch der Weltwirtschaftskrise noch nicht so gefestigt, dass sie von den Menschen das notwendige Vertrauen in die eigene Krisenbewältigungskompetenz erhalten hätte. Die Parteien von Mitte rechts bis Mitte links verweigerten sich unter dem Druck von KPD und NSDAP gemeinsamen Lösungsstrategien und entwickelten keine Perspektiven für die Menschen. Die alten, kaiserlichen Eliten sahen nun eine Chance, die nach wie vor ungeliebte Demokratie zu beseitigen. Es bestand weder im März 1930 eine sachliche Notwendigkeit die große Koalition aufzukündigen, noch im Mai 1932 Brüning zu stürzen oder am 30. Januar 1933 Adolf Hitler zum Reichskanzler zu machen. Zwar gelang es den alten Eliten, die Demokratie zu beseitigen und den milliardenschweren Osthilfeskandal unaufgeklärt zu lassen, allerdings, Ironie der Geschichte, zerstörte das nationalsozialistische Deutschland die Machtbasis dieser alten Eliten, die vor allem in Ostelbien gelegen hatte, so nachhaltig, dass sie nach 1945 kaum noch eine Rolle spielten.

Ein weiterer wichtiger, ganz aktueller Punkt wird bei einem Vergleich zwischen der Weima-

rer Republik und der Bundesrepublik deutlich. Die Politiker der zwanziger und frühen dreißiger Jahre suchten, weitgehend alternativlos, nationale Lösungen für die deutschen Probleme. Die Bundesrepublik entschied sich, ebenfalls weitgehend alternativlos, für internationale oder multilaterale Lösungen. Die Weimarer Republik und die Weltwirtschaft der Zwischenkriegszeit litten unter Zollschränken und Handelshindernissen, die das vor 1914 bereits erreichte Weltwirtschaftssystem weitgehend zerstörten und ganz wesentlich zu den verheerenden Folgen der Weltwirtschaftskrise nicht nur in Deutschland beitrugen. Mit der Beseitigung der zoll- und handelspolitischen Hindernisse in Europa, aber auch weltweit begann der bis heute anhaltende Aufstieg der Bundesrepublik. Oder anders ausgedrückt: Nationale Lösungen führten historisch in den Untergang. Multilaterale Lösungen brachten Deutschland einen historisch noch nie dagewesenen Aufstieg.

Geschichte kann keine Handlungsanleitungen für aktuelle Politik liefern, aber sie kann Erfahrungen aufzeigen, die für heutige Entscheidungen von großer Wichtigkeit sein könnten, wenn man sie denn kennen oder wahrnehmen würde. In diesem Sinne können wir nach wie vor und vielleicht leider mehr als noch vor einem Jahrzehnt für möglich gehalten, aus Weimar lernen. Wir sollten es allerdings auch tun.

Anmerkungen zu Aufsatz:

Vertrauensfragen: Was kann man aus Weimar lernen?

¹ Universal-Lexicon der Erziehungs- und Unterrichtslehre für ältere und jüngere christliche Volksschullehrer von M.C. Münch, Dritter Band, Augsburg 1842, S. 250.

² Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, Dritte, völlig neu bearbeitete Auflage, Sechster Band, Tübingen 1962, Sp. 1386/7.

³ Ebd., Sp. 1388.

⁴ Hohenzollerische Volkszeitung Nr. 261 vom 11.11. 1918, S. 1.

⁵ Württembergische Verfassunggebende Landesversammlung, 9. Sitzung vom 1. Februar 1919, S. 195.

⁶ Martin Sabrow, Verhasst – verehrt – vergessen. Die Novemberrevolution in der deutschen Erinnerungsgeschichte; in: Merkur 829, Juni 2018, S. 29.

⁷ Andreas Dorpalen, Hindenburg in der Geschichte der Weimarer Republik, Berlin 1966, S. 89.

⁸ Ebd.

- ⁹ Handbuch der Politik, Bd. VI, Berlin 1926, S. 508/9.
- ¹⁰ Gewerkschafts-Zeitung. Organ des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, 36/1926, Nr. 1 vom 2. Januar 1926, S. 2.
- ¹¹ Staatslexikon, fünfte, von Grund aus neu bearbeitete Auflage, Zweiter Band, Freiburg 1927, S. 422.
- ¹² Michael Stolleis, Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland. Weimarer Republik und Nationalsozialismus, München 2002, S. 414.
- ¹³ In: Deutschlands Köpfe der Gegenwart über Deutschlands Zukunft, Berlin 1928, S. 386.
- ¹⁴ Verhandlungen des Württembergischen Landtags, 17. Sitzung vom 11. Oktober 1932, S. 360.
- ¹⁵ Zit. nach Thomas Schnabel, Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 – 1945/46, Stuttgart 1986, S. 178/9.
- ¹⁶ Norbert Elias, Studien über die Deutschen, Frankfurt 2. Auflage 1989, S. 294.
- ¹⁷ Thomas Schnabel, „Die Leute wollten nicht einer verlorenen Sache die Heimat opfern“; in: Formen des Widerstandes im Südwesten 1933 – 1945, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Ulm 1994, S. 165 – 179.
- ¹⁸ Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1947-1955, hrsg. von Elisabeth Noelle und Erich Peter Neumann, 2. durchgesehene Auflage, Allensbach am Bodensee 1956, S. 138.
- ¹⁹ Ebd.
- ²⁰ Ebd.
- ²¹ Ebd., S. 139.
- ²² Ebd.
- ²³ Ebd., S. 125.
- ²⁴ Ebd., S. 126.
- ²⁵ Fritz René Allemann, Bonn ist nicht Weimar, Köln 1956.
- ²⁶ Roland Müller, Der „Stuttgarter Tumult“ vom 28. Oktober 1948 – Protest im Spannungsfeld von Währungsreform und Kaltem Krieg; in: Wege in ein neues Leben. Die Nachkriegszeit, hrsg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Stuttgart, Ubstadt-Weiher 2017, S. 133 – 137.
- ²⁷ Vgl. dazu Die Mörder sind unter uns. Der Ulmer Einsatzgruppenprozess 1958, hrsg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart 1958.
- ²⁸ Vgl. dazu Hans H. Pöschko, Hrsg., Die Ermittler von Ludwigsburg. Deutschland und die Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen, Berlin 2008.
- ²⁹ Klaus Bästlein, „Nazi-Blutrichter als Stützen des Adenauer-Regimes“. Die DDR-Kampagnen gegen NS-Richter und -Staatsanwälte, die Reaktionen der bundesdeutschen Justiz und ihre gescheiterte „Selbstreinigung“ 1957 – 1968; in: Helmut Grabitz/Klaus Bästlein/Johannes Tüchel, Hrsg., Die Normalität des Verbrechens. Bilanz und Perspektiven der Forschung zu den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen, Berlin 1994, S. 408.
- ³⁰ Deutscher Bundestag, 4. Wahlperiode, Drucksache IV/634 vom 10. September 1962.
- ³¹ Vgl. dazu Torben Fischer/Matthias Lorenz, Hrsg., Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945, Bielefeld 2007, S. 98 – 100.
- ³² Richard Schmid, Einwände. Kritik an Gesetzen und Gerichten, Stuttgart 1965, S. 243f.
- ³³ Jahrbuch (wie Anm. 18), S. 163.
- ³⁴ Zit. nach 50. Jahrestag Rede der Hoffnung. James F. Byrnes, Außenminister der Vereinigten Staaten von Amerika, 6. September 1946, Stuttgart, Stuttgart 1996, S. 19.
- ³⁵ Wolfgang Niess, Die Revolution von 1918/19, Berlin 2017, S. 443.

Was ist ein Kulturdenkmal?

Zur Entstehungsgeschichte des heutigen Denkmalverständnisses Folkhard Cremer

Unter einem Denkmal stellt man sich gemeinhin eine Skulptur auf einem Sockel vor. Der Sockel trägt eine Inschrift, die uns erklärt, welche berühmte Persönlichkeit dargestellt ist; wem das Denkmal gesetzt wurde. Die meisten dieser Denkmäler wurden im 19. Jahrhundert in städtischen Grünanlagen aufgestellt. Wie Nationaldenkmäler, Krieger- oder Gefallenendenkmäler, Grabsteine oder Grabplatten sind es bewusst gesetzte Erinnerungsmale oder Gedenkmale an eine Person bzw. an ein historisches Ereignis. Doch sind diese Denkmäler nicht automatisch auch gleichzeitig Kulturdenkmale. Aber sie können durchaus die Kriterien eines Kulturdenkmals erfüllen und damit im Sinne eines Denkmalschutzgesetzes denkmalfähig und denkmalwürdig sein.

Was aber ist ein Kulturdenkmal?

Ein **Kulturdenkmal** wird nicht unbedingt zu einem bestimmten Zeitpunkt bewusst als **Erinnerungsmal** errichtet. Vielmehr ergibt es sich erst im Verlauf der Geschichte, ob ein historisches Objekt letztlich auch den Kriterien eines Kulturdenkmals entspricht oder nicht. In diesem Sinne hat die Denkmalpflege eine ähnliche Funktion wie andere Institutionen, die sich um das Sammeln und Archivieren von erhaltenswerten Zeugnissen aus der Geschichte kümmern. Im Gegensatz zu einem Schrift- und Planarchiv, das historisch wichtige Schriftquellen und Planzeichnungen archiviert, oder Museen, die historisch wertvolle mobile Objekte sammeln, kümmert sich die staatliche Bau- und Kunstdenkmalpflege im Wesentlichen um den Erhalt der immobilen Geschichtszeugnisse (das sind im Wesentlichen Bauwerke) in ihrem historisch-topographischen Originalkontext. Dabei können auch mobile Gegenstände als Zubehör Denkmalwert besitzen

(z. B. eine Kirchenfahne, die Altarleuchter, das Abendmahlsgeräte, die Paramente etc. als Zubehör eines Kirchengebäudes).

Kriterien für Kulturdenkmaleigenschaft

Die Kriterien, die ein historisches Objekt erfüllen muss, um als Kulturdenkmal gelten zu können, sind in den Denkmalschutzgesetzen der einzelnen Bundesländer definiert.

Im § 2 des Baden-Württembergischen Denkmalschutzgesetzes (DSchG) lautet der entsprechende Passus:

„(1) *Kulturdenkmale im Sinne dieses Gesetzes sind Sachen, Sachgesamtheiten, Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht.*

(2) *Zu einem Kulturdenkmal gehört auch das Zubehör, soweit es mit der Hauptsache eine Einheit von Denkmalwert bildet.*

(3) *Gegenstand des Denkmalschutzes sind auch 1. die Umgebung eines Kulturdenkmals, soweit sie für dessen Erscheinungsbild von erheblicher Bedeutung ist (§ 15 Abs. 3), sowie 2. Gesamtanlagen (§ 19).“*

Was heißt das?

Zunächst einmal gilt das **ipse-jure-Prinzip**. Demnach ist jedes historische Objekt, das den hier beschriebenen Kriterien gerecht wird, aus sich heraus ein Kulturdenkmal, ohne dass dies durch einen Sachverständigen geprüft und in eine Denkmalliste eingetragen worden ist. Allerdings wird ein Kulturdenkmal erst dann verwaltungsrechtlich als solches behandelt, wenn es durch die Sachverständigen der zuständigen Fachbehörde, dem Landesamt für Denkmalpflege, auf Denkmaleigenschaft geprüft und in die entsprechende Denkmalliste einer Gemeinde eingetragen worden ist.

Sachen, Sachgesamtheiten und Teilen von Sachen

Sachen oder Teile von Sachen heißt, dass eine bauliche Anlage oder nur ein Teil derselben denkmalwert sein kann. Sachgesamtheiten sind demgegenüber eine Mehrheit von Sachen, die einen funktionalen oder zeitlichen Zusammenhang haben, z.B. Siedlungen oder eine Hofanlage.

Eine Besonderheit des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes ist, dass es Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung kennt, die gemäß § 12 in das Denkmalbuch eingetragen werden und Umgebungsschutz besitzen.

Denkmalfähigkeit

Welche historischen Objekte denkmalfähig sind, ist durch die im Absatz 1 angeführten drei Gründe definiert:

Wissenschaftliche Gründe liegen vor, wenn ein historisches Objekt für die Wissenschaft oder einen Wissenschaftszweig von Bedeutung ist. D. h., es besitzt eine dokumentarische Bedeutung für die Wissenschaft, weil es den bestimmten Entwicklungs- oder Wissensstand einer oder innerhalb einer geschichtlichen Epoche bezeugt und als Gegenstand der wissenschaftlichen Erforschung von historischen Zusammenhängen dient.

Die Verfasser des am 1. Januar 1972 in Kraft getretenen DSchG widerstanden der Versuchung, alle damals bekannten, möglichen Geschichtswissenschaften und Formen tradierter Geschichtszeugnisse aufzuzählen zu wollen. In ihrer juristischen Weisheit wählten sie bewusst den knappen Begriff der „wissenschaftlichen Gründe“. Damit sind nicht nur die bis zum Zeitpunkt der Abfassung des Gesetzes bekannt gewordenen denkmalwerten Zeugnisse der Kulturgeschichte erfasst. Der Gesetzestext lässt offen, welche kulturgeschichtlich wertvollen Zeugnisse zukünftige Epochen hervorbringen werden. Er lässt auch offen, welche Forschungswege die Geschichtswissenschaft in Zukunft ausbilden wird und welche Fragen sie an die Geschichte stellen werden. Solange es Menschen gibt, produzieren diese immer neue



Abb. 1: Kirnacher Straße 2.

kulturelle Werte. Entsprechend schreitet auch die Erforschung dieser kulturellen Werte durch die Geschichtswissenschaften und ihre Erfassung durch die Denkmalpflege immer weiter voran. Weder die Erforschung der Geschichte, noch die Erfassung der für sie wertvollen Zeugnisse kann daher jemals als vollständig abgeschlossen gelten. Im Wortlaut des DSchG sind also alle Geschichtswissenschaft mit ihren vielfältigen heute bekannten und sich in Zukunft entwickelnden Verzweigungen erfasst. Aus den von ihnen entwickelten Fragestellungen an historische Quellen, Zeugnisse oder Dokumente ergibt sich, ob ein Objekt Denkmalwert aus wissenschaftlichen Gründen besitzt. Wegen ihrer Bedeutung für eine oder mehrere Disziplinen der Geschichtswissenschaften sind die wissenschaftlichen Gründe häufig der wichtigste Schutzgrund für den Wert als Kulturdenkmal.

Künstlerische Gründe liegen dann vor, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt. Ein Kunstwerk besitzt exemplarischen Charakter für eine bestimmte Stilrichtung, bzw. für das Gesamtwerk oder eine Werkphase eines Künstlers. Auch wenn Form und Funktion eines Bauwerkes sich in besonders gelungener Weise entsprechen ist ein künstlerischer Wert gegeben. Wichtig ist, dass dem Objekt eine überdurchschnittliche ästhetische oder gestalterische Qualität zu Eigen ist. Es spricht das ästhetische Empfinden in besonderem Maße an. Es vermag den Eindruck zu vermitteln, dass mit ihm etwas nicht Alltägliches oder eine Anlage von Symbolgehalt geschaffen worden ist.

Die **Heimatgeschichtliche Gründe** lassen sich in Erinnerungswerte, Aussagewerte und Assoziationswerte gliedern. Ein Erinnerungswert besteht, wenn es sich um die Wirkungsstätte einer namhaften Person oder den Schauplatz eines besonderen historischen Ereignisses handelt. Einen Aussagewert besitzen etwa Objekte der regionalen Baukultur anhand derer heimatgeschichtliche Entwicklungen anschaulich werden. Der Assoziationswert ergibt sich, wenn im Bewusstsein der Bevölkerung durch den Gegenstand ein Bezug zu bestimmten politischen, kulturellen oder sozialen Verhältnissen seiner Zeit vorhanden ist bzw. assoziiert wird.

Neben der Denkmalfähigkeit, die ein Objekt aufgrund seiner wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Bedeutung hat, spielt für die gesetzlich definierte Denkmaleigenschaft auch die **Denkmalwürdigkeit** eine Rolle. Diese manifestiert sich in erster Linie an der Authentizität der Quelle, ihrer Originalität und Integrität. D.h., die beschriebene Bedeutung muss sich an einem hinreichend gut überlieferten Bestand nachvollziehen lassen, das Denkmal muss als Quelle noch befragbar und erlebbar sein. Sollte der Erhaltungszustand so schlecht sein, dass das Objekt nur noch als Kopie weiterbestehen kann, entfällt die Denkmaleigenschaft. Für Irritationen sorgt hierbei immer wieder die Formulierung des öffentlichen Erhaltungsinteresses. Hiermit ist nicht die Mehrheit der Bevölkerung gemeint. Es reicht, wenn die Denkmaleigenschaft so offensichtlich ist, dass ein Kreis von Sachverständigen diese bestätigt bzw. bestätigen würde.

Wie werden Denkmalfähigkeit und Denkmalwürdigkeit überprüft?

Um Entwicklungen und Zusammenhänge der Architekturgeschichte verstehbar und handhabbar zu machen, wurden und werden von Architekturhistorikern allgemeine Begriffe sowie Schemata entwickelt und zur Anwendung gebracht, mit deren Hilfe es möglich ist, Bauwerke in verschiedene Baugattungen bzw. Bautypen zu untergliedern. Innerhalb einer Baugattung lassen sich



Abb. 2: Konradskirche, 1964–1967.

weitere Spezifika und Muster aus differenzieren, über die sich ein einzelnes Bauwerk in die historische Entwicklung seines Bautyps im Allgemeinen, aber auch in seinen individuellen, eher retardierenden oder innovativen Besonderheiten einordnen lässt. Aus diesen allgemeinen Bedingungen heraus lassen sich allgemeine Bewertungskriterien zur Einschätzung der Bedeutung historischer Zeugnisse ableiten. Aus den Betrachtungsperspektiven der für ein historisches Objekt relevanten Geschichtsdisciplinen ergeben sich die Kriterien, ob dieses einen oder mehrere besondere Aussagewerte besitzt, die für eine Denkmaleigenschaft sprechen. Nach einer abwägenden Gegenüberstellung aller bei Abfassung einer Subsumtion bekannten Argumente, die für oder gegen die im DSchG festgeschriebenen Begründungskriterien für Denkmalwerte sprechen, wird von der Denkmalfachbehörde erkannt, ob das Objekt denkmalfähig und denkmalwürdig ist oder nicht.



Abb. 3: Goldenbühlschule nach Plänen von Günter Behnisch und Lothar Seidel, 1961–1964.

Für eine Denkmalfeststellung im ersten Erfassungsschritt reicht es aus, wenn erkannt worden ist, dass mindestens eines der gesetzlich vorgeschriebenen Kriterien für Denkmalfähigkeit auf das Objekt zutrifft. Nachfolgende Auswertungen bis dahin nicht benutzter oder nicht zugänglicher historischer Quellen, jüngerer restauratorischer oder bauforscherischer Befunde und anderer wissenschaftlicher Forschungen können neue Erkenntnisse zu dem Objekt zu Tage fördern, die belegen, dass ein Objekt noch weiteren denkmalfähigen Werten gerecht wird. In einzelnen Fällen kann entsprechendes, erst nach einer Prüfung auf Denkmaleigenschaft aufgetauchtes vertiefendes Wissen auch zu der Erkenntnis führen, dass es sich bei einem zunächst nicht als Kulturdenkmal erkannten Objekt doch um ein Kulturdenkmal handelt.

Warum gibt es so junge Kulturdenkmale

Es gibt kein Ende der Geschichte. In allen Schichten der Vergangenheit entstehen Kulturgüter, die von den nachfolgenden Generationen historisch eingeordnet werden. Da ist die Aufgabe der Denkmalpflege in gewissem Sinne ganz ähnlich wie bei den Bildungsplänen der Schulen. Sie müssen stetig den neueren Entwicklungen etwa der Literatur- oder Geschichtswissenschaft angepasst werden. Der Geschichtsunterricht nimmt sich immer jüngerer Entwicklungen bis zur und über die Wiedervereinigung hinaus an. Der literarische Kanon wurde um Werke der literarischen Entwicklungen von der Weimarer Zeit über die Exilliteratur der alten BRD, der DDR und der Gegenwartsliteratur seit der Deutschen Einheit bis hin zu Literaturverfilmungen gewürdigt und auch um Werke des aktuellen Literaturbetriebs erweitert.

Zu den grundlegenden Aufgaben des Landesamts für Denkmalpflege gehört es, Kulturdenkmale zu erkennen und zu benennen. Das Denkmalschutzgesetz kennt hierfür keine Zeitgrenze. In der Praxis hat sich ein zeitlicher Abstand von einer Generation zur Entstehungszeit eines Objektes bewährt. Fast zwangsläufig liegt daher heute ein Schwerpunkt der Erfassung auf den

Zeitzeugnissen der Nachkriegszeit, unter anderem der 1960er und 1970er Jahre.

Wie kam es zur Herausbildung der Denkmalewerte und Denkmalschutzgründe

Der Bedarf eines gesetzlichen Schutzes am Erhalt von Kulturgütern, die einen symbolischen Wert für die Allgemeinheit haben, wurde erstmals während der Französischen Revolution erkannt. Als der Mob die Bauwerke der höheren Stände demolierte, versuchte eine Gruppe innerhalb der Nationalversammlung 1790/92 die konfiszierten Kirchen, Klöster und Adelsschlösser mit ihren Kunstschätzen als Volksbesitz und Nationaleigentum durch Dekrete zu schützen. Als in Deutschland nach dem Reichsdeputationshauptschluss 1806 durch die Auflösung des geistlichen Besitzes und die profane Nachnutzung diese wichtigen Denkmale verloren gingen, waren es zunächst Schriftsteller, wie Schlegel oder Goethe, die den Wert mittelalterlicher Architektur herausstellten und ihr Empfinden eines Verlustes artikulierten. Die ersten Denkmalschutzverordnungen formulierten daraufhin einflussreiche Architekten wie Georg Moller im Großherzogtum Hessen, Karl Friedrich Schinkel in Preußen oder Ferdinand von Quast in Bayern. Im Großherzogtum Baden wurde 1853 August von Bayer, in Württemberg 1858 Konrad D. Hassler als erster Konservator der staatlichen Denkmalpflege eingesetzt. Anfangs wurde Denkmalpflege im Rahmen von im jeweiligen Baurecht fixierten gesetzlichen Vorgaben betrieben. Nach dem Zweiten Weltkrieg verabschiedete Südbaden im Juli 1949 das erste badische Denkmalschutzgesetz, das in Beratungen seit 1962 als Ausgangspunkt für eine landeseinheitliche Gesetzgebung für Baden-Württemberg diente, die in dem 1972 in Kraft getretenen Entwurf mündeten, der im Wesentlichen bis heute seine Gültigkeit behalten hat.

Als oberster preußischer Baubeamter verfasste Schinkel 1815 einen ausführlichen „Bericht über den Zustand der Denkmale“ und entwickelte in seinem an den König Friedrich Wilhelm III. gerichteten Antrag „Zur Erhaltung aller Denkmäler und Altertümer unseres Landes“ erstmals

eine komplette denkmalpflegerische Methodik. Sie beinhaltete: 1. die Erfassung der Denkmale in Listen, 2. Hinweise für ihre Restaurierung, 3. eine Bestimmung des Denkmalsbegriffs und 4. Vorschläge für eine Behördliche Organisation.

In seinem 1796–1809 herausgegebenen Handbuch der Dogmengeschichte kam der als Begründer dieser Geschichtsdiziplin geltende Theologieprofessor und Rektor der Universität Marburg Wilhelm Münscher zu dem Ergebnis, dass die Dogmen der Kirche durch die Jahrhunderte aus dem jeweils vorherrschenden Zeitgeist entstanden sind und konstatierte pragmatisch-kritisch, dass diese die im Laufe der Geschichte des Christentums mit unumstößlichem Wahrheitsanspruch aufgestellten Lehrsätze der Kirche im Lauf der Historie „dem Wechsel von Vorstellungen oft ebenso schnell aufeinander folgen wie die Kleidermoden der Damen“. Wenig später begann der einflussreichste deutsche Historiker des 19. Jahrhunderts, Leopold von Ranke, die Schriftquellen der allgemeinen Geschichte ähnlich kritisch zu beäugen. Mit seinem auf Schriftquellen basierendem Streben, objektiv zu „zeigen, wie es eigentlich gewesen ist“, wurde er zum Begründer einer damals neuen Methodik: der quellenkritischen Geschichtsforschung und der auf Archivalien und umfassende Kenntnis der Literatur gestützten professionellen Geschichtsschreibung. Die im Sinne Rankes ausgebildeten Fachhistoriker der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sortierten die Archive neu. Sie unterzogen die Schriftquellen einer kritischen Analyse, um Fälschungen zu enttarnen. In großen, gemeinsam erarbeiteten, Generationen übergreifenden Handbuchprojekten, wie den *Monumenta Germaniae Historica*, wurde das Wissen zusammengefasst und publiziert, um es zukünftigen Forschern als Grundlage für neue, vertiefende Forschungsarbeiten verfügbar zu machen.

Im Geiste von Rankes quellenkritischer Geschichtsschreibung entstand seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Buchreihe der amtlichen *Kunstdenkmäler-Inventar*bände zum materiellen Kulturerbe. 1890 erschien der von Franz Xaver Kraus bearbeitete Band „Die



Abb. 4: *Großinventar. Großherzogtum Baden, Kreis Villingen, 1890.*

Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden“ für den Kreis Villingen. In Analogie zur Gesellschafts- und staatlichen Verwaltungsstruktur wurden die Denkmale einer Gattungshierarchie unterworfen: Das Sakrale kam vor dem Profanen, der Dom vor den Stadtpfarrkirchen, das Schloss vor dem Rathaus und dieses schließlich vor dem Kornspeicher. Und das alles war im Buch so geordnet, wie die Obrigkeit es mit ihrem Land und ihren Untertanen getan hatte. Wobei die Wohnbauten der Untertanen weitgehend noch gar keine Berücksichtigung fanden. Die Erfassung von Baudenkmalern reichte in der Regel nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts oder bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück.

Die Denkmaldebatte um 1900: Konservieren statt Rekonstruieren

Um 1900 entzündete sich an Carl Schäfers Restaurierungskonzept für das Heidelberger Schloss zwischen Historikern und Architekten eine vehemente Debatte. Gegen die Rekonstruktion eines historischer Gebäude durch sehr freie phantasievolle Gestaltungen bzw. Erfindungen mit historischem Formengut oder historisierenden Versatzstücken, wandte sich Georg Dehio und forderte – im Sinne von Rankes Diktum: zeigen, wie es eigentlich gewesen ist – das Konservieren historisch überlieferter Originalzustände ein. Denn ein kreativer Umgang mit alten Baustilen beim Sanieren eines historischen Gebäudes führt letztlich zur unsachgemäßen

Verfälschung einer Geschichtsquelle. Das war ein markanter Wendepunkt in der Methodik der Denkmalpflege. Der Gedanke der sogenannten „schöpferische Denkmalpflege“, die Fassaden historischer Gebäude durch ein gefälliges Äußeres aufzuhübschen und in historistisch angepassten Formen weiterzubauen, wich dem bis heute gültigen modernen konservatorischen Auftrag der Erhaltung und Bewahrung von historischer Originalsubstanz. Das heißt selbstverständlich nicht, dass im Zuge von Bauunterhaltungs-, Restaurierungs- oder Sanierungsmaßnahmen an Kulturdenkmalen zum Erhalt des Erscheinungsbildes keine werk-, form- und materialgerechte Ergänzungen oder auch der Austausch maroder Substanz durchgeführt werden können. Wichtig beim Konservieren eines denkmalgeschützten Gebäudes ist es, sich zu verdeutlichen, welches die denkmalkonstituierenden historischen Werte sind, die die Denkmalfähigkeit begründen, und wie sie bei einer Sanierung in dem Nutzungskonzept des Gebäudes gesichert, restauriert und erhalten werden können. In diesem Sinne schützt und bewahrt die heutige Denkmalpflege selbstverständlich auch typische, qualitätvolle Leistungen im Sinne der schöpferischen Denkmalpflege. Denn Schloss Neuschwanstein, die Haut Koenigsbourg im Elsass, die historistischen Aufbauten der Freiburger Stadttore oder das Freiburger Rathaus sind ja historische Zeugnisse für das Geschichtsverständnis und den Umgang mit Geschichte zu ihrer Erbauungszeit.

Georg Dehio war es auch, der auf dem zweiten Tag für Denkmalpflege in Dresden im Jahre 1900 ein Konzept zur Erarbeitung eines „Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler“ vorstellte, das gegenüber den umfassenden amtlichen Denkmalinventarverzeichnissen als knappes „Nachschlagewerk für die Arbeit am Schreibtisch und zugleich ein bequemes Reisehandbuch sein“ sollte. Die erste 1905 bis 1912 erschienene Auflage kam noch mit fünf handlichen Bänden für das gesamte deutsche Reichsgebiet aus. In den jüngeren Überarbeitungen haben größere Bundesländer inzwischen häufig schon zwei, Bayern sogar fünf Bände. In den Vorworten



Abb. 5: Titelblatt Dehio Baden-Württemberg.

dieser Bände wird Dehio häufig mit folgendem Satz zitiert: „Was uns die Kunstgeschichte nach ihrem Teil vom historischen Lebensinhalt unseres Volkes zu sagen hat, sagt sie zumeist durch die Denkmäler. Von ihnen geht die Betrachtung aus, zu ihnen kehrt sie zurück.“ Das ist quasi Rankes Methodik der quellenkritischen Geschichtsforschung als Devise für die Denkmalpflege. Dieser Satz bringt prägnant den Wert eines Kulturdenkmals als von jeder Historikergeneration quellenkritisch immer wieder aufs Neue befragbares Geschichtsdokument als den wesentlichen Wert eines Kulturdenkmals auf den Punkt. Entgegen den Vorstellungen der „schöpferischen Denkmalpflege“ ist da zunächst einmal kein Wort von Schönheit und Ästhetik, sondern von den Lebensformen vergangener Zeiten. Diese lassen sich aus den in einer Geschichtsepoche entstandenen Denkmälern auch in späteren Zeiten noch ablesen. Je originaler wir sie konservieren, desto klarer sprechen sie zu uns. Das ist wie mit einer in einem Urkundenbuch wörtlich abgedruckten

Schriftquelle. Sie ist eben doch nur eine Dokumentation. Das Original setzt auch das originale Material voraus, auf dem der Text niedergeschrieben wurde, mit allen Siegeln etc. Denkmalpflege hat sich in diesem Sinne weder nur um Schönheit, noch nur um die Herrschaftsgeschichte zu kümmern. Dehios Denkmalbegriff meint die breitgefächerte Geschichte eines Volkes, in der Bandbreite der gesamten Historie, die das Volk berührt. Das schließt das Gesicht der Architekturen aller gesellschaftlichen Schichten der unterschiedlichen Epochen ein: von den Behausungen und Arbeitsstätten der Wohlhabenden bis zu denen der Armen gleichermaßen wie die damit verbundenen jeweiligen Denkmodelle der Religions-, Gesellschafts-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte usw. Jede Gesellschaftsschicht und jede historische Epoche hat ein Recht auf Tradierung ihres kulturellen Erbes. Im Prinzip wird heute noch nach den auf Ranke basierenden Prinzipien Dehios inventarisiert. Nur die wissenschaftlichen Fragestellungen und Untersuchungsgegenstände haben sich im Verlauf der Geschichte geändert.

Die Erforschung der Bau- und Nutzungsgeschichte von Kulturzeugnissen aller Gesellschaftsschichten

Das Engagement der Heimatschutzbewegung um die Wende zum 20. Jahrhundert bewirkte, dass neben Kirchen, Burgen und Schlösser auch schon viele städtische Bürgerhäuser und ländliche Bauernhäuser in die Denkmallisten gelangten. Die Gesellschaft erkannte ihre Pflicht, nicht nur die Geschichte der Herrschenden, sondern die Geschichte aller sozialen Schichten denkmalpflegerisch zu würdigen. Max Dvorak entwickelte 1916 in seinem Katechismus der Denkmalpflege den Gedanken, dass der Denkmalschutz nicht allein auf die hervorragenden Denkmale zu begrenzen ist. „Das Geringe bedarf da oft mehr des Schutzes als das Bedeutende“. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts begann die Denkmalpflege von rein stilgeschichtlichen Betrachtungen und der Stadtbildpflege durch Fassadendenkmalschutz Abstand zu nehmen. Die historische Aussage eines Fachwerkhauses



Abb. 6: Festumzug zur 900 Jahrfeier 1899 vor dem Gefängnis (SAVS 1.42.91 Nr. 149).

erschöpft sich nicht allein im äußeren Erscheinungsbild in der schmucken Schauffassade. Sie erschließt sich erst durch die Erforschung des gesamten historischen Bauegefüges (etwa historische Zimmermannskonstruktionen) und der historischen Nutzung (historische Raumstrukturen und ihre ortsfesten Ausstattungen wie etwa Holzfußboden- und Deckenkonstruktionen, Kachelöfen, Türen und Fenster samt Schlössern und Beschlägen usw.) Mit naturwissenschaftlich basierten Restaurierungstechniken und den Methoden der Bauforschung bzw. historischen Hausforschung wendet die Denkmalpflege heute verschiedenste konkrete Untersuchungsmethoden an, um die geschichtlichen Werte ganzer Gebäude, ihrer Putz- und Farbschichten zu analysieren und zu bewahren. Durch den Kampf um den Erhalt des materiellen Erbes dient die Denkmalpflege der Erforschung der Sozial- und Nutzungsgeschichte von Gebäuden aller Gesellschaftsschichten.

Kulturdenkmale im Kontext des gesamten kulturellen Erbes

Die von den französischen Historikern Marc Bloch und Lucien Febvre begründete Schule der „Annales“ (die nach dem Namen des von ihnen publizierten Jahrbuchs benannt wurde) entwickelte seit den 1920er Jahren einen neuen geschichtswissenschaftlichen Denkstil, aus dem sie neue Denkmodelle zur Analyse der Geschichte ableiteten. Einen wichtigen Stellenwert besitzen Kulturdenkmale in Fernand Brau-

dels Dreiteilung historischer Zeiträume: 1. die immobile Geschichte der materiellen Lebensgrundlagen und geographische Rahmenbedingungen, 2. die längerfristigen Entwicklungen im Rahmen von Sozial- und Wirtschaftszyklen und 3. die kurzfristigen politischen, sozialen und kulturellen Ereignisse. Die Aufgabe der Denkmalpflege ist es, wertvolle Zeugnisse der immobilen Geschichte, der materiellen Lebensgrundlagen aller Geschichtsepochen zu erhalten. Die Denkmalpflege sichert das materielle Erbe der Geschichte damit sich auch spätere Generationen noch ein möglichst authentisches Bild der Geschichte machen kann. Nicht jedes Objekt, das irgendwann einmal entstanden ist, ist automatisch ein bedeutendes Geschichtszeugnis, das als Dokument für die Nachwelt zu erhalten ist. Um etwas über ihre Zeit erzählen zu können, müssen Kulturdenkmale eine für ihre Epoche wichtige Aussage enthalten, eine spezifische Qualität aufweisen und in ihrer Authentizität, Originalität und Integrität erhalten sein. Der Archivar sammelt nicht jeden Kassenbon; die Abschrift im Urkundenbuch oder die Fotokopie sind keine historisch authentischen Originale bzw. Geschichtsquellen. In der Architektur bilden sich nicht nur künstlerisch ästhetische, sondern auch etwa gesellschaftliche, politische oder soziale Konzepte einer Epoche ab. Architektur ist immer auch ein durch die Raumaufteilung und –anordnung im Innern und die Einbindung in das topographische Umfeld ein Feld komplexer Beziehungen. Die Wahl des Standortes, das funktionale Beziehungssystem von Innen- und Außenraum bestimmen die Gestalt des Gebäudes. Im Wandel der Baugattungen bilden sich durch die Jahrhunderte verschiedene Phasen der historischen Gesellschaftsentwicklung und Gesellschaftsentwürfe ab. Im geographischen und topographischen Kontext betrachtet lassen sich die Entwicklungen einer regionalen Kulturlandschaft und ihrer Baukultur ablesen. In den architektonischen, topographischen und geographischen Räumen lesen wir die vergangenen Zeiten und deren Lebenswirklichkeiten.

Das europäische Denkmalschutzjahr 1975

In den 1960er und frühen 1970er Jahren entstanden europaweit pro Denkmalschutz eingestellte gesellschaftliche Strömungen, die im europäischen Denkmalschutzjahr 1975 „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ forderten. Die Erkenntnis, dass seit dem Zweiten Weltkrieg in den deutschen Städten mehr Kulturdenkmale zerstört worden waren als im Krieg, führte zur Bildung von Bürgerinitiativen, die eine stärkere Berücksichtigung des Denkmalschutzes politisch einzufordern begannen. Postromantische Bürgerbewegungen wandten sich gegen das radikal wirtschaftsfunktionalistische Fortschrittsdenken der 1960er Jahre und forderten den Erhalt der historischen Authentizität ihrer Umwelt ein. Gegen die monotone Wirkung der seriellen Bauweise des internationalen Stils verwiesen sie auf die individuelle Einmaligkeit geschichtlich gewachsener Orte mit ihrer historisch authentischen Atmosphäre. Seit den 1960er Jahren hatten verschiedene Wissenschaftszweige verstärkt Forschungs-

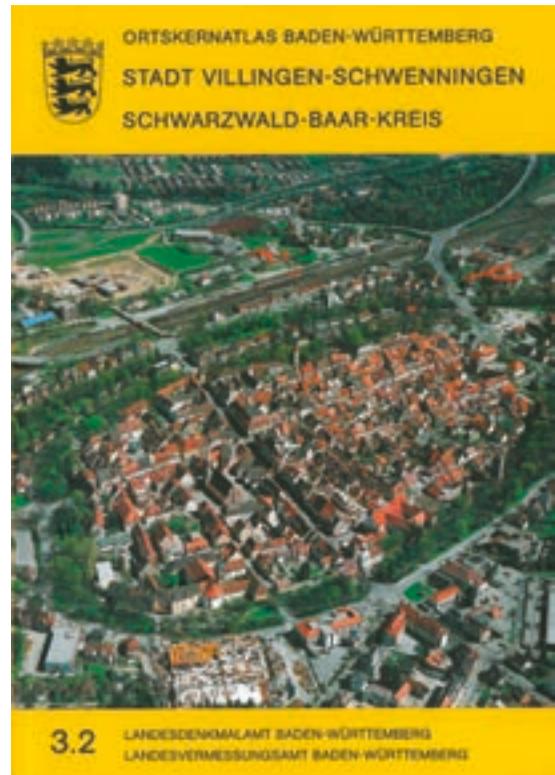


Abb. 7: Titelblatt Ortskernatlases Villingen-Schwenningen.

schwerpunkte in den Bereichen Urbanisierung, Stadtsoziologie, Geschichte des Wohnens und Siedlungsentwicklung ausgebildet. Diese neuen wissenschaftlichen Fragestellungen kulminierten 1975 in einer völlig neuen und veränderten Sicht- und Handlungsweise der Denkmalpflege. Die städtebauliche Denkmalpflege erhielt nun ein neues Gewicht. Die Denkmalpflege forderte ein, den Erhalt der Kulturdenkmale in den neuen verwaltungsrechtlichen Rahmenrichtlinien etwa der Raumordnungspolitik, in der Stadtplanung und der Bauaufsicht abzusichern. Um hierfür anderen Trägern öffentlicher Belange umfassendes Material als Grundlage an die Hand zu geben, bedurfte es einer anderen Darstellungsweise, als es mit der Ende des 19. Jahrhunderts entwickelten Methodik für die herkömmlichen „Alt“-Inventare möglich war. Zur Darstellung des Einzelobjektes im Zusammenhang mit seiner Umgebung und in seinen historisch-städtebaulichen Strukturen ersann die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger neue Darstellungsmöglichkeiten. Neben dem ganze Landkreis darstellenden Projekt „Topographie Bundesrepublik Deutschland“ entstand in Baden-Württemberg die Reihe der „Ortskernatlanten“, in der 1991 der Band zur Stadt Villingen erschien. Darin wird durch Texte, Bilder und Karten ein Überblick über Art, Lage, Verteilung und strukturelle Beziehungen des Denkmalbestandes hergestellt. Die Topographie gibt Auskunft darüber, „welche Gebäude, Gebäudekomplexe, Ensembles denkmalwert sind. Nicht nur straßenseitige Bauten und ihre Fassaden, auch charakteristische, zeittypische Hofbebauungen gehören dazu. Gruppen von Bauten, die sich zu städtebaulicher Wirkung zusammenschließen, zählen ebenso dazu, wie die Grundrißstruktur eines Ortes Denkmalbedeutung haben kann oder die Durchdringung und Überlagerung baulicher und gartenkünstlerischer Anlagen den spezifischen Denkmalwert einer Anlage bewirken. Die Denkmaltopographie erläutert, in welchem räumlichen Zusammenhang die Denkmale stehen und wie sie sich aufeinander beziehen. Der topographische Ansatz ermöglicht es, Ortsstrukturen zu klären und städtebauliche Entwicklun-



Abb. 8: Gebäude Mönchweilerstraße 6.

gen nachzuzeichnen und einzuordnen, deren Kenntnis, will man historische Zeugnisse unserer Geschichte nicht zerstören oder überbauen, für weitere Planungen unabdingbar sind.“ (Volker Osteneck 1987).

Entgegen der Vorstellung der Heimatschutzbewegung im ersten Dezennium des 20. Jahrhunderts vom Erhalt von als malerisch empfundenen Ortsbildern, geht es nach dem heutigen Denkmalverständnis um den Erhalt komplexerer historischer Zusammenhänge, die – durch eine besondere, von Ort zu Ort individuell unterschiedliche kulturgeschichtliche Entwicklung geprägt – zu dem geworden sind, was sie heute sind. Das können ländliche Siedlungsstrukturen von einem mittelalterlichen Gehöft zu einem Weiler, Dorf-, Markt- oder Stadsiedlungsstrukturen, Strukturen der Stadtgrundrissentwicklung von der frühmittelalterlichen Stadt bis zur Großstadt des Industriezeitalters sein. Der Schutz endet nicht unbedingt immer mit der Außenmauer eines Gebäudes, er schließt zum Teil über die Bausubstanz eines Hauses hinaus, auch Hofräume, Garten und Grünflächen ein. Über Ortsbilder



Abb. 9: Bahnhof Kirmach.

hinaus können auch historische Kultur-, Denkmal- und Kunstlandschaften Kulturdenkmale im Sinne von als Sachgesamtheiten darstellen. So ist Villingen etwa mit seinen Bauten und Gleisanlagen der Schwarzwaldbahn in eine von Offenburg bis Singen reichende Denkmallandschaft im Sinne einer Sachgesamtheit nach §2 DSchG, bestehend aus der linearen Bahnstrecke, den Ingenieurbauten (wie Unterbau, Stützbauten



Abb. 10 Die barocke Ausstattung der ehemaligen Johanniterkirche in Villingen, heute in der Kirche von Obereschach.

und Stützmauern, Dammentwicklung, Brücken, Tunnel, Durchlässe jeglicher Art, Holzrutschen) und den Kunstbauwerke bzw. Hochbauten (wie Stations-, Bahnhofsempfangs- bzw. Aufnahmegebäude an Bahnhöfen bzw. Haltepunkten und -stellen, Bahnbeamtenwohnhäuser, Bahnwärter- bzw. Streckenwärterhäuschen, Bahnbetriebswerk Villingen, Stellwerke, Wachhütten, Güterschuppen, Lagerhäuser und andere Nebengebäude), eingebunden. Die 1864–73 zunächst eingleisig verlegte, bis 1921 zweigleisig vollendete und 1972–77 elektrifizierte Bahnstrecke ist aus wissenschaftlichen, besonders ingenieurbau- und technikgeschichtlichen, verkehrsgeschichtlichen, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen und tourismusgeschichtlichen sowie heimatgeschichtlichen Gründen ein Kulturdenkmal. Weitere über Villingen-Schwenningen hinausgreifende denkmalfähige historische Kontexte wurden bisher zwar noch nicht erkannt und ausgewiesen. Allerdings wäre es durchaus möglich, dass eine (derzeit vom Landesamt für Denkmalpflege sicherlich nicht leistbare) vertiefende Erforschung der Geschichte der Villingener Klöster und ihrer in den historischen Urbaren verzeichneten Lehnshöfe und anderen Besitzungen eines Tages zu



Abb. 11: Benediktinerkirche in Villingen, Schulgasse 19.

der Erkenntnis führen könnte, dass in den baulichen Zeugnissen einer oder mehrerer dieser Grundherrschaften die Prägung einer über mehrere Jahrhunderte gewachsenen Kulturlandschaft noch so umfassend ablesbar ist, dass etwa die Johanniterkommende oder das Georgenkloster samt der zur jeweiligen historischen Grund-

herrschaft gehörigen Höfe und anderen Baulichkeiten jeweils eine Sachgesamtheit im Sinne des DSchG bilden.

Beispiele der Bau- und Kunstdenkmalflege

Um nach diesen vielen theoretischen Ausführungen einen kleinen Einblick in die Bandbreite dessen zu geben, was alles Kulturdenkmal sein kann, werden im Folgenden – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – verschiedene Beispiele unterschiedlicher Zeitstellung sowie Bau- und Kunstgattungen nicht nur aus Villingen, sondern auch aus anderen Stadtteilen der Doppelstadt Villingen-Schwenningen vorgestellt:

Mittelalterliche Bauzeugnisse

Als ältestes erhaltenes Bauwerk Villingens ist der romanische Kirchturm der ansonsten neu-

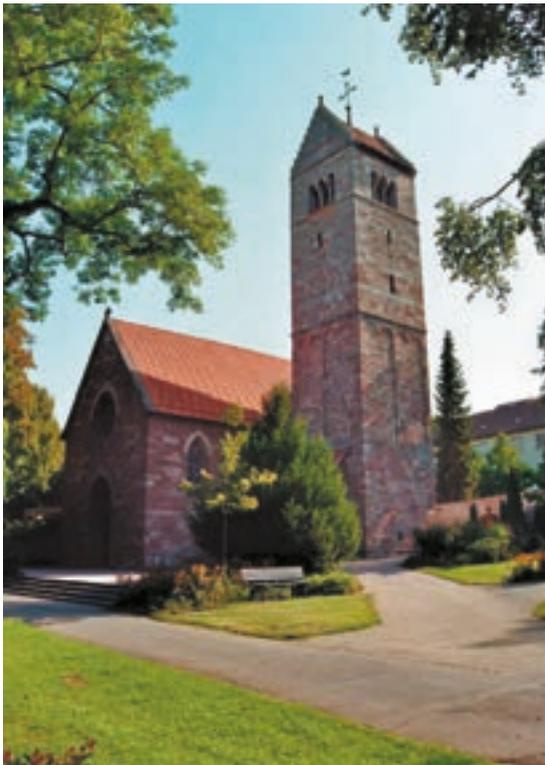


Abb. 11: Friedhofskirche.

romanischen, 1855 errichteten Friedhofskapelle zu nennen. Der Kirchturm stammt noch aus der Zeit um 1100 und gehörte zur Kirche der ursprünglichen Siedlung Villingen. Diese Sied-

lung ging unter, nachdem neben ihr im 12. Jahrhundert eine Planstadt errichtet worden war und die Einwohner in der durch Mauern gesicherte Stadtanlage ansässig wurden.

Die Gesamtanlage der historischen Altstadt Villingen

Die im Hochmittelalter unter der Herrschaft der Zähringer als Planstadt errichtete Altstadt Villingens ist ein siedlungs- und stadtbauentwicklungsgeschichtlich bedeutsames Kulturdenkmal im Sinne einer Gesamtanlage gemäß § 19 DSchG. Dazu gehört das den Stadtgrundriss bestimmende Straßen- und Gassensystem mit der früher fälschlicherweise als „Zähringer Kreuz“ bezeichneten Straßenkreuzung der beiden Hauptverkehrsstraßen, das die Stadt in vier Quartiere teilt. Die ovale Grundfläche der Stadt ist durch die außergewöhnlich gut erhaltene Stadtbefestigung mit ihren Toren, Türmen und der umgebenden Grünfläche, unter der die verfallenen Stadtgräben und die äußere Stadtmauer liegen, noch heute deutlich ablesbar.

Innerhalb der historischen Altstadt sind das Münster und die im 17./18. Jahrhundert stark erneuerten Klöster auch als Einzeldenkmale geschützt. Ebenso sind viele Wohnhäuser innerhalb der Gesamtanlage als Einzeldenkmale ausgewiesen. Sie reichen in ihrer Bausubstanz zum Teil bis in das 12. Jahrhundert zurück. Aber sie sind nicht nur wegen dieser mittelalterlichen Substanz Kulturdenkmale, sondern gleichzeitig Zeugnisse für die Entwicklung und Veränderungen des Typus des städtischen Bürgerhauses vom



Abb. 12: Geschützrampe am Romäusring mit Elisabethenturm.

Mittelalter bis in das 18. und 19. Jahrhundert. An und in ihnen lassen sich verschiedene Phasen der ehemaligen Bau- und Wohnstruktur ablesen. Weitere Elemente der Gesamtanlage bilden die für das historische Stadtbild und die historische Besiedlungsstruktur wichtigen erhaltenswerten Gebäude, Straßen- und Platzflächen sowie Grün- und Freiflächen, die zusammen mit den Kulturdenkmälern für das geschützte Bild der Altstadt konstituierend sind.

Sachgesamtheit Friedhof

Die schon genannte Friedhofskapelle mit dem romanischen Turm gehört zum Villinger Friedhof. Dieser bildet ein Kulturdenkmal im Sinne einer Sachgesamtheit nach §2 DSchG. Er entwickelte sich aus dem ummauerten Kirchhof der mittelalterlichen Kirche. Der denkmalgeschützte Bereich umfasst den der Friedhofskapelle südlich und westlich vorgelagerten Bereich. Hier lassen sich an Hand historischer Mauern noch Friedhofserweiterungen des späten 19. Jahrhunderts bis 1910 ablesen. Wesentlich für die Denkmaleigenschaft ist jedoch die gartenarchitektonische und gartenkünstlerische Gestaltung des Friedhofsgeländes. Ein wohl gegen 1908 angelegter



Abb. 13: Friedhofsanlage (SAVS 1.42.91 Nr. 199).

geometrisch und achsensymmetrisch gegliederter Bereich östlich der Steppach samt zweier neoklassizistischer Steinbrunnen korrespondiert hier mit einem im Jahre 1923/24 von dem Architekten Karl Naegele in Formen eines Landschaftsgartens entworfenen Bereich westlich der Steppach. Im geometrischen Teil steht das mit Relief von

Robert Neukum gestaltete Gefallendenkmal mit vorgelagertem Ehrenfriedhof. Verschiedene aus heimatgeschichtlichen Gründen wichtige Grabstätten ortsgeschichtlich bedeutender Persönlichkeiten sind innerhalb der Sachgesamtheit genauso geschützt wie aus künstlerischen oder wissenschaftlichen Gründen bemerkenswerte Grabmale. Hierzu zählen etwa, das mit einer künstlerisch sehr qualitätvollen Frauenskulptur ausgestattete Grabmal der Gertrud Spathelf geb. Schönthale von 1939, der im selben Jahr gesetzte, ikonographisch eigenwillige Grabstein für den Flieger und Bordfunker im Sturzkampfgeschwader „Immelmann“ Franz Adolf Schweizer mit Brustbild und abstürzendem Flugzeug, oder das in sehr sachlicher Manier mit Sitzbänken gestaltete Grab des Architekten Karl Naegele (1873–1952) und seiner 1942 verstorbenen Ehefrau.

Bauten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Mit Blasius Geiger in Schwenningen sowie Karl Naegele und Theodor Glatz in Villingen gab es um die Wende zum 20. Jahrhundert drei herausragende Architekten, die vom gehobenen Bürgertum gern mit dem Bau ihres Wohnhauses, einer Gaststätte, aber auch von der Stadt mit kommunalen Bauaufgaben (etwa Schulen, Forstamt etc.) betraut wurden. Die nach ihren Plänen errichteten Gebäude sind als Zeitzeugnisse der großbürgerlichen Wohnkultur, die die künstlerische und architektonische Fortentwicklung des Historismus zu den verschiedenen Reformstilen des frühen 20. Jahrhunderts im Allgemeinen, aber auch



Abb. 14: Schillerstraße im Jahr 1900 (SAVS 5.2.4 Nr. 3640).



Abb. 15: Pontarlierstraße 1, Krankenstall der Kaserne.

innerhalb ihres jeweiligen Schaffens im Besonderen widerspiegeln. Eine Villingener siedlungs- und ortsgeschichtliche Besonderheit bilden die Gebäude, die als Villengürtel um die zur Grünfläche umgewandelten ehemaligen Wallanlagen vor der Stadtmauer errichtet wurden. Während Naegle in Villingen noch im Krieg die Richthofen-Kaserne (später Lyautey-Kaserne) verwirklichte und in der Zwischenkriegszeit u. a. Mietshäuser für die Villingener Baugenossenschaft sowie Vorstadt villen in der Schillerstraße entwarf, führte



Abb. 16: Pontarlierstraße 1, Waffenmeisterei.

in Schwenningen nach dem Ersten Weltkrieg Hans Armbruster das Büro Blasius Geigers fort. Der engagierte Architekt war ein Schüler Theodor Fischers. Als Kulturdenkmale erfasst sind: sein 1925 entstandenes eigenes Wohnhaus, das heute als ev. Kindergarten genutzt wird (Mozartstraße 74), das Postamt (Friedrich-Ebert-Straße 22) und, das ehemalige Verwaltungsgebäude des Büdo-Werkes von 1927 (Rietenstraße 30). Neben den zeitgleich 1924–28 vom städtischen Stadtbauamt geplanten und verwirklichten Zweck-

bauten (Rathaus von Hans Herkommer, Waldfriedhof mit Krematorium von Julius Feucht und Siedlung Hammerstatt von Ernst Möbs) gehören seine sachlich-zweckmäßigen, der Werkbundästhetik folgenden Bauten zu dem Qualitätvollsten, das das Ortsbild der aufstrebenden Industriestadt Schwenningen unter Oberbürgermeister Ingo Lang von Langen in den 1920er Jahren geprägt hat. Als aussagekräftige Zeugnisse der NS-Architektur aus den 1930er Jahren können die Schwenninger Friedensschule in der Mozartstraße sowie zwei sehr authentisch erhaltene Gebäude auf dem Villingener Mangin-Kasernengelände gelten. Die Waffenmeisterei als sachlich-funktionaler Stahlskelettbau und der Krankenstall als Backsteinbau mit Gauben besetztem Walmdach in Formen ländlicher Stall- und Ökonomiegebäude zeigen im Kleinen die für nationalsozialistische Baugruppen typische Gegenüberstellung von Bauten der Technik und Industrie in sachlich-funktional-ästhetischer Formensprache mit Wohnbauten und/oder Stallungen in traditionalistischem Heimatstil.

Bauten des dritten Viertels des 20. Jahrhunderts

Einen Schwerpunkt architektonisch herausragender Qualität der 1950er und 1960er Jahre bildet der Kirchen- und Schulbau. Sehr eindrucksvoll als Stadtkrone einer Ende der 1950er/Anfang der 1960er Jahre neu entstandenen Siedlung sind beide Bauaufgaben auf dem Goldenbühl vereinigt. Auf einer gärtnerisch gestalteten Freifläche, jeweils als Gemeindezentrum angelegt, beherr-

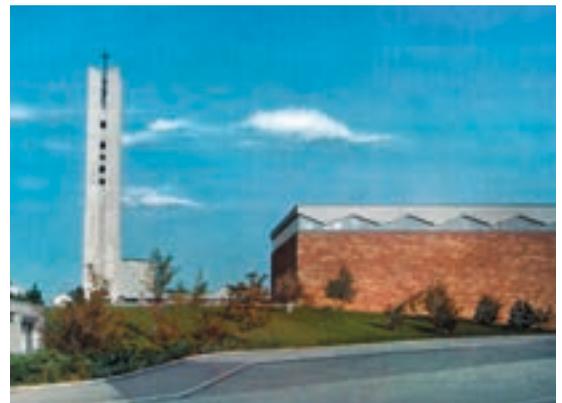


Abb. 17: Markuskirche (SAVS 5.2.4 Nr. 142).

schen die kath. Bruder-Klaus-Kirche (1962/63 nach Entwurf von Erwin Foos, mit Glasfenstern von Romuald Hengster und Wilfrid Perraudin) und die ev. Markuskirche (1961/1962 nach Plänen von Fritz Eberhard) den Hügel, während sich an dessen westlich vorgelagerten Hang die locker als Pavillonschule gruppierten Gebäude der Goldenbühlschule (1961–1964 nach Plänen von Günter Behnisch und Lothar Seidel) schmiegen. Während die Goldenbühlschule als Pavillonschule noch einen in den 1950er Jahren stark vertretenen Schultyp verkörpert, ist das vom Büro Behnisch wenig später in Schwenningen geschaffene Deutenberggymnasium (1962–65) eine Vollmontageschule. Gemeinsam mit der Firma Rostan entwickelte Behnisch Anfang der 1960er Jahre ein flexibel verwendbares Konstruktionssystem vorgefertigter Betonmontageelemente. Durch das Montagebaukastensystem war kein Schultyp vorgegeben, es ermöglichte durch typisierte Bauteile und typisierte Bausysteme den dem jeweiligen



Abb. 19: Evangelische Johanneskirche Schwenningen.



Abb. 20: Nepomukdenkmal (SAVS 22 VS 681).

Raumbedarf und Baugelände angepasste Schulbauten. So gehört das Deutenberggymnasium zu den architekturgeschichtlich wichtigen Bauten Günter Behnischs aus der Werkphase der Vorfertigung 1959–65 und beeinflusst auch die Schulbauten seiner späteren Schaffensperioden. Zu den überregional herausragenden Kirchenbauten der sogenannten Nachkriegsmoderne zählen neben den Kirchen auf dem Goldenbühl die evang. Johanneskirche (1958–60 nach Plänen von Erwin Rohrberg) in Schwenningen, die evang. Versöhnungskirche (1969 von Horst Linde) in Marbach und die von Emil Oberfell (Bad Dürkheim und Villingen) 1962/63 entworfene und nach den statischen Berechnungen durch das Ingenieurbüro Dr. Ing. G. Kani – Dr. M. Holzapfel (Stuttgart) 1964–67 ausgeführte kath. Konradskirche in Villingen mit freitragendem Spannbetonschalendach in Form eines hyperbolischen Paraboloids.

Ein Ableger dieses modernen Kirchenbaus ist die Aussegnungshalle in Obereschach. Der nach Plänen von Ulrich Döring 1972/73 errichtete Bau ist derzeit das jüngste bisher erkannte Kulturdenkmal Villingen-Schwenningens und ein aussagekräftiges Zeugnis für die sich Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre abzeichnende sozial- und gesellschaftlich bemerkenswerte Entwicklung, bei der viele zuvor von den Kirchen verwaltete Aufgaben der Gesellschaft in die Hände kommunaler Träger gelangten. Im Bestattungswesen lösten kommunale Aussegnungshallen den älteren Typ der konfessionellen Friedhofskapelle ab. Für die Formgebung dieser Trauerfeiern verschiedener Konfessionen und Weltanschauungen dienenden „Pseudo-Sakralräume“ wurden viele Anleihen beim gleichzeitigen Kirchenbau gemacht. So hat auch Döring das Erscheinungsbild der Obereschacher Aussegnungshalle deutlich an Entwicklungen des dynamisch rhythmisierten Schalenbaus im Kirchenbau der 1960er Jahre orientiert.

Kleindenkmale, Skulpturen, Reliefs und Wandgemälde



Abb. 21: Räumliche Wand am ehemaligen Finanzamt Schwenninger Straße von Otto Hajek.

Neben hier nicht im Einzelnen benennbaren religiösen Kleindenkmalen wie Wegkreuzen, Bildstöcken, Heiligenstatuen oder Kapellen können auch historische Grenzsteine, Brunnen, Gedenkmale für bedeutende Persönlichkeiten oder an historische Ereignisse etc. Kulturdenkmaleigentumschaft besitzen. Aus künstlerischen

Gründen besitzen z.B. auch verschiedene qualitativ hochwertige Werke, die überregional bedeutende Künstler als Kunst am Bau oder im öffentlichen Raum verwirklicht haben. Hierzu zählen etwa die Skulptur "Räumliche Wand" neben dem Finanzamt Villingen (1958 von Otto Herbert Hajek, Stuttgart) oder das 1959 geschaffene Relief von Romuald Hengstler am Sängenheim Schwenningen.

Ansprechpartner für Denkmaleigentümer im Rahmen der verwaltungsrechtlichen Gliederung

Die Unteren Denkmalschutzbehörden sind in Städten, Landkreisen oder Verwaltungsgemeinschaften die erste Anlaufstelle für die Denkmaleigentümer. Sie sind in aller Regel die Genehmigungsbehörde für alle denkmalschutzrechtlichen Fragen.

Die Oberste Denkmalschutzbehörde in Baden-Württemberg ist das Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau. Die Höheren Denkmalschutzbehörden sind in den Referaten 21 der Regierungspräsidien angesiedelt. Sie sind die Aufsichtsbehörde für die Unteren Denkmalschutzbehörden und Widerspruchsbehörde; sie führen das Denkmalsbuch.

Das Landesamt für Denkmalpflege, das als Vor-Ort-Präsidium im Regierungspräsidium Stuttgart angesiedelt ist, ist die Fachbehörde für Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Sie ist für die Erfassung und Erforschung der Kulturdenkmale zuständig, berät die Denkmaleigentümer beim Erhalt der Denkmale und stellt das Benehmen mit den Genehmigungsbehörden her. Im Landesamt für Denkmalpflege gibt es neben der hier im Fokus stehenden Bau- und Kunstdenkmalpflege als zweite große Fachabteilung die archäologische Denkmalpflege.

Bildnachweis

- Abb. 1, 3, 4, 6–10, 13, 14, 16: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg
Dr. Cremer
Dr. Enzenroß
Stadtarchiv
- Abb. 2:
Abb. 5, 11, 12, 15, 17:

Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs¹ in Tannheim

Ute Schulze

Im Jahr 1929 beschloss der Militär- und Kriegerverein Tannheim, bei der Gemeinde den Antrag auf Finanzierung eines Kriegerdenkmals zu stellen. Der Bürgerausschuss genehmigte am 19. Januar 1929 einstimmig Gelder aus den laufenden Wirtschaftsmitteln. „Da sich jedoch die finanzielle Lage der Gemeinde infolge schlechten Erlöses aus Holz verschärft hat(te)“, wurde diese Möglichkeit ausgeschossen.

Am 11. Januar 1930 bestellte der Gemeinderat folgende 12 Herren zur Denkmalkommission: Bürgermeister Wilhelm Häsler, die Gemeinderäte Bernhard Müller, Johann Weißer, Eduard Wehrle, Leopold Ganter II, August Neininger und Otto Steiner, ferner Ratschreiber Josef Häsler, Hauptlehrer Lorenz Grüner, Kapellmeister Wilhelm Riesle I, Altgemeinderat Bernhard Beck und Zimmermann Theodor Weißer. Das Gremium kam am 16. Januar 1930 zur ersten Sitzung zusammen. Man beschäftigte sich zunächst mit der Platzfrage. In Frage kamen hier der Platz beim Schulhaus, die Wiese südlich des Schulhauses, eine Friedhofserweiterung nach Westen mit je einem Grabstein für jeden Gefallenen, der Garten von Viktor Kreuz, das Gelände westlich der Kirche, das Terrain vor der alten Eiche auf dem Stankert u. a. Auch der Umbau der Friedhofskapelle zu einer „Kriegergedächtniskapelle“ wurde erwogen. Schließlich fiel am 12. Februar 1930 die Wahl auf den Platz bei der alten Eiche, da eine Erstellung innerhalb des Ortes nicht möglich schien. Am 15. Februar unternahm die Kommission eine Besichtigungsfahrt in die Umgebung, um sich andere Kriegerdenkmale anzusehen. Man besuchte Kappel, Lenzkirch und Rötenbach. In Donaueschingen berieten sich die Herren mit Diplomingenieur Anton Mall. Sie kamen zum

Ergebnis, dass nur der Standort bei der alten Eiche in Frage käme. „Und zwar soll die Eiche das Denkmal selbst sein, rings um das Denkmal eine Anlage mit je einem Stein mit Inschrift für die Gefallenen Tannheims und von der Straße her ein Treppen-Aufgang zu der Anlage.“



Abb. 1: Entwurf Mall, SAVS Best. 1.106 Nr. 712.

In der Sitzung am 27. März 1930 wurde das Projekt insgesamt in Frage gestellt. Bezüglich der Positionierung waren „verschiedene persönliche Sachen in den Vordergrund getreten“. Außerdem befand man, dass die Gemeinde bereits den Kriegergedächtnisaltar in der Kirche und eine Kriegerglocke in der Friedhofskapelle gestiftet habe. In der Abstimmung sprachen sich die sechs Kommissionsmitglieder: Hauptlehrer



Abb. 2: 1.106 Nr. 172 Altar.

Grüner, die Gemeinderäte Neiningen, Steiner, Riesle und Altgemeinderat Beck gegen das Denkmal aus. Dafür waren Ratsschreiber Häsler, die Gemeinderäte Wehrle, Weißer, Ganter und Bürgermeister Häsler. Bei der nächsten Zusammenkunft am 12. April 1930, bei der nur 7 Mitglieder anwesend waren, beschlossen die Herren mit vier gegen drei Stimmen, beim Bezirksamt anzufragen, ob die Verwendung außerordentlicher Mittel genehmigt werden würde. Auf das diesbezügliche Schreiben vom 18. April erhielt man telefonisch vom Oberrevisor die Antwort, dass nur Wirtschaftsmittel eingesetzt werden dürften.

1936 nahmen die Bemühungen um das Denkmal erneut Fahrt auf. Am 9. Juli dieses Jahres fand eine Beratung durch die Mitglieder der Landesberatungsstelle für Denkmalerrichtung statt. Beim Ortstermin in Tannheim stellte man fest, dass der zunächst ins Auge gefasste Platz bei der Kirche nicht

in Frage kam, da er sich in Kircheneigentum befand. Die Mitglieder der Beratungsstelle einigten sich auf den Platz beim Schulhaus. Die Anlage sollte so gestaltet werden, dass „der Schulhof, der in seinen Größenverhältnissen für Kundgebungen ausreichend ist, als Aufmarschplatz dienen“ konnte. Als nächstes schaltete man die Reichskammer der bildenden Künste ein. Der Landesleiter Baden empfahl den Bildhauer Hellmuth Hopp aus Freiburg für das Vorhaben. Dieser sandte am 20. Oktober 1936 einen ersten Entwurf an den Bürgermeister.

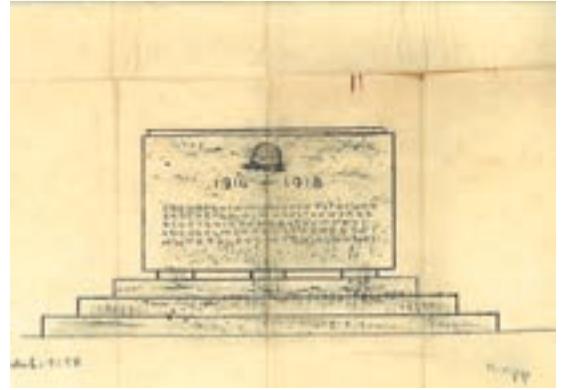


Abb. 3: 1.106 Nr. 712 – erster Entwurf Hopp.

Es dauerte aber noch eine ganze Weile, bis das Bezirksamt diesen zur Genehmigung an das Landesamt für Denkmalpflege in Karlsruhe weiterleitete. Die im März 1937 von dort nach Tannheim gereiste Kommission kam aufgrund der Platzsituation auf den Gedanken, ein quadratisches Format zu wählen. So machte



Abb. 4: 1.106 Nr. 712 - Denkmalentwurf Hopp 1937.

Hopp eine zweite Konzeption, die diese Vorgabe berücksichtigte. Der Tannheimer Gemeinderat war damit einverstanden. Am 22.04.1937 erhielt der Bildhauer den Auftrag für das Denkmal. Die Kosten von 4.970 Mark lagen im Rahmen der mit 5.000 Mark veranschlagten Bausumme. Die Darstellung auf dem Stein wurde dann doch nicht ein Soldatenkopf, sondern ein schlichtes Kreuz. Das Tannheimer Denkmal in seiner schlichten Gestaltung folgt damit nicht dem Zeitgeschmack der 1930er Jahre, der eher martialische Darstellungen bevorzugte. „Das Ehrenmal wurde 1954/55 auf den Friedhof versetzt und dort einem neugeschaffenen Denkmal für die Gefallenen beider Weltkriege“ beigefügt.²



Abb. 5: 1.106 Nr. 712 - Denkmaleinweihung.

Der Bildhauer Hellmuth Hopp (19.07.1908³ – 1940?) war vor allem in Freiburg tätig. Seit 1933 erhielt er mehrere Aufträge für Plastiken im öffentlichen Raum. Z. B. fertigte er zwei Figuren im Torbogen der Universitätsklinik, Hugstetter Straße 55, die heute noch dort stehen: Mutter mit Säugling und männlicher Akt 1938/39. Noch im ersten Kriegsjahr zur Wehrmacht eingezogen, fiel er bei Cherbourg.⁴

Bildbeschreibungen

Abb. 1: Zeichnung Dipl. Ing. Mall, 1930, SAVS Best. 1.106 Nr. 712.

Abb. 2: Kriegergedächtnisaltar, SAVS Best. 1.106 Nr. 712.

Abb. 3: Entwurf zum Denkmal von Hellmuth Hopp, 1936, SAVS Best. 1.106 Nr. 712.



Abb. 6: Kriegerdenkmal am heutigen Standort, Kreuz an Stelle Soldatenportrait.

Abb. 4: Denkmalentwurf Hopp, März 1937, SAVS Best. 1.106 Nr. 712.

Abb. 5: Denkmaleinweihung, 1937, SAVS Best. 1.106 Nr. 712.

Abb. 6: Das Kriegerdenkmal am heutigen Standort (Foto: Dr. Enzenroß).

Anmerkungen:

¹ Wenn nicht anders vermerkt sind die Quelleninformationen der Akte SAVS Best. 1.106 (Ortsarchiv Tannheim) Nr. 712 entnommen. Zu Gefallenendenkmälern allgemein s. Folkhard Cremer: Versuch einer Sinngebung des Sinnlosen. Gefallenendenkmäler der Zwischenkriegszeit, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4 (2017), S. 288-293, Tannheim S. 289.

² Ebd.

³ Allgemeines Künstlerlexikon - Internationale Künstlerdatenbank - Online [https://www.degruyter.com/databasecontent?dbf_0=akl-fulltext&dbid=akl&dbq_0=Hopp%2C+Hellmuth&dbsource=%2Fdb%2Fakl&dbt_0=fulltext&co_0=AND&sort=name-sort], aufgerufen am 23.05.2018.

⁴ Ute Scherb: Freiburg im Nationalsozialismus. Eine Stadt gibt sich ein braunes Gesicht, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 127 (2008), S. 133ff. Sie vermerkt im Kapitel „Arno Breker am Oberrhein? Der Freiburger Bildhauer Hellmuth Hopp“ zu seinem Tod „wenige Monate“ nach Kriegsbeginn, S. 135.

Südwest und Fernost

Berührungspunkte zwischen Villingen und Ostasien um 1900

Peter Graßmann

Beim Gedanken an Berührungspunkte zwischen Villingen und dem Fernen Osten mögen einem zunächst die indischen, chinesischen und vietnamesischen Restaurants in den Sinn kommen, die heute ganz selbstverständlich zum Stadtbild gehören. Was aber hatten die Zähringerstadt und die fernen Kulturen Ostasiens historisch miteinander zu tun? Von hier brachen weder bedeutende Weltreisende wie Marco Polo auf, noch legten die Schiffe der Ostindien-Kompanie an den Ufern der Brigach an, und dennoch finden sich Spuren einer Ostasien-Begeisterung, wie sie vor allem um die Jahrhundertwende in ganz Europa zu beobachten war. Die Spurensuche führt in gutbürgerliche Gaststuben, in Kolonialwarenläden und auf Schlachtfelder am anderen Ende der Welt.

Kunst und Curiosa

Wir beginnen unsere Reise an einem Ort, an dem sich seit jeher Zeiten und Räume verdichten: Im Museum. Die 1876 gegründete Städtische Altertümersammlung, Vorläuferin des heutigen Franziskanermuseums, verfolgte nämlich nicht nur das selbst gesteckte Ziel, „das spezifisch Villingische und Umgebung“ (sic!) zu sammeln, sondern präsentierte sich als wahre Kunst- und Wunderkammer, in der auch asiatische Objekte ihren Platz fanden. Von einer Caroline Fleck aus Paris stammen „1 chinesisches Büchle“, „1 japanisches Photographie Rähmle“ und „eine Schachtel mit Chinesischen Münzen nebst 2 Stück Chinesische Stickerei“, vom Maler Fridolin Leiber aus Bockenheim „Chinesische Maler Arbeiten auf Baumwollstoff“ und von Fidel Hirt – einem der fleißigsten Beiträger zur Sammlung – „ein Chinesisches Lotterie Loos“ und „eine Chinesische Uhrenkette aus Bambusfaser“. Daneben gibt es noch jede Menge chinesisches Porzellan, das durch seine feine Bemalung auffällt (Abb. 1). Gesammelt wurden die Gegenstände teils aufgrund



Abb. 1: Chinesisches Porzellan in der Abteilung „Nicht nur Kraut und Rüben“, Franziskanermuseum.

ihrer künstlerischen Qualität, teils aber auch unter der Bezeichnung „Curiosa“, also nur ihrer Seltenheit und ihrem exotischen Charakter wegen. Sie fallen damit in dieselbe Kategorie wie türkische Münzen, eine „Meeresmuschel aus Amerika“ oder „drei Muskatnüsse aus Indien“.



Abb. 2: Chinesische Figuren im Franziskanermuseum.

Irgendwo zwischen Kunst und Kuriosum siedelte man wohl die zwei Holzfiguren an, die fälschlich als „amerikanische Holzschnitzer-Arbeiten“ bezeichnet wurden (*Abb. 2*). In Wahrheit handelt es sich um chinesische Figuren, die einen der acht Unsterblichen (Bâxiân), Heilige aus der chinesischen Mythologie, darstellen, vermutlich Li Tieguai. Der Schenker der Figuren, Max Distel, war ein gebürtiger Villingener, der 1881 nach Nordamerika ausgewandert war und sich schließlich in St. Louis niedergelassen hatte. Seiner Heimatstadt treu verbunden, überließ er die Figuren 1885 der Altertümersammlung, wohl ohne selbst zu wissen, was es mit ihnen auf sich hatte. St. Louis besaß zu dieser Zeit eine kleine Gemeinschaft von etwa 300 chinesischen Migrant*innen, die als Fabrikarbeiter angeworben worden waren. Der erste chinesische Siedler war 1857 in die Stadt gekommen, 1869 folgte eine große Einwanderungswelle, ein Jahr später die nächste. An der sogenannten „Hop Alley“ entstand ein florierendes Chinatown, das 1966 einem Sportstadion Platz machen musste. Vermutlich hatte einer der chinesischen Einwanderer die Figuren aus seiner Heimat mitgebracht – auf welchem Wege sie in den Besitz Distels kamen, wissen wir nicht.

Das erste China-Restaurant Villingens?

Während die Objekte der Altertümersammlung nur zahlenden Kunstinteressierten zugänglich waren, erfreuten sich andere fernöstliche Inspirationen großer Popularität. Zu ihnen gehörte die Weinstube „Zur chinesischen Nachtigall“ in der Niederen Straße 47, die 1898 vom Konditor, Gemeinderat und stellvertretenden Bürgermeister Albert Cammerer („Guetele Cammerer“) eröffnet wurde. Einem Gedicht von Cammerers Freund Georg Rabenstein zufolge erhielt das Lokal seinen Namen von dessen Haustier, einer *Leiothrix lutea* (Chinanachtigall): „De Albert hät en Vogel scho zehn Johr, Wi'e wärs ihr Liet, wenn mr dere Stub de Namä grad vu sellem Vogel giet?“. Allerdings dürften auch die mit dem Namen verbundenen Assoziationen eine Rolle gespielt haben, wie Fotos vom Innenraum des Lokals zei-

gen. Ein umlaufender Wandfries mit chinesisch inspirierten Darstellungen (*Abb. 3*), Menschen mit Schirmen und Fächern zwischen Seen, Bergen und Bambushainen, zierte die Wände. Die Chinoiserie bereicherte auf harmonische Weise die gründerzeitliche Salonatmosphäre und war seinerzeit ein echtes Novum in einer Kleinstadt wie Villingen. In den Großstädten gehörten solche orientalistischen Cafés hingegen längst zum



Abb. 3: Innenraum der „Chinesischen Nachtigall“.

vertrauten Erscheinungsbild. Exotismen entsprachen dem Geschmack der Jahrhundertwende, der sich des Fremden als Projektionsfläche für eigene Träume und Fantasien bemächtigte. Die Assoziation der östlichen Kulturen mit Luxus und Muße hat kulturhistorisch eine lange Tradition, reicht sie doch mindestens bis zu den Indienzügen Alexanders des Großen zurück. Im Barock gehörten Kleider und Möbel in der „Chinamode“ zur Standardausstattung jedes Adligen, der etwas auf sich hielt. Mit der Werbeindustrie des 19. und 20. Jahrhunderts erhielten die alten Stereotypen schließlich neue Nahrung und Tabak, Kaffee, Tee oder andere Luxusprodukte wurden nur zu gern mit orientalischen Klischees beworben. Dies mag auch ein Grund dafür gewesen sein, dass später das Lagerhaus des Villingener Kolonialwarenhandels Spathelf in der Lantwattenstraße den Spitznamen „Chinesentempel“ erhielt. Ausschlaggebend war hier jedoch vor allem das Erscheinungsbild des Gebäudes mit seinen einander überkragenden Stockwerken, das die Bevölkerung an ostasiatische Pagoden erinnerte: Form

und Funktion verbanden sich durch die Fantasie des Betrachters zu einer stimmigen Gesamtheit (Abb. 4).



Abb. 4: Kolonialwaren-Großhandel Spathelf, sog. "Chinesen-Tempel".

Nicht selten wurden Chinesen und Japaner von der Werbung als servile Diener diffamiert, wofür man eine Bestätigung in den eigenen diffusen Vorstellungen etwa der japanischen Geisha-Kultur sah. So wundert es nicht, dass Variétés wie das berühmte „Chat noir“ in Paris (wo auch die ersten „chinesischen“ Cafés entstanden), aber auch bürgerliche Gaststuben in der badischen Provinz mit attraktiven Damen in chinesischen Kostümen warben – so die „chinesische Nachtigall“ auf einer lithographierten Ansichtskarte (Abb. 5). Eine zeitgenössische Vorlage mag Cammerer in den ganz ähnlichen Karten der Hamburger Kon-



Abb. 5: Ansichtskarte der „Chinesischen Nachtigall“.

ditorei Georg Hübner gefunden haben, zu deren Räumlichkeiten ein japanischer Salon zählte. In der Villingener Kunst lassen sich die Chinoiserien und Orientalismen der Großstädte ansonsten nicht nachweisen. Immerhin stammt jedoch von einem Villingener Maler die Darstellung einer bekannten Tänzerin, die gerne exotisch kostümiert auftrat: Waldemar Flaig porträtierte 1927 Tatjana Barbakoff in chinesischem Kostüm und zeigte dabei offensichtlich besonderes Interesse an dessen vielfarbigen floralen Mustern (Abb. 6).



Abb. 6: Waldemar Flaig: Tatjana Barbakoff in chinesischem Kostüm.

Flaig war während seiner Berliner Zeit mit Barbakoff, die zu den angesehensten Tänzerinnen der 20er Jahre zählte, persönlich befreundet. Seit 1924 gehörten chinesische Tänze zu ihrem Programm, 1944 wurde sie von den Nazis ermordet.

Koloniale Verflechtungen

Den kulturellen Hintergrund solcher Asienbegeisterung um die Jahrhundertwende bildete freilich nicht nur naive Neugier, sondern auch harte Realpolitik in Form kolonialistischer Bestrebun-

gen. So waren insbesondere China und Japan im Verlauf des 19. Jahrhunderts in das Blickfeld europäischer Geostrategen geraten. Deutschland schloss bereits 1861, nur kurz nach der erzwungenen Öffnung des bis dahin isolierten Japan, einen Freundschaftsvertrag mit dem Land, in dem sich zu diesem Zeitpunkt bereits preußische Händler niedergelassen hatten. In China wiederum errichtete das Deutsche Reich 1897 das „Schutzgebiet Kiautschou“ mit der Hauptstadt Tsingtau. Proteste und Aufstände gegen die Kolonialpolitik der europäischen Mächte gipfelten im sogenannten Boxeraufstand von 1900, der mit der Ermordung des deutschen Gesandten von Ketteler begann und mit dem Einmarsch europäischer Truppen in die verbotene Stadt endete.

Villinger beteiligten sich nicht nur an der Niederschlagung des Aufstandes, wie einige erhaltene Feldpostbriefe bezeugen, sondern waren auch als Soldaten in der deutschen Kolonie Kiautschou stationiert. Zu ihnen zählte der junge Matrose



Abb. 7: Riegger und Obergfell im japanischen Kostüm.

Joseph Riegger, der seiner Schwester Paula um 1910 eine Postkarte schickte, die ihn und seinen Kameraden Obergfell in japanischem Kostüm zeigt – ein üblicher Soldatenjux, der in der badischen Heimat sicher für so manchen Lacher sorgte (Abb. 7). Später organisierten sich viele Veteranen in der „Vereinigung ehemaliger Tsingtauer“, darunter der Schwenninger Johann Georg Jauch, der als Seesoldat in China und Japan gedient hatte und 1915 in japanische Kriegsgefangenschaft geriet. Während dieser Zeit lebte seine Frau Marie in Tsingtau, später zog das Paar nach Shanghai und schließlich nach Villingen.

Die Wirkungen der geopolitischen Umwälzungen am anderen Ende der Welt waren bis hinein in die Fastnacht spürbar. Bei einem Themenumzug im Jahre 1896 wurde „Der japanisch-chinesische Krieg mit der Erstürmung von Port Arthur“ dargestellt – ein nicht sehr lustiges Thema, wie man meinen sollte. Port Arthur, das heutige Lüshunkou in China, war im November 1894 Schauplatz eines grausamen Massakers an der chinesischen Zivilbevölkerung (Abb. 8). Im folgenden



Abb. 8: Angriff auf Port Arthur in einer zeitgenössischen japanischen Darstellung.

Jahr erzwangen Russland, Frankreich und das Deutsche Reich in der „Intervention von Shimonoseki“ die Rückgabe der Stadt und der Halbinsel Liaodong, weil sie eine weitere japanische Ausbreitung im Pazifikraum befürchteten. Der Villinger Themenumzug spielte daher auch subtil mit der damals in Europa herrschenden Angst vor der „Gelben Gefahr“, eines Erstarkens der politischen Mächte im Fernen Osten. Höhepunkt des Zuges, der auf dem Hubenloch begann, war laut Programmankündigung (heute im Franziskanermuseum ausgestellt) der „Einzug der Japaner

und Chinesen in die Stadt". Versprochen wurden „ächte schlitzäugige Steppensöhne", denen man mit zeittypischer sprachlicher Unkenntnis rassistische Spottnamen verlieh. So nannte man den japanischen Regimentstambour „Wau-Wau", den Kapellmeister „Ha-da-da" und die chinesische Militärakademie „Hei-di-li-dei-dei". Völlig absurd wurde es schließlich, als die chinesische Kavallerie auf (afrikanischen) Nilpferden einritt – ein deutlicher Hinweis darauf, wie gering man die chinesische Militärmacht einschätzte. Dementsprechend wurde der Einsatz der chinesischen Artillerie denn auch mit dem Hinweis „viel Geschrei und wenig Wolle" angekündigt. Die Überlegenheit der Japaner hatte nach Ansicht der Veranstalter den einfachen Grund, dass sie „nach europäischem Muster gedrillt" waren. Tatsächlich war die preußische Armee das Vorbild des Meiji-Militärs und europäische Offiziere beteiligten sich an der Ausbildung der Soldaten.

Kolonialistische Themen waren um die Jahrhundertwende überhaupt populär in der Villingen Fastnacht, so wurde 1890 „Die deutsche Expedition in Ostafrika" mit der „Beschießung und Erstürmung eines aufständischen Negerdorfes" gezeigt. Hinter solchem fastnächtlichen Spaß verbergen sich rassistische und kolonialistische Denkmuster, die unverhohlen zur Schau gestellt wurden. Ihre Fortsetzung findet die lange Tradition exotistischer Motive in der Fastnacht bis heute etwa in den allgegenwärtigen Chinesenkostümen.

Fazit

Die Berührungspunkte zwischen Villingen und Ostasien sind spärlich und indirekt, was bei der großen räumlichen und kulturellen Distanz auch nicht verwundert. Dennoch lässt sich zeigen, dass exotistische Strömungen, die von den Großstädten ihren Ausgang nahmen, auch in der damaligen badischen Kleinstadt ihren Niederschlag fanden. Sammler, Gastwirte und Fastnachtszünfte öffneten ein Fenster in die weite Welt – oder das, was sie sich darunter vorstellten.

Abbildungen:

- Abb. 1: Chinesisches Porzellan, Qing-Zeit, 18. Jahrhundert, Franziskanermuseum, Inv.-Nr. 12667/8.
- Abb. 2: Chinesische Bāxiān-Figuren aus Wurzelholz, Qing-Zeit um 1850, Franziskanermuseum, Inv.-Nr. 12704.
- Abb. 3: Der Innenraum der „Chinesischen Nachtigall". Ein umlaufender Fries mit chinesisch inspirierten Darstellungen schmückt die Wände. Foto um 1910, Sammlung Siegfried Preiser.
- Abb. 4: Kolonialwaren-Großhandel J. Spathelf, Einwohnerbuch Villingen 1939. Hinweis von Wolfgang Heitner.
- Abb. 5: Lithographische Ansichtskarte der „Chinesischen Nachtigall". Die chinesisch gekleidete Serviererin spielt mit Assoziationen und Klischees von exotischem Luxus. Um 1900, Sammlung Graßmann.
- Abb. 6: Waldemar Flaig: Tatjana Barbakoff in chinesischem Kostüm, 1927, Franziskanermuseum, Inv.-Nr. 10005.
- Abb. 7: Joseph Riegger, Schiffsartillerist der 4. Kompanie, und sein Kamerad Obergfell posieren während ihrer Dienstzeit in Tsingau für eine Postkarte in japanischem Kostüm. Um 1910, Sammlung Graßmann.
- Abb. 8: General Yamaji führt den Angriff auf Port Arthur, Farbholzschnitt von Nobukazu Yōsai, 1894, British Library.



Abb. 1: Dr. Rolf E. Wagner.

Kurz vor seinem 83. Geburtstag ist unser Mitglied Rolf Wagner plötzlich und unerwartet verstorben. Mit seinem Engagement für den Geschichts- und Heimatverein hat sich Rolf Wagner bleibende Verdienste erworben. Er hat nicht nur über viele Jahre zuverlässig und äußerst akkurat die Kasse unseres Vereins geprüft und mit hohem Engagement den Vorstand unterstützt, er war immer da, wenn man

seinen Rat und seine Hilfe brauchte. Rolf Wagner gehörte zu den Menschen, die nicht fragten, was der Verein für sie tun kann, sondern was sie für den Verein tun können.

Sein Verständnis, seine Zuvorkommenheit und seine Hilfsbereitschaft waren von unschätzbarem Wert und machten ihn zu einem wahren und verlässlichen Freund. Vielen Mitgliedern unvergessen wird seine Vorbereitung und Leitung der Paris Reise des Vereins sein, die er akribisch vorbereitet hat und die bei allen Teilnehmern prägende Eindrücke hinterlassen hat.

Wir möchten schließen mit wenigen Zeilen, die uns immer an Rolf Wagner erinnern werden:

*Der ist beglückt, der sein darf wie er ist,
der Bahn und Zeit nach eigenem Auge misst,
nie sklavisch folgt,
oft selbst die Wege weist,
ununtersucht nichts tadelt und nichts preist.*

Der Geschichts- und Heimatverein wird seiner stets ehrend gedenken.

Glauben Sie wirklich, dass dies ein Garderobenständer ist?

Anita Auer

1998 wurde mit dem neuen gläsernen Foyer im Franziskaner die Abteilung „Mensch, Arbeit, Technik“ (Abb. 1) eröffnet. Sie befindet sich im Verbindungsgang zwischen Franziskaner-Klostergebäude und dem sogenannten Waisenhaus. Diese interaktiv konzipierte Ausstellung zeigt Werkzeuge, bzw. Produkte von Arbeit von der Steinzeit bis heute. Zeitgenössische literarische Quellen – als Texte auf die Fenster gedruckt (Abb. 2) – geben Kommentare und eine weitere Einordnung des Gezeigten. Endpunkt dieser Entwicklung ist das „elektro-mechanische Objekt“



Abb. 1: Verbindungsgang.

„Jüngling von New York“ des Künstlers Wolfhart Hähnel (geboren 1944). Von Anfang an rief es Entzücken hervor, vor allem bei Kindern. Es produzierte aber auch Missverständnisse: Besucher



Abb. 2: Glaswand im Verbindungsgang.

hängten und hängen ihre Mäntel und Jacken an den „Kleiderständer“, der Teil des Kunstwerks ist.

Der Titel des „maschinellen Subjekts“ – so die Bezeichnung von Hähnel – bezieht sich auf eine Skulptur, die im 6. Jahrhundert vor Christus in Athen entstand. Sie stellt einen Jüngling („Kouros“) dar und war möglicherweise für ein Grab bestimmt. Heute ist diese antike Skulptur im Metropolitan Museum of Art in New York ausgestellt und wird daher „Jüngling von New York“ (Abb. 3) genannt. Auf diese Skulptur bezieht sich Hähnel mit seinem Werk von 1988 (Abb. 4). Gemeinsam ist beiden die streng frontale Ausrichtung, das Statuarische, Unbelebte und die Nacktheit. Was der archaischen Figur zugeschrieben wird, nämlich eine „geordnete und gerüstar-



Abb. 3: Marmorstatue eines Kouros.

tige”¹ Struktur, ist im Garderobenständer mit seinen vertikalen und horizontalen Streben wörtlich genommen. Durch diese Streben entsteht eine Art Gitter-Muster, das im Torso des Kouros in den Muskelansätzen („Sixpacks“) nur erahnt werden kann. Hähnel’s Bezugnahme auf die Antike ist voller ironischer Anspielungen. Der idealisierte schöne und „gestählte“ Körper der antiken Statue steht einer Stahlkonstruktion gegenüber, deren Anblick – wenn sie in Aktion tritt – ebenfalls erfreut. Die antike Skulptur diente wahrscheinlich als Grabmal. Hähnel’s Skulptur löst ähnlich morbide Assoziationen aus. Denn ihr Schöpfer sucht auf den Friedhöfen der Neuzeit, den Müllkippen, Einzelteile für seine Skulpturen zusammen. Dabei gefällt es ihm, Nichtzusammengehöriges zu einem Neuen zu vereinen. So entstanden skurrile Zusammenstellungen, wie sie der französische Dichter Comte de Lautréamont (1846-

1870) besingt. Dessen „zufällige Begegnung einer Nähmaschine mit einem Regenschirm auf einem Seziertisch“ wurde von den Künstlern des Surrealismus häufig zitiert.

Im Gegensatz zum toten Kouros hat Hähnel’s Jüngling durchaus Leben. In „seiner Brust schlägt das Herz“ eines Staubsaugermotors, den der Betrachter über einen Fußschalter auslösen kann. Was dann passiert, zeigt ein YouTube-Film von Michi Meier² oder die Erfahrung, wenn man selbst vor dem Objekt steht und den Schalter auslöst: Eine weiße Feder erscheint über dem nicht vorhandenen Haaransatz des Jünglings und der Staubsauger pustet durch einen Blasring Seifenblasen in die Luft.

Seifenblasen gelten spätestens seit dem Barock³ als Vanitassymbol. Die Vergeblichkeit des menschlichen Lebens, die Hinfalligkeit der irdischen Erscheinung sind wichtige Themen in dieser Zeit. Seifenblasen verkörpern dies ideal. Die federleichten, aber leicht zerstörbaren Kugeln aus Seifenwasser mit schillernder Oberfläche faszinieren. Sie enttäuschen aber auch (vor allem Kin-



Abb. 4: Jüngling von New York.

der), weil sie sich jedem noch so zarten Zugriff durch Platzen entziehen. Die Seifenblasen, die dem Kopf des Jünglings entsteigen, spiegeln sowohl die Schönheit als auch Flüchtigkeit der „Kopfgeburten“ des Jünglings. Die Vergänglichkeit irdischer Schönheit ist ebenfalls Thema des „Kouros“. Egal, wie alt der Verstorbene war, er soll als perfekter, jugendlicher Körper in Erinnerung behalten werden. Diesen Gedanken, nimmt Hähnel mit den Seifenblasen auf und spinnst ihn weiter. Die Seifenblasen sind nicht nur eine lustige Kinder-Unterhaltung. Die Kombination von Garderobenständer, Staubsaugermotor, Schaufensterpuppenkopf und „Pustefix“ bedeutet mehr.

Der Titel von Hähnels Arbeit führt weit in die Vergangenheit zurück. Hähnel setzt sich – wie auch andere Künstler der Gegenwart – mit seinem künstlerischen Erbe und vor allem der Skulptur der Antike auseinander.⁴ Er tut dies aber mit den künstlerischen Mitteln seiner Zeit. So kennt und reflektiert er die Werke anderer Künstler des 20. Jahrhunderts. Die Umwertung eines Alltagsobjekts zu einem Kunstwerk findet sich im so genannten Readymade. Allerdings verliert im Readymade der alltägliche Gegenstand – durch minimale Eingriffe seitens des Künstlers – seine ursprüngliche Funktion. Dies ist bei Hähnels „Jüngling“ nicht der Fall. Der Kleiderständer – der mit seinen Stahlbändern formal stark an den berühmten „Flaschentrockner“ (Abb. 5) Marcel Duchamps⁵ erinnert – funktioniert immer noch als Garderobe. Zufälligerweise gibt es bei Duchamp einen weiteren Bezug zum Thema „Kleiderständer“, ein Readymade aus einer Kleiderhakenleiste. Diese wird zum Kunstwerk „Trébuchet“ („Stolperfalle“), indem sie am Boden befestigt wird.⁶ Der Titel „Trébuchet“ ist insofern mehrdeutig als darunter im Mittelalter eine Wurfmaschine verstanden wurde, ein Katapult. Duchamp schleudert mit seiner „Wurfmaschine“ keine Steine. Der Stolperer selbst wird zum Projektil. Diese Art der Ironisierung des Objekts und die geistreiche Wortspielerei charakterisieren auch Hähnels Arbeiten.



Abb. 5: *Porte-Bouteilles (Flaschentrockner)*.

Hähnels „Jüngling von New York“ ist kein Abbild eines jungen Mannes, sondern ein Automat. Er greift den uralten Traum der Menschheit auf, sich selbst, den Menschen ersetzen zu können. Bereits in der Antike soll ein Herrscher seine säumigen Gläubiger mit einem Nachbau seiner Gemahlin genarrt und gefoltert haben. Diese Ersatzfrau begrüßte angeblich den Bittsteller freundlich. Sie drückte ihn an ihre Brust, aber unter dem Gewand waren Nägel versteckt. Die Vision vom Menschen-Ersatz oder Ersatz-Menschen führte im 18. Jahrhundert zur Erfindung von Schreibautomaten, Schachautomaten und natürlich im Schwarzwald auch zur Kuckucksuhr. Letztere ist die Verbindung einer Uhr mit einem – sehr einfachen – Musikautomaten und einer beweglichen Figur.

Heutzutage sind diese rein mechanisch funktionierenden „Ersatz-Menschen“ längst durch Roboter ersetzt, die eine Vielzahl an meist sich wiederholenden oder körperlich anstrengenden Tätigkeiten beherrschen, sei es Rasen mähen,

Autos zusammenbauen oder Altenpflege. Die sogenannte künstliche Intelligenz versucht darüber hinaus menschliches Denken zu imitieren. Sie gehört zu den Wegbereitern der 3. Industriellen oder Digitalen Revolution. Sie manifestiert sich beispielsweise in Systemen wie Siri und Alexa. Es handelt sich um „Sprachassistenten“, an die der Nutzer mündlich Fragen stellen kann und die ihm bei verschiedenen Aufgaben helfen. Der Automat von Hähnel kann noch keine Fragen beantworten. Aber er visualisiert „geistige Tätigkeit“, kommentiert Arbeit, vielleicht sogar künstlerische Arbeit in der Gesellschaft.

Wolfhart Hähnel hatte an der Stuttgarter Akademie der bildenden Künste die Professur für Werken inne. Er gehört zum Künstler-Typus der „Tüftler und Bastler“ – obwohl er kein Schwabe ist: Er wurde 1944 in Dresden geboren. In der Leidenschaft fürs Mechanische, für die automatische Bewegung ähnelt er dem Schweizer Jean Tinguely (1925-91). Beide Künstler verbindet ihr surrealistischer Ansatz. Gerne verspottet Hähnel die Absurdität des Alltags. Hähnel unterscheidet sich aber auch deutlich von Tinguely. Seine „maschinellen Subjekte“ sind nie nur Selbstzweck. Sie genügen sich nicht in Lärm und Bewegung, sondern sie haben eine „Seele“ und vermitteln eine Botschaft.

Die Erfindung von Automaten und Robotern war in der Kulturgeschichte immer auch mit Angst verknüpft. Man denke an die literarische Figur des „Frankenstein“, die von seiner Autorin Mary Shelley als der „moderne Prometheus“ bezeichnet wurde, oder E.T.A. Hoffmanns „Olympia“. Diese Angst ist paradox, eine Art Angstlust. Denn der technikbegeisterte Mensch fürchtet sich davor, etwas in die Welt zu bringen, was er selbst nicht mehr beherrscht, sondern umgekehrt ihn beherrscht und ihn unterwirft. In jüngerer Zeit haben Tech-Größen und Wissenschaftler wie Elon Musk, Max Tegmark und Stephen Hawking wiederholt vor der Gefahr einer „feindlichen Übernahme“ durch künstliche Intelligenz gewarnt.⁷ Dieses Zwiespalts war sich Hähnel bewusst, ohne dass er ihn explizit in seiner Kunst formulierte. Seine Automaten-Kunst-

werke sind spielerisch und witzig, machen aber auch nachdenklich. Denn so sehr Hähnel Technik begeistert – Hähnels Atelier liegt in einer entsprechenden Umgebung, den Stuttgarter Wagenhallen, einst Remisen für Lokomotiven –, stellt er auch neuere technische Erfindungen und deren Nutzen in Frage und bleibt einem romantischen, „elektro-mechanischen Weltbild“ verhaftet.

1993 stellte die Städtische Galerie Villingen-Schwenningen Hähnels Kunst unter dem Titel „Maschinelle Subjekte“ im Franziskanermuseum aus. „Maschinelle Subjekte“: Was sind das? Jedenfalls Maschinen, die etwas Subjektives haben, aber kein Geschlecht, weder männlich, noch weiblich sind. Ein Subjekt ist nicht nur fremdbestimmt wie ein Objekt. Es hat einen eigenen Willen, vielleicht sogar eine eigene Wahrnehmung, kann denken und handeln. So viel gesteht also Hähnel seiner Kunst zu. In der Konzeption der Dauerausstellung „Mensch, Arbeit, Technik“ im Verbindungsgang des Foyers sollte der technische Fortschritt thematisiert werden: vom Steinzeitbeil und Pflug über die Kombination von Mühle (einfache Maschine) und Hammer („Schwanzhammer“) zum Dieselmotor („Kraftmaschine“), dann zur Brötchen-Formmaschine der Firma Winkler und dem am Computer entworfenen und mittels 3-D-Druck erzeugten Objekt. Wenn es zunächst um die Potenzierung menschlicher Kraft ging, so wurden bald weitere menschliche Fähigkeiten durch Maschinen ersetzt. Am Ende der Entwicklung konnte – in einer nicht mehr ganz so fortschrittsgläubigen Welt – nur etwas Kritisches stehen, die Atombombe beispielsweise. Dies wäre aber ein doch zu düsterer Endpunkt gewesen.

Daher fiel die Wahl auf Hähnels „maschinelles Subjekt“.⁸ Der „Jüngling von New York“ ist ein Automat am Endpunkt der Entwicklung. Er ersetzt den Menschen auch in zwecklosem, nicht zielgerichtetem Tun. Seine einzelnen Bestandteile haben zudem tiefgründige zusätzliche Bedeutungsaspekte. Der Staubsaugermotor im Zentrum ist ein weibliches Arbeitsgerät (gegenüber auf dem Fenster findet der Besucher/die Besucherin eine feministische Definition der Arbeit in unserer Gesellschaft von Barbara Holland-Cunz).

Der Staubsauger wurde bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfunden. Er verbreitete sich aber erst in der Nachkriegszeit auch in Mittelschichts-Haushalten. Dort revolutionierte er den Alltag der „Hausfrau“. Der Staubsauger im „Jüngling“ weist das stromlinienförmige Design der 1960er Jahre auf und erinnert tatsächlich an eine Bombe oder Rakete. Dieses martialische Aussehen war offensichtlich noch nicht negativ konnotiert. Es stand für Geschwindigkeit, Effektivität, Perfektion. Dieser „Saugling“ (Beschriftung auf dem Gehäuse) – man beachte die Nähe zum Wort „Säugling“, ein Raketenbaby sozusagen – saugt bei Hähnel jedoch nicht, sondern bläst – im Umkehrschub (wie ein Flugzeug). Und dieses Pusten erzeugt – wenn alles klappt – Seifenblasen.

Ein seifenblasender Automat markierte einst Spielwarengeschäfte, z.B. Spielwaren-Kurtz in Stuttgart. Wo der „Pustefix“-Bär seinen Produkten ein kurzfristiges glamouröses Leben beschert, so wusste jedes Kind, verbirgt sich noch mehr, was ein Kinderherz erträumt, nämlich ein Spielwarenparadies. Der Automat war das „Ladenschild“, welches auch ein noch nicht alphabetisiertes Kind „lesen“ konnte. Es wurde magisch von der schillernden Pracht an- und dann in den Laden hineingezogen. „Pustefix“ ist ebenfalls ein Nachkriegsprodukt. Es wurde 1948 vom promovierten Chemiker Rolf Hein in Tübingen erfunden. Das stählerne Gerüst unseres Jünglings umweht also ein Hauch Nostalgie und Zukunftsoptimismus.

Die Seifenblasen, die dem Kopf entsteigen, symbolisieren Gedanken, Träume, „Schäume“. Dieser Automat kann noch nicht denken und kreativ sein, – heutige Roboter und Künstliche Intelligenz sind da vielleicht schon ein Stück weiter. Und der Künstler sagt uns deutlich: Was hier produziert wird, ist verführerisch leicht und phantasievoll, aber dennoch Maschinenwerk. Es gibt kein Geheimnis (wie beim „Pustefix“-Bär).

Jeder sieht und hört, wie die Blasen zustande kommen. Es ist kein Mensch (Subjekt). Es ist aber auch nicht nur eine Maschine, – denn sie trägt die Ironie, den Witz des Herstellers in sich und gibt ihn an jeden Betrachter weiter. Es ist ein „maschinelles Subjekt“ mit einem kulturgeschichtlichen Hintergrund, der bis in die Antike zurückreicht. – Dachten Sie wirklich, es sei ein Garderobenständer?

Anmerkungen:

¹ Arbeitsblatt – Archaik – Kouros, Landesbildungsserver, <http://www.schule-bw.de/faecher-und-schularten/musische-faecher/kunst/unterricht-materialien-und-medien/schwerpunktthemen-oberstufe>, 26.07.2018

² <https://vimeo.com/117324668>

³ Möglicherweise wurden Seifenblasen bereits in der Antike – mit der Erfindung der Seife – beim Waschen als zufälliges „Nebenprodukt“ entdeckt.

⁴ z.B. Bruce Nauman in seinen Arbeiten „Walk with Contraposto“, die 2018 im Schaulager in Basel zu sehen waren.

⁵ Marcel Duchamp (1887–1968) gilt als Mitbegründer der Konzeptkunst und Wegbereiter des Dadaismus und Surrealismus.

⁶ Diesen Hinweis verdanke ich Alexander Janz.

⁷ Diesen Hinweis verdanke ich Peter Graßmann.

⁸ Die Städtischen Museen zeigen im Heimat- und Uhrenmuseum Schwenningen ein weiteres Kunstwerk von Wolfhart Hähnel, nämlich „Indianersommer II“. Wolfgang Trenkle hat in einem Artikel des Schwarzwälder Boten vom 15.8.2012 eine sehr schöne Interpretation geliefert: <https://www.schwarzwaelder-bote.de/inhalt.villingen-schwenningen-der-mensch-ein-uhrwerk>

Bildunterschriften:

Abb. 1: Verbindungsgang im Foyer des Franziskanermuseums, gebaut von Elmar Fuhrer.

Abb. 2: Glaswand im Verbindungsgang mit kommentierenden zeitgenössischen Texten, hier das Zitat von Barbara Holland-Cunz aus: Utopien der neuen Frauenbewegung, 1988.

Abb. 3: Marmorstatue eines Kouros, um 590-580 v. Chr., Fletcher Fund 1932, Metropolitan Museum of Art, New York.

Abb. 4: Wolfhart Hähnel, „Jüngling von New York“, mechanisches/elektro-mechanisches Objekt, 1969/1988, Inv. Nr. 12847, Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen

Abb. 5: Marcel Duchamp, Porte-Bouteilles (Flaschentrockner), (1914) 1964; Inv.Nr. P 993; Höhe: 65,0 cm; Durchmesser 45,0 cm, Staatsgalerie Stuttgart, Foto ©Staatsgalerie Stuttgart.

Mit Audioguide durch das Franziskanermuseum

Michael Tocha



Abb. 1: Flyer Audioguide.

Die Museen in Villingen-Schwenningen gehen mit der Zeit. Nachdem schon eine App zu Erkundung des Magdalenenbergs eingerichtet worden ist, können Besucher des Franziskanermuseum ihren Rundgang nun mithilfe eines Audioguides vertiefen. Kostenlos erhält man an der Kasse ein kleines Gerät, mit oder ohne Kopfhörern, auf dem die drei Bereiche des Museums ausgewählt werden können. Sie werden jeweils durch eine Einführung eröffnet, dann werden aus den Sammlungen für die Stadtgeschichte 30, für den Magdalenenberg 14 und für die Schwarzwaldsammlung 31 Objekte angeboten. Die Erläuterungen sind sehr gut verständlich und

dauern 1–2 Minuten. Das erscheint als genau die richtige Länge, um wesentliche Informationen zu vermitteln, ohne den Besucher zu überfordern. Das Gerät ist leicht handhabbar und



Abb. 2: Kopf Ferdinand mit Audioguide.

Städtische Museen

schaltet nach jeder Information selbsttätig auf die Übersicht zurück, so dass man den Rundgang an jedem beliebigen Punkt fortsetzen kann. Für Gäste aus dem Ausland steht das Programm auch in englischer Sprache zur Verfügung, mit dem sie sich von authentischen amerikanischen oder britischen Sprechern durch das Museum führen lassen können.



Abb. 3: Altertümersammlung.

visual artwork

Wenn aus einer Fülle von Exponaten ausgewählt werden muss, lässt sich über die Ergebnisse stets diskutieren, das ist unvermeidlich. Mancherlei Thema findet keine Berücksichtigung: die Benediktiner, die Theaterkulissen,



Abb. 4: Stadtgeschichte Theaterkulissen. *visual artwork*

die vor kurzem noch im Mittelpunkt des Interesses standen, die Strafjustiz, die bei Schülern erfahrungsgemäß auf großes Interesse stößt, die umfangreichen Sammlungen von Kienzle- und Saba-Apparaten im 2. Obergeschoss. Natürlich



Abb. 5: Waagbalkenuhr. *visual artwork*

hätten da die Schwerpunkte auch anders gesetzt werden können, aber dass ausgewählt und weggelassen werden muss, ist ohne Alternative. Für



Abb. 6: Stadtgeschichte ab 1800, Einweckgläser. *Städtische Museen*

den Besucher besteht die Einschränkung letztlich nur darin, dass er nicht alles hören kann, was ihn interessiert, aber doch lesend mithilfe der Tafeln zu den gewünschten Informationen kommt. Das Bestreben der Programmgestalter, zentrale und exemplarische Objekte anzubieten, wird deutlich: die Grabkammer des Magdalenenbergs (selbstverständlich), bei den Belagerungsgemälden die Konzentration auf die Tallardsche Belagerung 1704. Bemerkenswert erscheint die Präsentation der Fastnacht: hier wird neben der Villingener Schlossbursche der Schwenninger Hansel herausgehoben. Ebenso wird das Porträt des Handelsmanns Michael Schwert besprochen, der aus Schwenningen stammte und zum Villingener wurde. Offensichtlich wurde also auf Objekte geachtet, die eine gesamtstädtische Sichtweise hergeben. Auch das ist zeitgemäß.

Der Audioguide verleiht dem Museumsbesuch eine neue Qualität. Der Besucher von auswärts wird zielgerichtet in unsere Geschichte eingeführt und bleibt bei der Gestaltung seines Rundgangs doch stets selbstbestimmt. Und auch der Einheimische, der „sein“ Museum zu kennen glaubt, kann ihm auf komfortable Weise neue Einsichten abgewinnen. Es lohnt sich, wieder einmal hinzugehen.

Zähringer, Staufer und der obere Neckarraum im hohen Mittelalter

Michael Buhlmann

I. Schwäbisches Herzogtum vom 10. bis zum 12. Jahrhundert

Im Anfang des 10. Jahrhunderts etablierte sich nach der Belagerung des Hohentwiel und der Schlacht bei Wahlwies (915) gegen die Herrschaft Konrads I. (911–918), des ersten nichtkarolingischen Königs in Ostfranken, das (alemannisch-)schwäbische Herzogtum unter Herzog Erchangar (915–917). Erchangar und sein Bruder Berthold wurden zwar 917 gefangen genommen und wohl in Aldingen hingerichtet, jedoch führte Burkhard (I., 917–926) aus der Familie der Markgrafen von (Chur-) Rätien das Herzogtum weiter.

Dem ersten König aus ottonisch-sächsischem Hause, Heinrich I. (919–936), gelang die Integration dieser schwäbischen Herrschaft in sein Reich. Mit der Einsetzung Hermanns I. (926–949) als Herzog versuchte der ostfränkische König erfolgreich, erstmals gestaltend in Schwaben einzugreifen. Die Herrschaftszeit Kaiser Ottos I. des Großen (936–973) lässt sich begreifen als Zeit einer stärkeren Einbindung Schwabens in das ostfränkische Reich. Dazu gehörte auch die Abwehr der Ungarneinfälle nach Schwaben und Ostfranken, die mit dem Sieg Ottos auf dem Lechfeld (bei Augsburg, 955) ihr Ende fanden. Konstituierend für das ostfränkisch-deutsche Reich wirkte auch die Italienpolitik des Königs, die das schwäbische Herzogtum (neben Bayern) als einen Verbindungsraum zwischen „Deutschland“ und Italien sah. Hierbei spielte die schwäbische Herzogsherrschaft Liudolfs (950–954), des ältesten Sohnes Ottos I., eine gewisse Rolle. Liudolf hatte sich 953/54 allerdings gegen seinen Vater aufgelehnt – ein Indiz dafür, dass es damals noch allgemein an der Einordnung der ostfränkischen Herzogtümer in die ottonische Herrschaft mangelte. Nachfolger Liudolfs wurde Burkhard II. (954–973), der Sohn Burkhard I. Gewisse herzogliche Funkti-

onen sollte nach dem Tod Burkhard II. dessen Witwe Hadwig († 994) ausüben, wobei sie auf dem Hohentwiel mit seinem Georgskloster, in Wahlwies, auf der Reichenau und in St. Gallen nachzuweisen ist. Da neben Hadwig in Schwaben noch die vom Königtum eingesetzten Herzöge Otto I. (973–983) und Konrad (983–997) Herrschaft ausübten, war damals die eigenartige Situation eines „doppelten Herzogtums“ gegeben.

Die Zeit der sächsischen Könige Otto III. (983–1002) und Heinrich II. (1002–1024) sah ein wiederum verstärktes Eingreifen des Königtums in die machtpolitischen Verhältnisse des schwäbischen Herzogtums. Otto III. erhob nach dem Tod Hadwigs Ansprüche auf den Hohentwiel und Sasbach, das Nonnenkloster St. Margarethen in Waldkirch wurde neben der Reichenau zu einem königlichen Stützpunkt, der (Zähringer-) Graf Berthold (991/96–1024) erhielt am 29. März 999 das Recht, in seinem Ort Villingen einen Markt mit Münze, Zoll und Bann einzurichten. Umgekehrt verstärkte Herzog Hermann II. (997–1003), der Sohn Konrads, seinen Einfluss in Schwaben. Hermann war es auch, der nach dem Tod Ottos III. seinen Anspruch auf das ostfränkisch-deutsche Königtum durchzusetzen versuchte, letztlich aber dem Bayernherzog Heinrich (II.) unterlag. Der, schon König, verwüstete 1002 Schwaben und erreichte die Unterwerfung Hermanns in Bruchsal. Nach dem baldigen Tod des Herzogs stand Schwaben den Plänen Heinrichs II. vollends offen. Die politische Umgestaltung des Bodenseeraumes und des Oberrheins machte weiter zu Gunsten des Königtums Fortschritte. Dabei deutete die Politik Heinrichs II. gegenüber dem Basler Bistum schon den 1033 durch Kaiser Konrad II. (1024–1039) vollzogenen Erwerb des Königreichs Burgund an.

Mit Konrad II. betrat die Königsdynastie der Salier den reichspolitischen Boden. Konrad hatte sich in Schwaben zunächst mit Herzog Ernst II. (1015–1030), dem Sohn seiner Ehefrau Gisela, auseinandersetzen (1025, 1027/28, 1030). In der Folgezeit steigerte sich der salische Einfluss im Südwesten Deutschlands noch, da Heinrich (III.), der Sohn Kaiser Konrads, schwäbischer Herzog wurde (1038–1045), eine Würde, die er auch noch in der Anfangsphase seiner Königsherrschaft (1039–1056) behielt. Im Austausch gegen Kaiserswerth und Duisburg (am Niederrhein) erhielt danach Otto II. (1045–1047), der Sohn des rheinischen Pfalzgrafen Ezzo (996–1034) und selbst lothringischer Pfalzgraf (1034–1045), das Herzogtum.

Über Herzog Otto III. von Schweinfurt (1048–1057) ist wenig bekannt, und Rudolf von Rheinfelden (1057–1080) war schwäbischer Herzog am Beginn des Investiturstreits (1075–1122). Von da aus rückblickend kann festgehalten werden, dass Schwaben (Alemannen) im Verlauf des 10. und 11. Jahrhunderts zu einem integralen Bestandteil des (entstehenden) deutschen Reiches geworden war. Dieses Reich bestand nun aus der Ländertrias Deutschland, (Nord- und Mittel-) Italien und Burgund, drei Herrschaftsräumen, verbunden über den deutschen König und römischen Kaiser, drei Königreichen, die gerade im Bereich Schwabens geografisch und politisch aufeinander stießen.

Der deutsche Südwesten war im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts besonders von Gregorianischer Kirchenreform und Investiturstreit betroffen. An der Spitze des Reformmönchtums stand das Benediktinerkloster Hirsau unter seinem Abt Wilhelm (1069–1091). Das Mönchtum Hirsauer Prägung sollte dann einige Verbreitung erfahren, vorzugsweise in Schwaben, aber auch in Franken, Mittel- und Ostdeutschland. Dabei hat, was Schwaben anbetrifft, der dortige Adel – politisch vielfach gegen den Salierkönig Heinrich IV. (1056–1106) eingestellt, aber auch zerrissen – die gregorianische Reformpartei unterstützt. Der von (süd-) deutschen Fürsten gewählte Gegenkönig zu Heinrich IV. war der schon erwähnte

Rudolf von Rheinfelden (1077–1080), der nach der Schlacht bei Hohenmölsen (1080) auf Grund seiner schweren Verwundung wenig später starb. In der Folgezeit etablierten sich die Staufer (ab 1079) und die Zähringer (ab 1092) als Herzöge: Friedrich I. (1079–1105) begründete das von König Heinrich IV. vergebene staufische Herzogtum; mit den Zähringern, der mächtigen Adelsfamilie der Bertholde nicht nur des Breis- und Thurgaus, entstand auf längere Sicht ein dynastisches Herzogtum neben dem schwäbisch-staufischen. Eckpunkte hierfür waren der Ausgleich des Zähringerherzogs Berthold II. (1078–1111) mit dem deutschen Herrscher (1098) und eine erfolgreiche Formierung der Herzogsherrschaft am Oberrhein, im Schwarzwald, auf der Baar, am Neckar, um Rheinfelden und in Zürich, schließlich auch im Königreich Burgund, wo die Zähringer als *rector* bzw. *dux Burgundiae* (1127 bzw. 1152) auftraten. Neben den Staufern und Zähringern sind als dritte herzogliche Macht im (östlichen) Schwaben des 12. Jahrhunderts die Welfen auszumachen. Schwäbische „Eintracht“ offenbarte sich dann auf dem allgemeinen Fürstentag in Rottenacker (1116) und bei der Erhebung der Gebeine des Bischofs Konrad (I., 935–975) in Konstanz, wo ein *magnus conventus*, eine „große Zusammenkunft“, die Großen Schwabens zusammenführte (1123).

II. Zähringer und Staufer

Aus dem Investiturstreit gingen im Bereich des deutschen Südwestens zwei Fürstenfamilien politisch erfolgreich hervor: Zähringer und Staufer. Beide Hochadelsfamilien gelangten in den Besitz von Herzogtümern. Der 1098 beschlossene Frieden und Interessenausgleich zwischen Zähringern und Staufern beendete zwar (im Wesentlichen) die Auseinandersetzungen des Investiturstreits im deutschen Südwesten, ließ aber die politische Zweiteilung Schwabens weiter bestehen. Es gab ein staufisches, ab 1138 dem staufischen Königtum zugeordnetes Herzogtum und ein zähringisches, die – bei mitunter abgestimmter politischer Zusammenarbeit der Fürstenfamilien auf Reichsebene – sich auf regionaler Ebene als Teil- und

Territorialherzogtümer in Konkurrenz zueinander befanden.

Das hochmittelalterliche Fürstenhaus der Zähringer, vielleicht in Verbindung stehend mit der alemannischen Familie der Bertholde bzw. Alaholfinger, tritt mit der Marktrechtsurkunde Kaiser Ottos III. für Villingen – wie gesehen – erstmals konkret in Erscheinung (999). Mit Grafschaftsrechten ausgestattet, sich benennend nach der Burg Zähringen (bei Freiburg im Breisgau), gelang es Berthold II. die Herzogswürde in Schwaben zu erlangen (1092, 1098). Im Mit- und Gegeneinander zu den staufischen Königen entstand im südwestlichen Schwaben und nordöstlichen Burgund ein fürstliches Territorium, das auch neu gegründete „Zähringerstädte“ mit einschloss. Unter den Zähringerherzögen Berthold III. (1111–1122), Konrad (1122–1152), der vom deutschen König Lothar von Supplinburg (1125–1137) zum Rektor von Burgund ernannt wurde (1127), Berthold IV. (1152–1186) und Berthold V. (1186–1218) bildete sich u.a. beiderseits des Schwarzwalds (Baar, Breisgau, Ortenau) ein „Staat der Zähringer“ heraus. Eine wichtige Rolle spielten hierbei die Vogteien (Schutzherrschaften) über Benediktinerklöster wie Gengenbach, St. Blasien, St. Georgen im Schwarzwald oder St. Peter im Schwarzwald; die letztgenannte Mönchsgemeinschaft war dabei das Hauskloster der Zähringer. Zähringerherrschaft konkretisierte sich auch in den in zähringischer Hand befindlichen Städten, beispielsweise Freiburg im Breisgau, dessen Stadtwerdung mit der Schaffung eines Marktes unter Herzog Konrad begann (ca. 1120). Stützpunkte herzoglicher Herrschaft waren zudem die Zähringerburgen als Burgen der Ministerialen und Vasallen sowie als Herzogsburgen. Zu den Letzteren gehörte u.a. die Burg Zähringen, nach der sich die Herzöge *dux Zaringie* u.ä. nannten. Im Rahmen des Ausgleichs von 1098 könnte der Übergang dieser namengebenden Burg mit dem umliegenden Reichsgut an Herzog Berthold II stattgefunden haben bzw. anerkannt worden sein; in Bezug auf Zürich als Vorort des schwäbischen Herzogtums ist dieser Übergang bezeugt. Durch diese Reichs-

lehen waren Bindungen an Königtum und Reich gegeben, die den Herzogstitel der Zähringer zweifelsohne aufwerteten.

Gerade die Ministerialität war eine Stütze der Zähringerherrschaft; Ministeriale (Dienstleute) stellten – neben den adligen Vasallen – als berittene Krieger (Ritter) das militärische Aufgebot der Herzöge bei Krieg und Fehde und waren in der Verwaltung unentbehrlich. Auf der untersten Ebene von Herrschaft waren es schließlich die Besitzungen und Rechte der Herzöge, die grundherrschaftlich als „Herrschaft über Land und Leute“ organisiert wurden. Grundherrschaft heißt ein den Grundherrn versorgendes Wirtschaftssystem, das auf Großgrundbesitz, Erträgen und Rechten beruhte und sich im hohen Mittelalter meist darstellte als sog. zweigeteilte Grundherrschaft aus eigenbewirtschaftetem Salland und an abhängige bäuerliche Familien ausgegebenem Leiheland.

Der „Staat der Zähringer“ beruhte – wie die staufische Herrschaftsbildung oder die Herrschaft politisch wirksamer Adelsfamilien im hohen Mittelalter auch – auf personellen und verwandtschaftlichen Netzwerken, die für die politisch Mächtigen nichtsdestotrotz Wege in eine (gewisse) Territorialisierung von Herrschaft boten. In Bezug auf die Zähringer ist insbesondere auf das Netzwerk der „Zähringerstädte“ hinzuweisen. Der Einbindung in die hochmittelalterliche Adels Herrschaft entsprechend, teilten sich nach dem Tod Herzog Bertholds V. (1218), des letzten zähringischen Herzogs, Staufer, die Grafen von Urach und Kiburg sowie die Herzöge von Teck (neben anderen) das Zähringererbe.

Die Heimat der Staufer war das Elsass (Schlettstadt, Straßburg) und der Raum um Hohenschaufen, Wäschenbeuren und Lorch; Letzterer gelangte möglicherweise erst nach der Heirat (Herzog) Friedrichs I. mit Agnes († 1143), der Tochter König Heinrichs IV., an die Staufer, die sich von da an im Rang- und Wertesystem des hochmittelalterlichen Adels auf eine königliche Abkunft berufen konnten. Als schwäbische Herzöge des Königs, als königsnahe Adelsfamilie etablierten sich die Staufer im deutschen Südwesten

rasch, wenn auch die Auseinandersetzungen zwischen ihnen und König Lothar von Supplinburg (1125–1137) mit einer staufischen Niederlage und Unterwerfung endeten (1135). Die staufischen Herzöge Friedrich I. (1079–1105) und Friedrich II. (1105–1147) behaupteten dennoch ihre Positionen und ihr Herzogsamt in Schwaben. Nach dem Tod König Lothars (1137) sollten – unterbrochen nur vom welfischen Königtum Ottos IV. (1198/1208–1218) – die Staufer die deutschen Herrscher stellen.

Mit König Konrad III. (1138–1152), dem Bruder Herzog Friedrichs II., waren erstmals Königtum und Herzogtum gemeinsam in staufischer Hand. Schwaben wurde zum Anhängsel staufischer Königs- und Machtpolitik als staufisches Schwaben, als Schwaben ohne das Elsass, die Ortenau und den Breisgau. Es wurde zur *provincia Suevorum*, zu der gegen Ende des 12. Jahrhundert das staufische Franken eine große Nähe zeigte, zu einem *regnum Sueviae* mit einer sich zunächst auf die politische Oberschicht beziehenden Formierung regionaler Identität als „Schwaben“. Auf der Ebene von staufischem Herzogtum und deutschem Reich ist nun ein Gegen- und Miteinander von Herzögen und Königen zu beobachten. Zu verweisen sei auf die Kämpfe zwischen Staufern und Welfen zurzeit König Konrads III. und auf die nicht immer unproblematischen Beziehungen Kaiser Friedrich I. Barbarossas (1152–1190) zu seinem Neffen, dem Herzog Friedrich IV. von Rothenburg (1152–1167). Die berühmte Tübinger Fehde (1164/66) gehört hierher, in der sich der Herzog auf die Seite des Pfalzgrafen Hugo II. von Tübingen (1152–1182) und gegen Herzog Welf VI. († 1191) und dessen Sohn Welf VII. († 1167) stellte. Erst die Vermittlung des Kaisers führte zur Beilegung des Konflikts. Der 4. Italienzug Kaiser Friedrichs I. (1166/68) und die Ruhr-epidemie im deutschen Heer brachten durch die große Zahl der Toten auch unter den geistlichen und weltlichen Fürsten, darunter Friedrich von Rothenburg und Welf VII., für Schwaben und das Herzogtum eine politische Neuorientierung. Herzog wurde nun der Barbarossa-Sohn Friedrich V. (1167–1191), das Erbe der Grafen von Pfullen-

dorf, Lenzburg u.a., die in Rom an der Epidemie gestorben waren, ermöglichte den Staufern eine erfolgreiche Ausweitung ihrer Territorialpolitik im deutschen Südwesten. Hinzu kam die Anwartschaft auf die schwäbischen Güter der Welfen, die 1190 an die Staufer fielen, hinzu kamen Teile des Besitzes der Zähringerherzöge, die 1218 ausstarben. Schwaben, der staufische Territorialblock und das Herzogtum, blieb in staufischer Hand, sieht man von einem kurzen Zwischenspiel am Ende des deutschen Thronstreits (1198–1208) ab, als nach der Ermordung des staufischen Königs Philipp von Schwaben (1198–1208) der Welfe Otto IV. allgemein in Deutschland als Herrscher anerkannt wurde. Als sich schließlich der sizilische König Friedrich II. von Hohenstaufen als deutscher König (1198/1212–1250) durchsetzte, machte er seinen Sohn Heinrich zuerst zum schwäbischen Herzog (1217) und dann zum König (VII.), 1220–1235). Besonders Heinrichs Versuch, ein königliches Territorium entlang des Neckars aufzubauen, brachte ihn aber in Gegensatz zu den Fürsten und Territorialherren und führte zu seiner Absetzung (1235), während Kaiser Friedrich II. mit seiner „Übereinkunft mit den geistlichen Fürsten“ (1220) und dem „Statut zu Gunsten der Fürsten“ (1231) die geistlichen und weltlichen Herrschaftsträger in Deutschland privilegierte. Nachfolger Heinrichs im schwäbischen Herzogtum und im Königtum wurde Konrad IV. (1237–1254). Der Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum, die Bannung und Absetzung des Kaisers auf dem Konzil zu Lyon (1245), das Gegenkönigtum Heinrich Raspes (1246–1247) und Wilhelms von Holland (1247–1256) führten dann zum Bürgerkrieg in Deutschland, von dem auch Schwaben schwer betroffen war. Nach dem Tod Konrads IV. (1254) konnte sich dessen Sohn Konradin im schwäbischen Herzogtum behaupten (1254–1268), bis er bei dem Versuch, das sizilische Königreich zu erobern, Karl von Anjou (1266–1284) unterlag und als letzter (legitimer) Staufer auf dem Marktplatz von Neapel hingerichtet wurde (1268). Damit war auch das Ende des (staufisch-) schwäbischen Herzogtums gekommen.

III. Villingen, Rottweil und der obere Neckarraum

Der obere Neckarraum ist das durch den Fluss Neckar geformte Land zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, knapp 60 km in der dem Neckar folgenden Süd-Nord-Richtung, rund 35 km in der maximalen West-Ostausdehnung groß. Geologisch gesehen ist der obere Neckarraum durch Muschelkalk, Keuper, Schwarzem und Braunem Jura bestimmt, geografisch kann er identifiziert werden mit dem oberen Neckargäu, einer der in Süddeutschland zahlreich vorkommenden Gäulandschaften, und dem daran anschließenden nördlichen Teil der Baar, im Osten begrenzt durch den schmalen Streifen des südwestlichen Albvorlandes (Kleiner Heuberg u.a.), im Westen durch die Ostabdachung des mittleren Schwarzwaldes. Westlich des Neckars ist das Einzugsgebiet des Flusses Eschach bedeutsam.

In südlicher Erweiterung des oberen Neckarraums ist die Baar die Landschaft an oberer Donau und oberem Neckar. Zum Schwarzwald hin bildet der Übergang vom Muschelkalk zum Buntsandstein die Westgrenze der Baar, im Süden verläuft die Grenze zum Alb-Wutach-Gebiet entlang von Wutach und Aitrach, im Osten entlang den Vorbergen der Baaralb, mithin der Schwäbischen Alb, im Norden unter Einschluss des Neckarquellgebietes entlang der Eschach hin zum mittleren Schwarzwald. Die Baar ist also das Land zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, bestehend aus der Baar-Gäuplatte im Westen, dem Baar-Albvorland in der Mitte und dem Baar-Albvorgebirge im Osten. Zentrale Region der Baar ist die rund 15 km durchmessende Baar-Hochmulde, die wie eine breitrandige Schüssel sanft von 670 bis 700 m über NN auf über 1100 m im Westen, auf über 900 m im Südosten ansteigt. Sie bildet den südwestlichen Abschluss des schwäbischen Schichtstufenlandes.

Oberer Neckarraum und Baar gehören zu den Altsiedellandschaften des Mittelalters, wie alemannische „Landnahme“ (3./5. Jahrhundert), politische Eingliederung der Alemannen in das merowingische Frankenreich (6./7. Jahrhundert),

Christianisierung (6./8. Jahrhundert) und karolingisch-fränkische Herrschaft (8./9. Jahrhundert) für das frühe Mittelalter belegen. Bis zum hohen Mittelalter hatte sich siedlungstechnisch ein System von Dörfern, größeren Siedlungen und Städten entwickelt, das von Grafschaften als Amtsbezirken königlicher Amtsträger (karolingische „Grafschaftsverfassung“) sowie von weltlichen und kirchlichen (Grund-) Herrschaften überzogen wurde, ebenso von den Pfarreien mit ihren Pfarrkirchen und Kapellen; die Pfarrbezirke entlang des oberen Neckar gehörten zum weit ausgedehnten Bistum Konstanz.

Villingen, gelegen in der westlichen Baar, wird erstmals im Jahr 817 in einer Urkunde des Frankenkönigs und Kaisers Ludwig des Frommen (814–840) für das Kloster St. Gallen erwähnt. Im Jahr 999 verlieh – wie erwähnt – Kaiser Otto III. dem Zähringergrafen Berthold (*Bezelinus de Vilingen*) das Marktrecht am Ort. Das Diplom steht für die Ausgestaltung des schwäbischen Herzogtums unter den Königen Otto III. und Heinrich II. Es passt in die „Marktlandschaft“ des ottonischen Schwaben, und Graf Berthold und seine Nachkommen, die Zähringerherzöge, sollten die Möglichkeiten des verliehenen Marktrechts sehr wohl nutzen. Im endenden 11. und im 12. Jahrhundert setzen für Villingen und Umgebung Nachrichten ein über Gütertransaktionen an die Benediktinerklöster St. Georgen im Schwarzwald (1090, 1094) und St. Peter im Schwarzwald (1108/32 und später). Von Interesse ist hier eine Güterschenkung aus dem Gründungsbericht der St. Georgener Mönchsgemeinschaft, der zum Jahr 1090 die Anwesenheit Herzog Bertholds II. von Zähringen in Villingen bezeugt. Besitz u.a. in Villingen spielte eine Rolle im sog. Tennenbacher Güterstreit (1180–1187). Die Besitzstreitigkeiten zwischen der Benediktinerabtei St. Georgen und dem Zisterzienserkloster Tennenbach endeten in einem Kompromiss, an dem auch Herzog Bertold V. maßgeblich beteiligt war (1187). Die Herzöge von Zähringen verfügten über die Baargrafschaft und eine auf Großgrundbesitz basierende Ortsherrschaft in Villingen mit dem Markt- und Münzrecht

dort. Die archäologischen Funde weisen dabei auf wesentliche Veränderungen hin, die besonders den Bereich westlich der Brigach, einen Siedlungskomplex gegenüber der Siedlung in der Villingener Altstadt betreffen. Offensichtlich lag im Villingener Münsterviertel das Zentrum zähringischen Besitzes; hierhin, zum Hofgut war der Markt verlegt worden, hier gab es seit Beginn des 12. Jahrhunderts den ersten Bau der Münsterkirche, einer Filiale der Altstadtkirche, hier kreuzten sich die beiden Hauptstraßen, die im Norden und Westen an zwei Motten endeten. Dass die neue Siedlung wichtige Vorortfunktionen herrschaftlicher und wirtschaftlicher Art wahrnahm, ergibt sich aus ihrer Größe und der Besiedlungsdichte in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts. Von daher waren die Voraussetzungen günstig für die sich gerade unter Herzog Berthold V., dem *fundator ville Vilingen* und Stadtherrn, vollziehende Entwicklung zur („Zähringer“-) Stadt, gerade auch vor dem Hintergrund eines zunehmenden territorialen Gegensatzes zwischen Zähringern und Staufern im Raum am oberen Neckar. An den Anfang des 13. Jahrhunderts setzen die Archäologen den Bau der Ringmauer und des Grabens, um dieselbe Zeit ist ein Neubau der Münsterkirche entstanden. Eine Reihe von Stein- und Fachwerkhäusern aus der Zeit um 1200 ist ebenfalls nachweisbar.

Bei alledem kommt zwei eng miteinander verbundenen Faktoren eine überragende Bedeutung zu: Zum einen sorgte die Stellung Villingens als Markttort für einen ökonomischen Aufschwung, zum anderen war Villingen als Herrschaftsmittelpunkt eng mit der Dynastie der im 11. und 12. Jahrhundert so erfolgreichen Zähringergrafen und -herzöge verwoben. Wirtschaftliche Potenz und Anteil am Erfolg politisch Mächtiger mündeten am Ende des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts schließlich in einen ungemein dynamischen Stadtwerdungsprozess, an dessen Ende die „Zähringerstadt“ stand.

Rottweil, gelegen am oberen Neckar, tritt als *Arae Flaviae* der römischen Antike und als (Fiskus) *Rotuvilla* in der mittelalterlichen Überlieferung des Klosters St. Gallen zu 771 in Erschei-

nung; für die Zeit des fränkischen Herrschers Karl des Großen (768–814) wird ein Königshof bei der Rottweiler Altstadt erkennbar, Zentrum des umliegenden Königsguts, des Fiskalbezirks; eine St. Galler Sammlung von Urkundenformularen spricht von einem „königlichen Hof in Rottweil“ (ca. 900); Aufenthalte spätkarolingischer und salischer Herrscher sind bezeugt (887, 1040). Der Königshof befand sich gegenüber der Rottweiler Altstadt, also links des Neckars. Hier entstand die Rottweiler Mittelstadt, die im 11. Jahrhundert zunehmend zu einem befestigten urbanen und ausgedehnten Handelsplatz und zum Jahr 1094 als *oppidum* bezeichnet wurde. Während des Investiturstreits war auch der Zähringerherzog Berthold II. in Rottweil präsent. Dazu passt jedenfalls eine intensive Ausübung von zähringischer Herrschaft im Rottweil der 1090er-Jahre. Der Neubau der Pelagiuskirche in der Altstadt „Hochmauren“, die Förderung des Pelagiuskultes und damit die Verehrung des Konstanzer Bistumsheiligen sowie eine Synode des Konstanzer Bischofs und Zähringers Gebhard III. (1084–1110) im Rottweiler Königshof (1092/98) weisen darauf hin. Die Zähringer verfügten auch (und gerade auch) nach dem politischen Ausgleich von 1098 weiter über Rottweil und den dortigen Königshof, während die Altstadt rechts des Flusses wohl an die Staufer kam und zu einem Gerichts- und Versammlungsort, zu einem Vorort im staufisch-schwäbischen Herzogtum wurde.

Berthold II. war eine zentrale Gestalt des schwäbischen Reformadels und dabei politisch auf Ausgleich in Schwaben bedacht; er engagierte sich daher neben seinem Bruder Bischof Gebhard III. von Konstanz in Sachen der Klosterreform. Wir finden Berthold im Jahr 1094 in Rottweil, wo er einen Herzogslandtag veranstaltete und sich für die Belange des Klosters St. Georgen im Schwarzwald einsetzte. Nochmals hielt er sich wohl 1099 in Rottweil auf, als es um die 1095 erfolgte Gründung des Benediktinerklosters Alpirsbach ging. Berthold fungierte hierbei weniger als Inhaber der Baugrafschaft (*comitatus Aseheim*), denn als Herzog, der nach Rottweil einen

Herzogslandtag einberufen hatte, an dem (mindestens) sechs Grafen und 28 Edelfreie teilnahmen. Hier wiederholte – gemäß dem früheren der beiden Alpirsbacher Gründungsberichte – der Edelfreie Benno von Spaichingen als *testamenti doctor* („Vermittler, Verkünder“) öffentlich die Verfügungen der Klostergründer Ruotmann von Hausen, Adalbert von Zollern und Graf Alwig von Sulz, hier wies Adalbert von Zollern der neu entstandenen Mönchsgemeinschaft Güter in Fützen, Gölldorf und Sulz zuwies. Die rechtlichen Bestimmungen beinhalteten zudem die Zuweisung des *predium Alpirspach*, des Klosterbezirks zwischen Heimbach, Röttenbach, Kinzig und Wolfach, der aus dem Besitz der drei miteinander verwandten Klosterstifter stammte. In Rottweil fand damals in Anwesenheit Herzog Bertholds II. somit ein konstitutiver Akt der Alpirsbacher Klostergründung statt. Doch auch die Staufer waren in Rottweil vertreten.

An der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert ist der Staufer Philipp von Schwaben in Rottweil, d.h. wohl in der Rottweiler Altstadt, als Herzog (1197) und König (1206) zu finden. Aus einer in Esslingen ausgestellten Urkunde Philipps geht hervor, dass der König Anfang 1206 in Rottweil und Esslingen einen komplexen Rechtsstreit zu Gunsten des 1147 gegründeten Zisterzienserklosters Maulbronn schlichten konnte. Ein Brand der Rottweiler Mittelstadt wohl zu Beginn des 13. Jahrhunderts (Brandschutt, Pferdeskelette u.a.) veränderte die dortige Siedlungstopografie nachhaltig. Unklar ist, wie es zur Zerstörung der Stadt gekommen ist. Waren es Kampfhandlungen im Gefolge des deutschen Thronstreits? Oder war ein Großbrand verantwortlich, wie er in einem Zentrum von Handel und Gewerbe öfter in Mittelalter und früher Neuzeit vorkam? Wie dem auch sei, die Rottweiler Stadt des späteren Mittelalters – gelegen rund einen Kilometer nordwestlich der Stadt des 12. Jahrhunderts – übernahm Name und Funktion der Mittelstadt, die dennoch teilweise weiterbestand, wie u.a. die Rottweiler Rechte der Herzöge von Teck in der Nachfolge der Zähringerherzöge und das weitere Bestehen des Königshofs (1299, 1358)

belegen. Vor diesem Hintergrund erscheint das „neue“ Rottweil als „Gegengründung“ des Stauferkönigs Friedrich II. (1212–1250), der 1214 und 1217 dort nachweisbar ist und den Aufstieg seiner Stadt auf Königsterritorium durch geeignete territorialpolitische Maßnahmen flankierte. Die Wichtigkeit Rottweils im Machtgefüge des staufischen Herzogtums Schwaben bestätigt der zweite Aufenthalt König Friedrichs im April 1217, als der Herrscher das im Entstehen begriffene Zisterzienserinnenkloster Rottenmünster unterstützte. Wenige Monate später starb Herzog Berthold V. von Zähringen ohne Nachkommen (1218), zähringische Positionen entlang des oberen Neckars und in Rottweil gingen damit an Friedrich II. Rottweil scheint damals endgültig Teil des Königsterritoriums geworden zu sein, einer staufischen Prokuration in Schwaben, als deren Leiter (*Suevie procurator et prefectus Suevie*) ein Konrad von Winterstetten erscheint (1220er-Jahre). Die Frauengemeinschaft Rottenmünster kam unter den Schutz (Vogtei) der Stauferherrscher (1237).

Mit dem Tod Herzogs Berthold V. gelangte (auch) die „Zähringerstadt“ Villingen – wie wohl vielfach der Zähringerbesitz im oberen Neckarraum – in die Verfügung der staufischen Könige. Zwei Diplome Friedrichs II. für das Zisterzienserkloster Tennenbach von 1218 und 1219 verweisen auf die damaligen Beziehungen Villingens zu den Staufern. Das Diplom von 1218 spricht von „unserer Stadt Villingen“; Friedrich titulierte sich damit als Stadtherr des Ortes. Ihm war es hier offenkundig gelungen, die Konkurrenz unter den Zähringererben auszuschalten, insbesondere die Grafen Eginow IV. († 1230) und Eginow V. von Urach († 1236/37). Immerhin erreichte Eginow V. gegen den übermächtigen staufischen König 1219 eine friedliche Übereinkunft, die gegen eine (weitgehend nicht beglichene) Entschädigung von 25.000 Mark einige der Uracher Ansprüche beiderseits des Schwarzwaldes bestätigte und weitere Ansprüche des Grafen zumindest nicht ausschloss. Auch in der Folgezeit sind die staufischen Herrscher in Villingen vertreten. Anlässlich eines Schiedsspruchs betreffend Streitigkei-

ten zwischen dem Zisterzienserkloster Salem und den „Bürgern von Villingen“ um die Runstaler Mark (1225) bezeichnet die diesem Rechtsakt zugrundeliegende Urkunde Villingen als *civitas*, als „Stadt“; der Urkundenaussteller war der schon erwähnte Konrad Schenk von Winterstetten, der im Auftrag des Stauferkönigs Villingen verwaltet hatte. Die Urkunde lässt zudem erkennen einen Villingener Rat der Vierundzwanzig, im Übrigen typisch für die königlichen Städte im Schwaben des 13. Jahrhunderts. Die Villingener Bürgerschaft besaß zum Zeitpunkt der Urkundenausstellung aller Wahrscheinlichkeit nach noch kein Siegel. Ein Villingener Stadtsiegel ist erstmals an einer Originalurkunde des Jahres 1244 überliefert.

Auch der staufische König Konrad IV. verfügte um 1240 über die Villingener Stadtherrschaft. In einem in Villingen ausgestellten Diplom, das auf einen 5. September wohl 1239 oder 1240 datiert, befiehlt der Herrscher u.a. dem Villingener Schultheißen, das Kloster Salem, dessen Leute und dessen Besitz zu schützen. Ins Jahr 1241 einzuordnen ist weiter das Reichssteuerverzeichnis der *precarie civitatum et villarum* („Bitte an Städte und Orte“), das Auskunft gibt über die Organisation von Königsterritorium und Reichsgut in spätstauferischer Zeit. Veranlagt wurden durch König Konrad IV. Städte, Verwaltungsbereiche, Grundherrschaften, Judengemeinden, wahrscheinlich mit jährlicher Regelmäßigkeit und auf Grundlage der staufischen Prokurationen als regionalen Verwaltungseinheiten im Königsterritorium. Von einer allgemeinen Besteuerung kann nicht die Rede sein; die „Reichsteuer“ bezog sich als Bede (*exactio, petitio*) nur auf die Personen, Institutionen und Städte, die auf der Grundlage des ihnen zustehenden Königsschutzes und der königlichen Vogtei zu einer finanziellen Gegenleistung verpflichtet waren. Die Liste enthält als staufische Königsstädte u.a. Villingen und Rottweil. Villingen blieb nach dem Tod Kaiser Friedrichs II. (1250) weiterhin staufisch. Erst mit dem Weggang König Konrads IV. nach Italien (1253) bzw. dessen Tod (1254) löste sich die Stadt auf der Baar von den Staufern, um schließlich fürstbergisch zu werden (1283).

Von König Heinrich (VII.), dem Sohn Kaiser Friedrichs II., ist in Bezug auf Rottweil überliefert ebenfalls ein Befehl an Schultheiß und Bürger der Stadt betreffend den Schutz von Gütern und Besitz der Zisterzienserabtei Salem (1230). Der Schutz von Kloster und Klosterbesitz ergab sich dabei aus der Vogtei des Herrschers über das Kloster Salem. König Konrad IV. sollte im Jahr 1237 den Rottweiler Schultheißen Werner entsprechend mit dem Schutz des Klosters Rottenmünster betrauen. Für das Jahr 1241 können wir gemäß dem Reichssteuerverzeichnis von einer Königsstadt Rottweil sprechen. Damals hatten deren Einwohner eine Steuer in Höhe von 100 Mark an den staufischen König Konrad IV. zu zahlen; 40 Mark davon wurden allerdings für den „Mauerbau“, d.h. zur Befestigung der „neuen“ Stadt verwendet. Nach dem Tod König Konrads IV. (1254) erbte dessen Sohn Konradin (*1252) als (letzter) rechtmäßiger männlicher Staufer die Titel eines Königs von Sizilien und Jerusalem sowie eines Herzogs von Schwaben. Inwieweit Konradin als Kind und Jugendlicher seine Herrschaftsansprüche in die Tat umsetzen konnte, stand auf einem anderen Blatt. Ab 1262 ist von politischen Aktivitäten des jungen Staufers (bzw. seiner Vormünder) im Herzogtum Schwaben zu berichten. Dabei kam der Herzog (und König) kaum über Rottweil nach Westen hinaus und privilegierte in Rottweil das Kloster Rottenmünster (1262). Konradin hielt sich nochmals in Rottweil auf am 6. Januar 1267. Dies ist der letzte Beleg für ein Zusammenwirken von Stadt Rottweil und Staufern. Unter König Rudolf I. von Habsburg (1273–1291) gelang der Rückerwerb der Rottweiler Reichsvogtei (Rottweiler Pürsch) von den Herzögen von Teck durch das Königtum (v., ca. 1275). Damit war eine wichtige Grundlage für die Ausbildung der Reichsstadt Rottweil gegeben. Im späten Mittelalter wurde aus der Königsstadt eine Reichsstadt.

IV. Baargrafschaft und Herrschaftsbildungen am oberen Neckar

Nach dem Aussterben der Zähringer und Staufer fehlten die im hohen Mittelalter den deut-

schen Südwesten dominierenden Fürstenfamilien, die Territorialisierung von Herrschaft und Landesherrschaft erreichte im späten Mittelalter eine neue Qualität. Entlang des Neckar und auf der Baar finden sich nun verstärkt u.a. die Herzöge von Teck, die Herzöge von Urslingen, die Grafen von Hohenberg, die Grafen von Sulz, die Grafen von Fürstenberg, die Herren von Lupfen, die Herren von Zimmern oder die Herren von Wartenberg. Kaum machtpolitisch traten die Grafen von Calw und die Pfalzgrafen von Tübingen noch hervor.

Die Grafen von Sulz waren im 12. Jahrhundert Gefolgsleute der Zähringerherzöge gewesen. Sulzer Machtzentren lagen im mittleren Schwarzwald, bei Dornhan, Sulz und Haigerloch; sie sicherten den „Staat den Zähringer“ nach Osten hin ab. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts sind Kontakte zu den staufischen Königen und Kaisern erkennbar. Noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts stand die Sulzer Grafenfamilie auf der Seite der Staufer. Die Sulzer verfügten über die Baargrafschaft, auf die sie 1282/83 auf Wunsch König Rudolfs I. zu Gunsten der Fürstenberger verzichteten und dafür mit dem Amt eines Reichshofrichters am Rottweiler Hofgericht belohnt wurden. Die Herrschaft Sulz ging – wahrscheinlich auf dem Erbweg – zwischen 1222 und 1267 an die Herren von Geroldseck über, im 15. Jahrhundert waren Herrschaftszentren der Sulzer Grafen die Klettgauer Landgrafschaft, Blumenegg und Vaduz.

Einen Zweig der Zähringerherzöge bildete seit ca. 1186 die Linie der Herzöge von Teck, begründet durch Adalbert I. (ca. 1186–n. 1195), einem jüngeren Sohn Herzog Konrads von Zähringen (1122–1152). Die Herzöge von Teck nannten sich nach ihrer am Trauf der Schwäbischen Alb gelegenen Burg Teck, ihr Herrschaftsgebiet hatte eine nur geringe Ausdehnung. Konrad II. von Teck († 1292) engagierte sich im Reichsdienst König Rudolfs von Habsburg und wurde am 30. April 1292 von einer österreichisch-schwäbisch-pfälzischen Fürstenpartei zum deutschen König gewählt, starb aber (durch Mord?) schon einen Tag später. Konrad war der Begründer der jünge-

ren Linie der Herzöge von Teck, die 1381/85 ihre Hälfte des Herrschaftsgebiets an die Grafen von Württemberg verkaufte. Die Herzöge von Teck verfügten im oberen Neckarraum über Besitz und Rechte u.a. in Dornhan, Oberndorf, Rosenfeld, Rottweil und Schramberg, weiter über die Kastvogtei des Klosters Alpirsbach.

Die ab 1137 nachweisbare Adelsfamilie derer von Urslingen (Irslingen, bei Dietingen) stieg im Reichsdienst in Italien unter den Stauferkaisern Friedrich I. Barbarossa und Heinrich VI. (1190–1197) auf: Egenolf von Urslingen begründete im elsässischen Rappoltstein die Rappoltsteiner Linie, Konrad „der Schwabe“ war Herzog von Spoleto (1174–1198), musste aber Italien verlassen und kehrte nach Urslingen zurück, wo mit ihm die Linie der Herzöge von Urslingen begann. Die letzten Urslinger Herzöge im 14. und 15. Jahrhundert standen mit dem Schwarzwaldstädtchen Schiltach a.d. Kinzig in Verbindung; Schiltach war damals Mittelpunkt einer Pfarrei (1274/75), Stadt (1293) und befestigter Ort (1334, 1430), versehen mit einer Burg (1381), angeschlossen das „Lehengericht von Schiltach“ mit bäuerlichen Erblehen.

Die Hohenberger waren eine Seitenlinie der Grafen von Zollern mit Herrschaftsschwerpunkt zwischen Schömberg und Spaichingen (ab der Mitte des 11. Jahrhunderts), dann um Haigerloch, Rottenburg und Nagold (12./13. Jahrhundert; Nachfolge der ausgestorbenen Grafen von Haigerloch-Wiesneck und der Herren von Hirrlingen), schließlich auch um Oberndorf. Das Kerngebiet der Grafschaft Hohenberg hatte sich dadurch an den Neckar verlagert, 1237/45 gründete Graf Burkhard (1237–1253) in Kirchberg bei Sulz ein Dominikanerinnenkloster, das Hauskloster der Hohenberger. Um 1280 wurde von Graf Albrecht II. (1258–1298) die Stadt Rottenburg zum Herrschafts- und Verwaltungsmittelpunkt ausgebaut. Im Bereich des nordöstlichen Schwarzwalds waren die Hohenberger am Oberlauf der Nagold politisch stark vertreten, wo sie Landesausbau betrieben. Zum gräflichen Territorium gehörte eine Reihe von Städten wie Altensteig, Dornstetten, Haigerloch, Horb,

Nagold, Nusplingen, Schömberg oder Wildberg. Neben dem Rottenburger Zweig etablierten sich im Verlauf der 2. Hälfte des 13. und 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts noch eine Nagolder und eine Wildberger Linie. Am 26. Oktober 1381 verkaufte Graf Rudolf III. (1338–1389) sein Territorium an die habsburgischen Herzöge von Österreich für 66000 Gulden.

Die Herren von Lupfen sind 1065 erstmals bezeugt, die Burg Hohenlupfen lag bei Talheim (nordwestlich von Tuttlingen). Um die Mitte des 13. Jahrhunderts kamen die Edelherrn in den Besitz der Herrschaft Stühlingen und von Grafenrechten (Landgrafschaft Stühlingen), 1256 teilten sie sich in die Linien Lupfen (bis 1437, bald bedeutungslos werdend) und Stühlingen (bis 1582). Besitzmäßig ist die Herrschaft Lupfen seit dem beginnenden 13. Jahrhundert zu erfassen (Besitz auf der Baar, um Rottweil und Oberndorf; Frauenkloster Offenhausen); Burg und Herrschaft Lupfen wurden 1304 von den Habsburgern gekauft und habsburgisch-österreichisches Lehen (Pfandschaft 1315). Die Landgrafschaft Stühlingen konnten die Herren von Lupfen als Verwandte der ausgestorbenen Herren von Küssaburg gegen die Konstanzer Bischöfe behaupten.

Die Grafen von Fürstenberg gehen auf die von Urach zurück, die beim Aussterben der Zähringer (1218) deren rechtsrheinischen Besitz (zu einem großen Teil) erbten. Graf Eginio V. (von Urach) nannte sich nach der Zähringerstadt Freiburg, seine Söhne Konrad und Heinrich begründeten durch Erbteilung (v. 1245?) die Familien der Grafen von Freiburg und von Fürstenberg, wobei die Fürstenberger ihren Besitzschwerpunkt auf der Baar und im Kinzigtal hatten. Graf Heinrich I. (v. 1245–1284) erlangte die Baargrafschaft (1283), die Fürstenberger mussten aber u.a. Villingen an die Habsburger abtreten (1326). Seit Anfang des 14. Jahrhunderts gab es die Linien Baar und Haslach (bis 1386), neue Erbteilungen führten im 15. Jahrhundert zur Geisinger und Kinzigtaler Linie. Der weitere Aufstieg der Fürstenberger begann mit der Erbeinigung von 1491.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts sind erstmals

die Herren von Geisingen (auf der Baar) als Ortsadel bezeugt; spätestens seit 1138 nannten sich die Edelherrn nach ihrer (wohl zu Anfang des 12. Jahrhunderts errichteten) Burg auf dem Geisingen benachbarten Wartenberg („Alte Burg“, „Neue Burg“). Die (Hauptlinie der) Wartenberger konnten, unterstützt von den Grafen von Sulz, im hohen Mittelalter im Gebiet von Ostbaar und Schär eine bedeutende machtpolitische Stellung erringen, auch im Gegensatz zu den Herzögen von Zähringen und den Grafen von Fürstenberg (12./13. Jahrhundert). Geisingen wurde zu einer wartenbergischen Stadt (13. Jahrhundert, 2. Hälfte); die befestigte Stadt besaß auch einen Markt. Durch Heirat gelangte 1318/21 die wartenbergische Herrschaft in der Ostbaar an die Grafen von Fürstenberg.

V. Zusammenfassung

Mit dem Interessenausgleich von 1098 war die politische Zweiteilung der *provincia* Schwaben, die fast zwanzig Jahre lang auch und gerade vom Gegensatz zwischen Zähringern und Staufern bestimmt war, nicht aufgehoben worden. Neben dem staufisch-schwäbischen Herzogtum bildete sich innerhalb von Schwaben ein Herzogtum der Zähringer aus, das mit dem *regnum Suevie* der Staufer konkurrierte. Damit setzte sich der politische Gegensatz zwischen Staufern und Zähringern aus der Anfangszeit des Investiturstreits nahtlos fort. Dieser Gegensatz, der zeitweise ein Neben- und Miteinander nicht ausschloss, sollte bis zum Aussterben der Zähringer (1218) anhalten. Zweifellos waren die Zähringer politisch insofern im Nachteil, als sie die Anerkennung ihres Herzogstitels durch die Könige benötigten. Sie gerieten damit auch in Abhängigkeit von den Staufern, als diese ab 1138 die deutschen Herrscher stellten.

Der obere Neckarraum einschließlich der Baar stellte im hohen Mittelalter eine Zone des politisch-herrschaftlichen Mit- und Gegeneinanders von Zähringern und Staufern dar. Hier stießen zähringisches und staufisches Teilherzogtum aneinander. Während Villingen sich vom endenden 10. bis zum beginnenden 13. Jahrhundert zu

einem wichtigen zähringischen Herrschaftszentrum und zu einer „Zähringerstadt“ entwickelte, standen sich ab den 1090er-Jahren Zähringer und Staufer in der Rottweiler Mittel- und Altstadt gegenüber. Erst der Aufstieg des „neuen“ Rottweil König Friedrichs II. und der Tod des letzten Zähringerherzogs Berthold V. ermöglichte die Einbindung der Stadt in die staufische Herrschaft, und auch Villingen wurde damals staufisch, so dass der obere Neckarraum und die Baar für einige Jahrzehnte durch die Stauferherrscher dominiert wurden. Das Ende des staufischen Königtums und Herzogtums (1254/68) leitet politisch über in das späte Mittelalter und die Adelherrschaften etwa der Herzöge von Teck, Grafen von Sulz oder Grafen von Fürstberg, die bis dahin im Schatten der Zähringer und Staufer gestanden hatten.

Anmerkungen:

Quellen und Literatur:

Alpirsbach, hg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (= Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 10): Textbd. 1: Gründungsgeschichte, Bau und Ausstattung des Klosters, Stuttgart 1999; Buhlmann, M., Die frühe schriftliche Überlieferung zum Ort Villingen (9.–13. Jahrhundert), in: GHV 28 (2005), S. 71–81; Buhlmann, M., Mittelalterliche Geschichte im deutschen Südwesten, Tl. 1: Frühes Mittelalter - Hohes Mittelalter, Tl. 2: Spätes Mittelalter, Tl. 3: Anhang (= VA 24/1–3), St. Georgen 2006; Buhlmann, M., Stadt, Königtum und Reich – Villingen im 13. Jahrhundert, in: GHV 30 (2007), S. 24–32; Buhlmann, M., Zähringer und Staufer – die politische Zweiteilung des deutschen Südwestens im hohen Mittelalter, in: Der Heimatbote 20 (2009), S. 1–11; Buhlmann, M., Die Zähringer – Herzöge im hochmittelalterlichen Schwaben (= VA 48), Essen 2010; Buhlmann, M., Die Zähringer und Villingen, in: GHV 34 (2011), S. 122–131; Buhlmann, M., Rottweil und das fränkisch-deutsche Königtum im frühen Mittelalter (= VA 83), Essen 2015; Buhlmann, M., Villingen im Reichssteuerverzeichnis von 1241 (= VA 87), Essen 2016; Buhlmann, M., Rottweil im hohen Mittelalter (= VA 97), Essen 2016; Buhlmann, M., Rottweil im Reichssteuerverzeichnis von 1241 (= VA 101), Essen 2016; Buhlmann, M., Villingen in spätauf-

scher Zeit. Das sog. Reichssteuerverzeichnis von 1241, in: GHV 41 (2018), S. 8–14; Buhlmann, M., Villingen und das schwäbische Herzogtum. Zähringer und Staufer im oberen Neckarraum (= VA 107), Essen 2018; Engels, O., Die Staufer (= Urban Tb 154), Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 31984; GHV = Villingen im Wandel der Zeit. Geschichts- und Heimatverein Villingen; Harter, H., Rotwilo im Gründungsbericht des Klosters Alpirsbach. Anmerkungen zur Geschichte Rottweils im Hochmittelalter, in: ZWLG 69 (2010), S. 91–124; Hecht, W., Rottweil vor 771 n.Chr. Anfänge und Wurzeln der Stadtgeschichte, Rottweil 2008; Hecht, W., Rottweil 771–ca. 1340. Von „rotuvilla“ zur Reichsstadt, Rottweil 2007; Heyck, E., Geschichte der Herzöge von Zähringen, Freiburg i.Br. 1891; Huth, V., Kaiser Friedrich II. und Villingen. Beobachtungen zur Rolle der Stadt in reichs- und territorialpolitischen Konflikten der spätaufischen Zeit, in: Maulhardt u.a., Villingen, S. 199–234; Jenisch, B., Die Entstehung der Stadt Villingen. Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung (= Forschungen und Berichte der Archäologie in Baden-Württemberg, Bd. 22), Stuttgart 1999; Käble, M., Villingen, die Zähringer und die Zähringerstädte. Zu den herrschaftsgeschichtlichen Rahmenbedingungen der Stadtentstehung im 12. Jahrhundert, in: Maulhardt u.a., Villingen, S. 143–166; Maulhardt, H., Zotz, T. (Hg.), Villingen 999–1218. Aspekte seiner Stadtwerdung und Geschichte bis zum Ende der Zähringerzeit im überregionalen Vergleich (= VerVS 27 = VAIF 70), Waldkirch 2003; Müller, W. (Hg.), Villingen und die Westbaar (= VAI 32), Bühl 1972; Parlow, U. (Hg.), Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters (= VKGLBW A 50), Stuttgart 1999; Quarthal, F. (Hg.), Zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Das Land am oberen Neckar (= VAI 52), Sigmaringen 1984; Reichenmiller, M., Das ehemalige Reichsstift und Zisterziensernonnenkloster Rottenmünster. Studien zur Grundherrschaft, Gerichts- und Landesherrschaft (= VKGLBW B 28), Stuttgart 1964; Schäfer, V., Hochadelsherrschaft am oberen Neckar im Spätmittelalter, in: Quarthal, Oberer Neckar, S. 161–176; Schröder, K.-H., Der Obere Neckarraum. Aspekte zur Entwicklung der Kulturlandschaft, in: Quarthal, Oberer Neckar, S. 13–34; VA = Vertex Alemanniae. Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte St. Georgen / Schriftenreihe zur südwestdeutschen Geschichte; VAIF = Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i.Br.; VerVS = Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der städtischen Museen Villingen-Schwenningen; Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur, hg. v.d. Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlaß des Jubiläums 1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht Villingen im Jahre 1999 (= VerVS 15), Villingen-Schwenningen 1998; VKGLBW A, B = Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihen A: Quellen, B: Darstellungen; www.michael-buhlmann.de; Zotz, T., Die Zähringer (= Urban Tb), Stuttgart 2018.

Bäckereimaschinen und -anlagen aus Villingen weltweit

Die Geschichte der Bäckereimaschinenfabrik Winkler in Villingen

Annemarie Conradt-Mach

Vorüberlegungen

Die Firma Winkler, so behaupten Kenner, sei in der Mitte des 20. Jahrhunderts weltweit der bedeutendste Hersteller von Bäckereimaschinen gewesen. Ihre Anfänge in Villingen knüpften an das Bäckereihandwerk und dessen Traditionen an. In der Nachkriegszeit bis 1967 konnte Winkler seine Produktion gewaltig ausbauen. „Wie kein anderer Industriezweig war es dieser Branche der Grundnahrungsmittelindustrie vergönnt, am Aufstieg unserer jungen Nation teilzunehmen.“¹

Der technische Wandel, wie die Einführung der Mikroprozessortechnik, veränderte in den späten 70er Jahren die Nachfrage nach Arbeitskräften, es gab eine Verschiebung von der Mechanik zur Elektronik. Die zunehmende Globalisierung veränderte die Essgewohnheiten der Verbraucher, verlangte andere und vor allem preisgünstigere Produkte. Immer größere Risiken beim Verkauf von Bäckereianlagen weltweit verschlechterten die Liquidität des Unternehmens und führten schließlich trotz guter Auftragslage Ende 1999 zum Konkurs der Fa. Winkler.

2000 waren es noch 200 Mitarbeiter, die ihre Existenzgrundlage durch die Insolvenz verloren.

Einige der Ehemaligen versuchten einen Neuanfang in ähnlichen Branchen dadurch, dass sie alte Winkler-Anlagen reparierten oder auch dadurch, dass sie einen Neuanfang im Bäckereianlagengeschäft selbst wagten. Ein Phänomen, das sich bei vielen Firmenkonkursen nachweisen lässt, ein Phänomen, das für das Knowhow und den Unternehmergeist der Menschen in der Region spricht und eine wesentliche Ursache für die erfolgreiche Wirtschaftslage der Region heute ist.

Da Unternehmen von der Herstellung ihrer Produkte leben und nicht von der Produktion von Archivalien, ist die Quellenlage bei

der Erforschung von Unternehmensgeschichte oft schlecht. Im Stadtarchiv befindet sich zur Geschichte der Bäckereimaschinenfabrik Winkler der Nachlass des Winkler-Ingenieurs Walter Schnee mit einer großen Fotosammlung von Winkler-Backanlagen und einer Übersicht über die Winkler-Geschichte.

Eine weitere wichtige Quelle ist die Winkler-Werkszeitschrift, von 1963 bis 1994 erschienen, die mir Siegfried Reith freundlicherweise zur Verfügung stellte. Diese Werkszeitschrift diente dem Unternehmen zur positiven Selbstdarstellung und zur Förderung des Mitarbeiterzusammenhalts, weshalb die schwierigen Entwicklungen des Unternehmens nach 1971 nur marginal erwähnt werden.

In den Unterlagen der IG Metall-Verwaltungsstelle Villingen-Schwenningen konnte eine Sammlung von Zeitungsberichten zum Winkler-Konkurs und einige Gutachten über die Lage des Unternehmens in den 90er Jahren eingesehen werden.

Siegfried Reith und Wolfgang Fuhst gewährten mir Interviews, die mir wichtige Einsichten in die industrielle Backwarenherstellung und die Geschichte der Fa. Winkler vermittelten.

Die Mitarbeiterzahlen des Unternehmens wurden bis 1973 der Winkler-Werkszeitschrift entnommen, ab 1974 den Geschäftsberichten der IG Metall-Verwaltungsstelle Villingen-Schwenningen und verschiedenen Presseberichten.

Die Gründung des Unternehmens

Fridolin Winkler wurde am 29.11.1882 in Albruck bei Waldshut geboren. Er war angeblich eins von 17 Kindern und wuchs im elterlichen Betrieb, einer Säge, auf. „Weil er der Schlauste war“, so die mündliche Überlieferung wurde er nach St. Blasien geschickt, um Priester zu wer-



Abb. 1: Der Unternehmensgründer Fridolin Winkler 1882 – 1969. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

den. Er machte aber schließlich eine Ingenieur- ausbildung in Karlsruhe.²

Nach dem Studium arbeitete er auf einer Kieler Werft.³ 1908 kam Fridolin Winkler nach Villingen zur Backofenfabrik Gebr. Oberle & Co. Im 1. Weltkrieg war er Waffenmeister. Nach Ende des Krieges arbeitete er aber wieder bei Oberle in Villingen.

Fridolin Winkler war ein Erfinder, er sprühte vor Kreativität bis ins hohe Alter, ein richtiger „Daniel Düsentrieb“ sei er gewesen, so meint sein Enkel Wolfgang Fuhst.⁴

Da er seinen Erfindergeist nicht so verwirklichen konnte, wie er sich das wünschte, kündigte er 1922, nachdem er die Tochter seines Arbeitgebers geheiratet hatte. Er wollte eine vollautomatische Brötchenteigteil- und Rundwirkmaschine konstruieren, um in den Bäckereien die Arbeit zu erleichtern und auch um mit weniger Arbeitskräften mehr Brot und mehr Brötchen herstellen zu können. Die Fa. Wilhelm Binder stellte ihm für seine Pläne einen Raum und einen Schlosser

zur Verfügung.⁵ Damals begann Fridolin Winkler mit dem Bau der „Derby“, vermutlich weltweit die erste vollautomatische Brötchenteigteil- und Rundwirkmaschine. 1923 konnte er die Räume der Schlosserei Hämmerle (Ecke Rietgasse/ Webergasse) mieten. Die erste Maschine wurde



Abb. 2: Das erste Firmengebäude in der Rietgasse. Winkler-Werkszeitung 1, 1963.

1923 an die Firma Heil nach Berlin geliefert. Am Anfang fehlte das Geld. Der Direktor der Volksbank habe an ihn geglaubt und ihm einen Bankkredit verschafft. Ein jüdischer Werkzeug- händler ermöglichte über einen weiteren Kredit den Kauf einer ersten Werkzeugmaschine für das junge Unternehmen. Im Herbst 1925 wurden die ersten Bäckereimaschinen ausgeliefert. Leider kam zu Anfang fast jede zweite Maschine zurück, weil die Kunden mit den Backergebnissen nicht zufrieden waren und reklamierten.



Abb. 3: Vollautomatische Brötchenteigteil- und Rundwirk- maschine „Derby“, Modell 1925. Winkler-Werkszeitung 1, 1963.

Ab 1927 wurde die Situation besser, Fridolin Winkler konnte mehr Mitarbeiter einstellen und erwarb ein Gebäude in der Turmgasse 3. Im Dezember 1927 zählte das Unternehmen 27 Arbeiter, einen Werkmeister und ein „Bürofräulein“. Die Fa. Winkler expandierte, produzierte eine Kaisersemmelmaschine und erweiterte 1929 ihre Fabrikationsräume. Die Großbäckerei Busch in Hamburg kaufte sechzehn Maschinen, bereits 1929 exportierte Winkler seine Maschinen in die USA. 1932 wurde ein technisches Büro eingerichtet. 1936 stellte Fridolin Winkler seine Derby in einer modernen Form auf der Mannheimer Fachausstellung aus. Im gleichen Jahr wurden zwei Zwiebackanlagen an die Zwiebackfabrik Brandt in Hagen verkauft. Weitere Zwiebackanlagen gingen an Kaiser's Kaffeegeschäft in Viersen und an die Fa. Wittler in Berlin. 1939 brachte Winkler eine Maschine zur Herstellung von Roggen- und Roggenmischbrot auf den Markt. Diese Maschine konnte das Unternehmen während des ganzen 2. Weltkrieges herstellen. Die „Materialbezugscheine für den Bau dieser Maschine waren in der gleichen Dringlichkeitsstufe wie diejenigen für den Flugzeugbau“. Um die Mitarbeiter während des Kriegs im Unternehmen zu halten wurden auch Aufträge für den Rüstungsbau übernommen. Nach Hermann Riedel ruhte vom 21.4. bis zum 14.5. 1945 die Arbeit in der Fa. Winkler. Am 20. April habe Winkler 35 Beschäftigte gezählt, darunter 14 Ausländer, drei französische und sechs polnische Fremdarbeiter sowie zwei französische und drei polnische Kriegsgefangene. Winkler habe dann am 14. Mai 1945 mit 17 Mitarbeitern wieder begonnen. Die Zeit der Beschlagnahmung von Maschinen überstand die Fa. Winkler ohne große Verluste.⁶

Die Zeit des Wirtschaftswunders

Nach der Währungsreform Mitte 1948 lagen viele Aufträge für Bäckereimaschinen vor, weil die Menschen in Deutschland ernährt werden mussten und die vielen kleinen Bäckereien ihre Arbeit nur durch den Einsatz von Maschinen leisten konnten. Das Unternehmen expandierte weiter. Ein Eckbau Turmgasse-Zinsergasse wurde erstellt



Abb. 4: Fertigung in der Turmgasse.
Winkler-Werkszeitung 1, 1963.

und im Hof eine Schmiede errichtet. Bereits 1950 lieferte Winkler die erste große Brotanlage an den Lebensmittelverein Zürich. 1952 zeigte Winkler auf der großen Bäckereifachausstellung in Stuttgart sein reichhaltiges Programm und 1953 fusionierte Winkler mit der Backofenfabrik Gebr. Oberle in Villingen. In diesem Jahr arbeiteten 134 Mitarbeiter für das Unternehmen. Die Räume in der Innenstadt waren zu klein geworden, 1954 wurde die erste Fabrikationshalle auf dem Industriegelände Goldener Bühl errichtet. Laufend wurde das Unternehmen baulich erweitert. Es wurden Großanlagen zur Zwiebackherstellung für den holländischen Markt produziert, aber auch nach England und in die USA wurden die Bäckereimaschinen aus Villingen bereits in den 50er Jahren geliefert. 1958 gelang es, eine Derbymaschine zu konstruieren, die stündlich 12.000 Brötchen herstellen konnte.



Abb. 5: Schlosserei der Fa. Winkler 1928.
Archiv Siegfried Reith.



Abb. 6: Die Fa. Winkler 60er Jahre (?).
Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

1961 und 1962 musste das Unternehmen baulich erweitert werden, da das Backfengeschäft sehr zugenommen hatte.

Winkler baute Maschinen für Handwerksbetriebe aber auch für Brotfabriken. Dies erleichterte die Arbeit der Bäcker, sorgte für gleichmäßige Backergebnisse, ersparte Handarbeit und damit auch Personalkosten.⁷ Notwendig wurden die vollautomatischen Backanlagen auch deshalb, weil immer weniger Menschen den Beruf des Bäckers lernen wollten. Auch gelernte Bäcker wanderten in die Industrie ab, wo sie attraktivere Arbeitsbedingungen fanden. 30 bis 60 Meter lange Brötchenanlagen entstanden schon damals und wurden weltweit verkauft. 1961 lieferte Winkler eine Anlage nach Berlin, die stündlich 1.800 Brote buk und nur zwei Arbeitskräfte benötigte.

Da die Kapazitäten in Villingen völlig ausgelastet waren, ging das Unternehmen dazu über, seine Maschinen von befreundeten Unternehmen im Ausland bauen zu lassen. Solche Fabrikationsbetriebe entstanden in London, in Athen, in St. Pölten/Österreich und in Belgrad.

1963 bereits wurden von Januar bis September 51 Prozent des Winkler-Umsatzes exportiert, schwerpunktmäßig nach England, in die Schweiz, nach Italien, Schweden, in die USA und nach Österreich, sowie in weitere 26 Länder.⁸ Im gleichen Jahr arbeiteten 34 Gastarbeiter bei Winkler.

1964 kamen zu den bestehenden Partnerfirmen weitere Betriebe in Warschau, Istanbul und Paris hinzu. Da Winkler mit der Fertigung auf Grund der großen Anzahl an Aufträgen nicht mehr nachkam, arbeiteten Schlossereien in der Umgebung aber auch in weiterer Entfernung für das Villingener Unternehmen.



Abb. 7: Winkler Fuhrpark 1964.
Kreisarchiv Schwarzwald-Baar.

Im gleichen Jahr stellte man 12 Bäckereianlagen im Wert von jeweils über einer halben Million DM für Montevideo/Uruguay, für Kopenhagen, Birmingham, Zürich, Monza und Berlin her. Man beschäftigte 79 Gastarbeiter.⁹ Für seine mobile Belegschaft, die Vertreter und die Monteure, unterhielt Winkler 37 Kraftfahrzeuge.¹⁰ Der Betrieb wurde 1965 um ein modernes Verwaltungsgebäude¹¹ ergänzt.

Wie andere Villingener Unternehmen auch unterstützte die Fa. Winkler ihre Mitarbeiter durch viele freiwillige Sozialleistungen. Sie zahlte ihren Beschäftigten eine Betriebsrente und schloss für Mitarbeiter, die mehr als fünf Jahre im Betrieb waren, eine Lebensversicherung ab. Es gab Weihnachtsgratifikationen, Zuwendungen zu Familienfesten, Kinderbeihilfen, Trennungsschadigungen, Kantinen-Zuschuss und vieles mehr.¹² Die Betriebskantine kochte täglich bis zu 180 Mittagessen.

Das Unternehmen sorgte für Werkswohnungen. Insgesamt konnte man seit 1948 weitere 42 Betriebswohnungen bereitstellen.¹³ Dadurch wurden etwa 10 Prozent der Mitarbeiter in betriebseigenen Wohnungen untergebracht, was einen wichtigen Beitrag zur Linderung der Wohnungsnot in

Freiwillige Sozialleistungen der Fr. Winkler KG.

Nach einer Betriebszugehörigkeit von:

1 Jahr	2 Jahren	3 Jahren	10 Jahren	20 Jahren	30 Jahren	35 Jahren	40 Jahren
Reisekosten DM 50,-	Zahnarzt DM 10,- nur alle 12 Monate DM 10,-	Lebensversicherung von DM 2.000,-	Aufstellung der Lebensversicherung auf DM 5.000,-	Aufstellung der Lebensversicherung auf DM 10.000,-	DM 15.000,-	DM 20.000,-	DM 25.000,-
Beurlaubung eines Monats DM 100,-	Kurschaffahrt DM 150,-	Lebensversicherung von DM 2.000,-	DM 5.000,-	DM 10.000,-	DM 15.000,-	DM 20.000,-	DM 25.000,-
Ausflugsgeld DM 50,-	Kurschaffahrt DM 150,-	DM 2.000,-	DM 5.000,-	DM 10.000,-	DM 15.000,-	DM 20.000,-	DM 25.000,-
			1 Tag Sonderurlaub	2 Tage Sonderurlaub	3 Tage Sonderurlaub		7 Tage Sonderurlaub
			Erstellung von Arbeitsvertrag auf Probezeit nach 10-jähriger Betriebszugehörigkeit		Adiutor		Adiutor
						Das Ruhegeld auf Lebenszeit DM 200,-	Das Ruhegeld auf Lebenszeit DM 300,-

Schaubild 1: Freiwillige Sozialleistungen der Firma Winkler 1971.

Villingen bedeutete. Erheblich waren auch die Anstrengungen in die Aus- und Weiterbildung der Beschäftigten. Seit 1959 gab es eine eigene Lehrwerkstatt. Jährlich wurden ca. acht Auszubildende aufgenommen. Es gab eine Betriebsportgruppe/ eine Betriebsfußballmannschaft und einen Werkchor.¹⁴ Innerhalb der Betriebsfamilie wurden wichtige soziale und kulturelle Bedürfnisse der Mitarbeiter befriedigt, weshalb neue Mitarbeiter häufig aus den Familien der Winkler-Angehörigen kamen. So berichtete die Werkszeitung darüber, dass der Sohn und der Schwiegersohn des Werkmeisters Mahler ebenfalls im Unternehmen beschäftigt seien.¹⁵ Der Betrieb organisierte fast alle Lebensbereiche der Beschäftigten und schuf so enge Beziehungen zwischen den Mitarbeitern und dem Unternehmen.

1960 übergab Fridolin Winkler¹⁶ im Alter von 78 Jahren die Geschäftsführung an seinen Sohn Helmut Winkler.¹⁷ Bis zu seinem Tod 1969 hatte der alte Herr auf dem Firmengelände eine eigene Werkstatt, in die er sich täglich mit dem Auto bringen ließ. „[Ab 1960] hat der Fridolin Winkler sich aus dem Tagesgeschäft zurückgezogen. Aber er war jeden Tag da. Er hat einen eigenen Raum

gehabt, das war früher mal das Motorenlager. Das war wenn man so will ein ausgeregelter Schuppen. Dann ist er jeden Morgen gekommen, der hat keinen Führerschein gehabt, [er] hat sich abholen lassen.“¹⁸

1968 als der Geschichts- und Heimatverein Villingen gegründet wurde, konnte die Fa. Fridolin Winkler KG, Spezialfabrik für Bäckereimaschinen und Backöfen in Villingen, bereits auf 45 Jahre Geschichte zurückblicken.

Das Unternehmen beschäftigte in diesem Jahr 756 Personen, 58 Personen mehr als im Vorjahr, davon 203 Angestellte und war auf Wachstumskurs. Es war schwierig Metallfacharbeiter zu bekommen, man versuchte diesen Mangel mit angelernten Kräften zu beheben und stellte 57 Gastarbeiter aus insgesamt 9 Ländern ein. Die meisten kamen aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus der Türkei.¹⁹

Konjunkturerinbruch: Mehr Großaufträge – mehr Risiken

1966 urteilte Helmut Winkler, Sohn von Fridolin Winkler, dass das Unternehmen sich in den letzten Jahren rasch vom Handwerksbetrieb zum Industrieunternehmen entwickelt habe.²⁰ Dies hätte natürlich zu „Wachstumsproblemen“ geführt, weshalb der Betrieb nun effektiv organisiert werden müsse.

Die Kreditrestriktionen, verursacht durch die Wirtschaftspolitik der Bundesregierung, dämpften die Konjunktur, was bei Winkler zum Nachlassen der Aufträge führte und die Finanzierungsprobleme in den Vordergrund rückte. Villingener Bäckereimaschinen mussten nun wegen der zunehmenden Konkurrenz in kürzerer Zeit und möglichst zu niedrigeren Preisen angeboten werden. Durch die hohe Nachfrage nach Arbeitskräften waren in den 60er Jahren die Löhne gestiegen und die Fluktuation bei Winkler-Beschäftigten höher geworden. Die Materialpreise waren gestiegen. Diese Kosten konnten nun wegen der immer stärkeren Konkurrenz nicht mehr an die Kunden weitergegeben werden. Die hohen Gewinne der Nachkriegszeit sanken und damit auch die

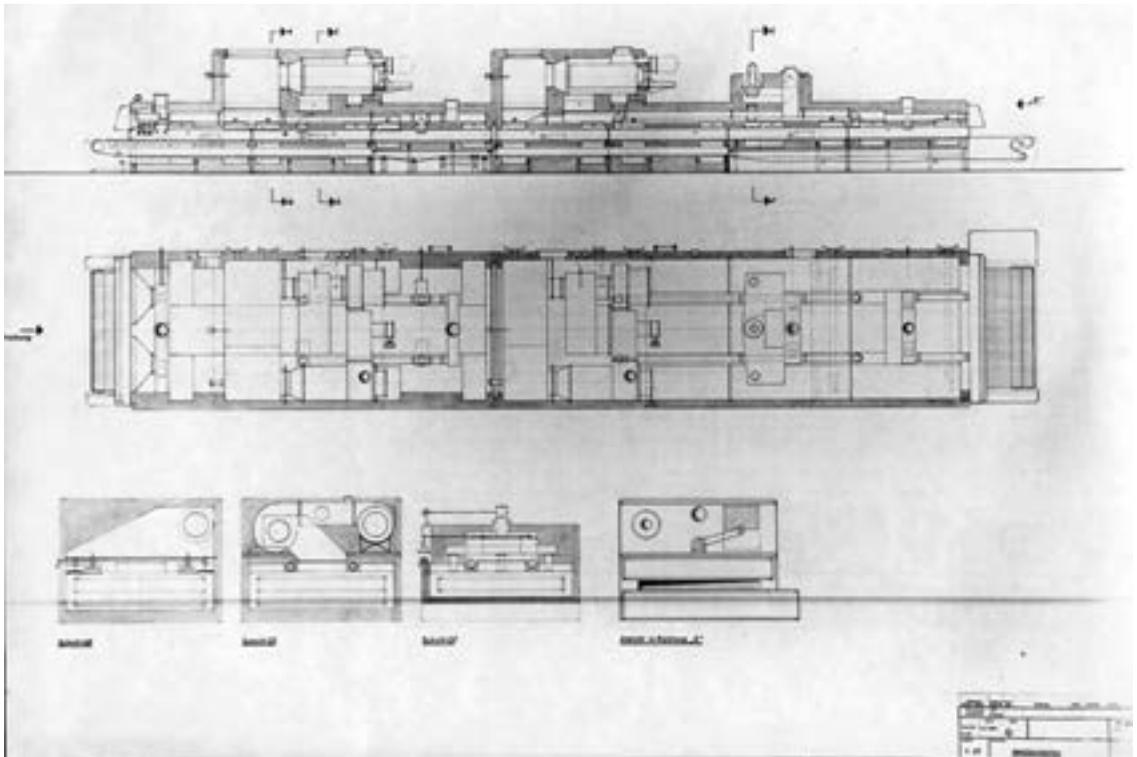


Abb. 8: Konstruktionsplan eines Netzbandofens 1966. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

„Selbstfinanzierungsmöglichkeiten“ des Unternehmens.²¹

Durch den Termindruck war in früheren Jahren eher improvisiert als rationell geplant worden. Eine bessere betriebliche Organisation war dringend notwendig. Durch zusätzliche bauliche Erweiterungen glaubte man dies zu erreichen. Die Arbeitsvorbereitung zog in das neue Verwaltungsgebäude um, was leider dazu führte, dass der enge Bezug zur Fertigung verloren ging.

Die Bäckereitechnik verlange mehr Automation, schrieb der Betriebsleiter Neumann in der Werkszeitung, dies führe nun zu einer Verschiebung der Winkler-Produkte weg von der serienmäßig produzierten Maschine hin zum vermehrten Bäckereianlagenbau. Diese Anlagen seien aber überwiegend Einzelanfertigungen bzw. Sonderanfertigungen.²²

Wegen der Wettbewerbssituation konnten aber dadurch entstehende Mehrkosten nicht immer auf die Preise umgelegt werden, eine genaue

Kenntnis der Kostenstruktur solcher Anlagen erschien deshalb immer dringlicher.²³

Bereits in den 60er Jahren wurden Winkler-Netzband-Öfen in Polen in Lizenz hergestellt.²⁴ 1967 gingen wegen der zurückgehenden Konjunktur auch die Aufträge für Großanlagen zurück.²⁵ Die Winkler-Produkte waren weltweit von anerkannt hoher Qualität und wurden deshalb auch gerne kopiert,²⁶ was man auf der Bäckereifachausstellung 1967 in Atlantic-City (USA) feststellen konnte, wo solche Plagiate günstiger angeboten wurden als die Winkler-Maschinen und Anlagen.

Die Fa. Winkler musste wegen des internationalen Wettbewerbs und wegen ihres hohen Exportanteils billiger und besser produzieren. Das ging aber nur durch vermehrten Einsatz modernster Maschinen. So wurde in diesem Jahr eine moderne Abkantpresse für die Blechnerei angeschafft.

1968 war das Unternehmen wieder gut ausgelastet und konnte trotz Überstunden nicht alle

Aufträge annehmen. Auch in diesem Jahr wurde weiter ausgebaut, um mehr Platz für die Lackiererei, den Versand, die Blechnerei und den Kleinfenbau zu bekommen.

In den Niederlanden wurde 1969 ein Fachbetrieb gekauft, von dem man sich Unterstützung bei der Fertigung von Etagenöfen und von Einzelmaschinenserien versprach.²⁷ Helmut Winkler ging davon aus, dass durch eine weitere DM-Aufwertung wieder Probleme auf den Exportmärkten entstehen könnten. Dieser Entwicklung wollte man verstärkt durch Rationalisierungsmaßnahmen in der Fertigung und durch eine bessere Betriebsorganisation entgegenreten.

Am 18. Mai 1969 starb der Firmengründer Fridolin Winkler im Alter von 87 Jahren.

Bäckereimaschinen aus Villingen weltweit

Das sog. „Wirtschaftswunder“ der Nachkriegszeit hatte der Firma Winkler einen ungeahnten Höhenflug beschert. Die Mitarbeiterzahl stieg in weniger als zwanzig Jahren von 134 Mitarbeiter auf 788. Diese schnelle Expansion führte sicherlich auch zu vielen Improvisationen in den Prozessabläufen. Bedingt durch den vorherrschenden Verkäufermarkt stand die Effizienz der Arbeitsor-



Abb. 9: Winkler-Brotanlage um 1970.

Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

ganisation in dieser Zeit nicht im Vordergrund. Dies änderte sich aber schnell durch die Wirtschaftskrisen 1967 und 1973. Der Markt wurde enger. Es wurde nicht mehr jeder Preis für Bäckereimaschinen aus Villingen bezahlt.

Der weltweite Konjunkturerinbruch 1973/74 aufgrund der Ölkrise wirkte sich auch bei Winkler aus. Das Unternehmen musste erstmals Kurzarbeit anmelden. Die Investitionsneigungen der deutschen Bäckereibetriebe nahmen ab. Im Unternehmen hoffte man diese Lücke durch ein noch stärkeres Auslandsengagement und durch den Verkauf zusätzlicher Großanlagen für industriell arbeitende Großbäckereien auszugleichen. Diese Strategie vermehrte allerdings auch die finanziellen Risiken durch Wechselkurse und eine schlechtere Bonität der Abnehmer für das Villingener Unternehmen.

Es gab jetzt auch Winkler-Partnerfirmen in Chile und in Südafrika.²⁸ Weil man damit rechnete, dass das aktuelle Firmengelände für die wachsende Fertigung nicht ausreichen würde, kaufte man Baugelände auf der Sommertshäuser Halde.

Bereits zwischen 1950 und 1968 hatte die Fa. Winkler Maschinen und Backöfen in insg. 84 Länder exportiert, darunter auch die UdSSR und Indien. Das Winkler-Fertigungsprogramm war international. Die Aufträge mussten den besonderen Bedingungen vor Ort angepasst werden. Was auch bedeutete, dass die Anlagen den Vorlieben der Backwarenkonsumenten entsprechen mussten, weshalb das Unternehmen ständig damit beschäftigt war, seine Produkte an die Bedingungen der Abnehmerländer anzupassen.²⁹

Unser Essen und auch unser Brot sind das Ergebnis unserer in Jahrhunderten entstandenen Esskultur. Unterschiedliche Kulturen haben deshalb auch unterschiedliche Backwaren, an die sie gewohnt sind. Die Bäckereimaschinen- und Bäckereianlagenhersteller müssen mit ihren Produkten diesen kulturellen Gegebenheiten entsprechen, wenn sie ihre Anlagen weltweit verkaufen wollen.

Dazu kommt, dass Teig eine „lebende“ Masse ist. Die Qualität hängt von der Beschaffenheit des Mehls ab, von den weiteren Zutaten wie Wasser und Hefe. Wie lange der Teig geht, das kann sehr unterschiedlich sein, desgleichen die Backergebnisse, mal sind sie locker, mal fällt alles zusammen. Jede Hausfrau hat solche Erfahrungen schon gemacht.

Das alles sollte, wenn möglich, in den Bäckereibetrieben nicht passieren. Die Bäckereibetriebe wünschen ein gleichmäßiges und qualitativvolles Produkt. Und das hängt eben nicht nur von den Entwicklern und Konstrukteuren der Backmaschinen, der Backöfen, der Kühl- und Gär-schränke und der Förderstrassen ab. Bäckereimaschinen weltweit zu vertreiben ist daher auch mit großen Risiken behaftet, weil weltweit die unterschiedlichsten Mehle hergestellt werden, mit viel oder weniger Gluten/Kleber und weil diese Eigenschaften den Teig und das Backergebnis beeinflussen. „Da gab es viele Ideen, die waren nicht zu verwirklichen, weil der Teig da nicht mitgespielt hat. Das ist eine unheimlich komplizierte Geschichte. Und dann kommt noch hinzu, wenn du den Teig zu sehr malträtiert, dann macht der das auch nicht, was du als Bäckermeister von ihm willst.“ Problem war weltweit auch, dass die Bäcker in weniger entwickelten Regionen nicht unbedingt Verständnis für die komplexen Maschinenanlagen hatten und zu Reinigungszwecken die Winkler-Maschinen auch schon mal mit Wasser abgespritzt wurden.³⁰

Die Bäckereianlagen waren im Gegensatz zu den Bäckereimaschinen „kein von der Stange



Abb. 10: Bäckereianlage.
Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

geliefertes Produkt“. Es wurde „alles beschrieben, wie das ausgeführt werden musste. Dazu wurde der Preis kalkuliert ... Alle Anlagen hat man mit einem Pflichtenheft versehen ... [Aber wenn am] Schluss nicht alles funktioniert hat, dann hast du genau die 15 Prozent, die du gebraucht hättest,

um überhaupt Geld zu verdienen, nicht bekommen, weil es nicht so wie beschrieben umgesetzt werden konnte.“³¹

Wegen der weltweiten Tätigkeit des Unternehmens, benötigte man „Spezialmonteure, die in der Lage [waren], diese automatischen Anlagen zu installieren ... dazu [kam] ... dass viele [der] Monteure oft wochenlang in zahlreichen Ländern der Erde tätig [waren] und die damit verbundene Umstellung auf ein anderes Klima, die uns fremde Mentalität des Bedienungspersonals und die Trennung von der Familie auf sich nehmen [mussten].“³²



Abb. 11: Backergebnisse.
Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

Als Problem stellten sich 1970 die langen Lieferfristen von einem Jahr heraus, da die Konkurrenz bereits nach drei Monaten liefern konnte. Man versuchte diesen Nachteil durch Unterlieferanten im In- und Ausland auszugleichen. Probleme machten auch die hohen Kreditkosten, da die Finanzlage des Unternehmens sich wegen des harten Wettbewerbs nicht verbessern ließ. Die Lohn- und Preissteigerungen der 70er Jahre

setzten dem Unternehmen zu.³³ Ausweg war hier die Stärkung der beteiligten Firmen im Ausland, aber auch Aufgabe von Produkten, die andere Hersteller günstiger produzieren konnten.³⁴

1970 schaffte man erstmals ein Universal-Fräs- und Bohrwerk an mit einer digitalen Meßwertanzeige, von dem man sich eine wesentliche Erleichterung der Arbeit versprach.³⁵

Selbst in Japan, einem Land in dem traditionell kein Brot gegessen wurde, konnte die Winkler-Partnerfirma in Paris Winkler-Maschinen zur Produktion von französischem Weißbrot verkaufen.³⁶

1970 waren drei Winkler-Monteur in Angola zur Montage, einer in Bahrain, zwei in Malawi, zwei in Israel, einer in Japan, und sechs in den USA.

Winkler-Anlagen wurden bestellt zur Lieferung für 1971: nach Californien im Wert von über einer Million DM; nach Chicago im Wert von ½ Million; nach Sussex/England im Wert von einer Million; nach Japan, eine Anlage zur Herstellung von Berlinern; nach Helsinki; nach Toulouse, die erste vollautomatische Brötchenanlage für Frankreich.³⁷

Auch das Jahr 1971 wurde durch die unsichere Währungssituation beeinflusst. Lohn- und Gehaltserhöhungen, Materialpreiserhöhungen sowie die Erhöhung des Diskontsatzes der Bundesbank machte die finanzielle Lage weiter schwierig.³⁸ 1971 ging die Mitarbeiterzahl bei Winkler erstmals zurück. Man führte dies auf durchgeführte Rationalisierungsmaßnahmen zurück. Entlassungen wurden keine vorgenommen, natürliche Abgänge durch Umbesetzungen ausgeglichen.³⁹ Der größte Auftrag in diesem Jahr waren mehrere Brotanlagen für die Stadt Istanbul im Wert von 3,5 Mio. DM.⁴⁰

Bei den Kunden von Winkler gingen die kleinen Bäckereien mehr und mehr zurück und die Mittel- und Großbetriebe nahmen zu, was sich auch bei den Aufträgen bemerkbar machte.⁴¹ In diesem Jahr wurden weitere Lizenzen an US-amerikanische, israelische und mexikanische Firmen vergeben.

1974 brach der Absatz weiter ein. Erstmals wurde bei den Angestellten Kurzarbeit ange-

meldet. Die Brotindustrie in der Bundesrepublik investierte zu wenig und auch im Ausland wurde weniger verkauft. Die Außendienst-Mitarbeiter versuchten neue Aufträge in Ländern zu bekommen, die bis dahin noch keine Winkler-Maschinen hatten, so Nepal, Neuseeland, Pakistan, Syrien und Singapur.⁴³ Überall musste jetzt gespart werden.⁴⁴ 1975 wurden die ersten Anlagen in den Orient geliefert.⁴⁵ Das Verhältnis von Inlandsaufträgen zu Auslandsaufträgen verschob sich zu Ungunsten des Inlands. Dies vergrößerte die finanziellen Risiken weiter, machte die Montage der Anlagen schwieriger. Winkler musste seine Überlegenheit gegenüber der Konkurrenz beweisen durch „Pünktlichkeit in der Lieferung, Übereinstimmung der Lieferung mit der Auftragserteilung und den Wünschen der Kunden, präzise Montage und Übergabe der Installation zu dem vorgesehenen Zeitpunkt an die Abnehmer.“ Immer wichtiger wurde auch ein guter Kundendienst und ein guter Ersatzteildienst.⁴⁶

Wegen des zunehmenden Auslandseingagements musste das Unternehmen im Jahr 1975 215.000 DM für Flug- und Bahnreisen seiner Mitarbeiter und Monteur in alle Welt ausgeben.⁴⁷



Abb. 12: Rentnerausflug.
Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

1977 mahnte der Betriebsrat eine bessere Organisation der Arbeitsabläufe an. Es würde zu viel improvisiert und zu wenig geplant und organisiert.⁴⁸ 1978 wurden die arabischen Länder zu den Hauptkunden von Winkler.⁴⁹

Seit 1971 wurden vermehrt elektronische Bauteile in die Schaltanlagen der Winkler-Maschinen eingebaut.⁵⁰ Eine neue CNC Stanz- und

Nibbelmaschine wurde gekauft, sowie eine programmierbare Abkantpresse.⁵¹



Abb. 13: Winklertechniker installieren eine Bäckereianlage in Saudi Arabien (70er Jahre).
Kreisarchiv Schwarzwald-Baar.

Die Rahmenbedingungen für Winkler wurden zusehends ungünstiger. Der Preisanstieg fraß die Lohnerhöhungen der Mitarbeiter schnell wieder auf. Die politische Lage im Iran verschlechterte das Nah-Ost-Geschäft. Weshalb Winkler 1979 Kurzarbeit anmelden musste. Der Betriebsrat sah die Ursache vor allem in den Großaufträgen und schlug der Geschäftsleitung vor, das Engagement des Unternehmens stärker auf die Produktion von Öfen für Handwerksbetriebe zu verlegen, die man in Serie und damit billiger anbieten könne. „Diesen Weg hält der Betriebsrat für erforderlich, um langfristig die Vollbeschäftigung und die Arbeitsplätze zu sichern.“⁵²

Um erfolgreicher und kostengünstiger zu arbeiten, sollte für bestimmte Produkte eine Wert-



Abb. 14: Autounfall eines Winkler-Fahrzeugs in Jugoslawien 1977 auf der Fahrt nach Syrien.
Kreisarchiv Schwarzwald-Baar.

analyse durchgeführt werden und „alle damit verbundenen Vorgänge auf ihre Notwendigkeit, ihre Dringlichkeit und die Erfolgsaussichten bewertet“ werden.⁵³ Erstes Objekt des Winkler-Wertanalyse-Teams war die Teigteil- und Rundwirkmaschine „Jockey“.

Außerdem wurde die Automation weiter vorangetrieben durch den Kauf einer CNC-Drehmaschine, die alles in allem 310.000 DM kostete. Leider gelang es nicht, die Fertigung in diesem Jahr voll auszulasten,⁵⁴ obwohl die Villingener Bäckerei Hoch in eine Brötchenanlage, eine Brotanlage, zwei Stikkenöfen, eine Gärverzögerungsanlage, eine Silo-Anlage und zwei Abgasboiler investierte.

Die Winkler-Ausbildungsabteilung machte sich daran, die neue CNC-Technik in die Ausbildung einzuführen. Es erschien immer notwendiger, die Facharbeiter mit fächerübergreifenden Fähigkeiten auszurüsten.⁵⁵ In Zusammenarbeit mit der Fachhochschule Furtwangen sollte EDV-Unterstützung in der Arbeitsvorbereitung und der Fertigungsorganisation eingeführt werden. Der erste Versuch erschien eher unbefriedigend wegen der niedrigen Übertragungsgeschwindigkeit der

Now the loaves enter the specially designed oven with temperatures up to 550°C. After a very short baking time ...



الآن يدخل الخبز إلى الفرن المعد خصيصاً، وذلك بدرجة حرارة تصل إلى 550°م. وبعد وقت خبازة قصير...

Abb. 15: Winkler-Fladenbrotanlage 70er Jahre.
Kreisarchiv Schwarzwald-Baar.

Telefonleitungen zum Rechner der Fachhochschule Furtwangen. Trotzdem wurden die Ergebnisse als hilfreich für die Planung angesehen.⁵⁶ Außerdem entwickelten die Winkler-Ingenieure zusammen mit der Fa. Siemens eine elektronische Steuerung der Backstraßen über einen Rechner, von der man sich eine erhebliche Arbeiterleichterung bei der Bedienung gegenüber der alten manuellen Steuerung versprach.⁵⁷ Im November 1983 wurde eine EDV-Anlage der Fa. Kienzle für eine halbe Million DM installiert.⁵⁸ 1986 wurde in der Konstruktion ein CAD-System eingeführt.

Der Betriebsrat versuchte den Ängsten der Mitarbeiter, die durch die Einführung der EDV verursacht wurden, entgegenzuwirken. Man betonte, der technische Fortschritt diene auch den arbeitenden Menschen und versicherte außerdem, man wolle die angemahnte Verbesserung der Winkler-

Organisation voranbringen. „Die Ablösung einer Improvisation durch die nächste kann vielleicht als flexibler Stil beschrieben werden, sie wird aber auf Dauer den Erfordernissen einer modernen Industriefertigung nicht gerecht.“⁵⁹

1980 mussten wegen der schwierigen wirtschaftlichen Lage die „Aktivitäten“ der niederländischen Beteiligungsgesellschaft eingestellt werden, um das Stammhaus in Villingen auszulasten.⁶⁰



Abb. 17 : Arbeitsjubiläum in der Fertigung.
Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

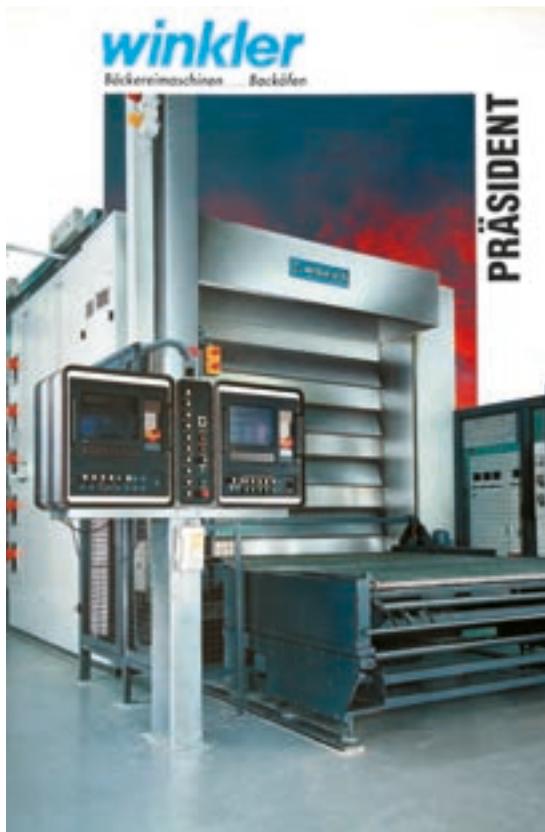


Abb. 16 : Winkler-Anlage mit elektronischer Steuerung um 1980.
Kreisarchiv Schwarzwald-Baar.

1979 wurde ein neuer Geschäftsführer, Dipl. Ing. Hermann Beck, Jg. 1936, bei Winkler eingestellt.⁶¹ Er sollte den Geschäftsführer Helmut Winkler ablösen. Zum Jahreswechsel 1981/82 betonte Hermann Beck in der Winkler-Werkzeitung, dass man im vergangenen Jahr versucht habe, die Marktsituation zu verbessern durch Ausbau der Vertretungen in den verschiedenen Ländern, durch Verbesserung der Produkte, der Organisation der Materialverwaltung und den Erwerb zusätzlichen Betriebsgeländes.⁶² 1985 besuchten die Exportfachleute von Winkler Messen in der Schweiz, Österreich, Belgien, Japan, UdSSR, USA, China und Afrika.⁶³ In den Ostblockländern mussten die Winkler-Manager auch mit Regierungsstellen verhandeln, um diese von der Qualität und Leistung der Villingen Maschinen und Anlagen zu überzeugen.

Der Niedergang der Fa. Winkler

1990 schied Dipl. Ing. Hermann Beck aus der Geschäftsführung aus. Vorsitzender der Geschäftsführung wurde Dr. Franz Hermann

Vogt, ein Mitglied des Winkler-Beirats. Ihm zur Seite standen Dipl. Ing. Wolfgang Fuhst, ein Enkel von Fridolin Winkler, und Dipl. Ing. Walter Schnee, langjähriger technischer Leiter der Fa. Winkler. Dr. Vogt sollte den Generationenwechsel im Unternehmen absichern. Bereits zum 1. April 1993 übergab er die Geschäftsführung an Wolfgang Fuhst. Dr. Ruda folgte Dr. Vogt als Leiter des kaufmännischen Bereichs nach.⁶⁴

Wolfgang Fuhst war auf seine Aufgabe gut vorbereitet worden. Er absolvierte ein Maschinenbaustudium und ein ergänzendes betriebswirtschaftliches Studium, war Dipl. Ing. und Dipl.-Wirt.-Ing. Er arbeitete vorher bei Winkler als Konstrukteur und Produktionsleiter,⁶⁵ zum Schluss als Mitgeschäftsführer.⁶⁶

Die Liquiditätsprobleme wurden 1992 durch eine Kapitalerhöhung angegangen, dadurch dass Hans Günter Wachtel⁶⁷ in die Gruppe der Gesellschafter aufgenommen wurde.

1993 Jahr konnte die Fa. Winkler ihr 70-jähriges Bestehen feiern. „Aus einer kleinen Firma sei heute in der dritten Generation ein Unternehmen geworden, vertreten in vielen außereuropäischen und europäischen Ländern, erläuterte Wolfgang Fuhst“⁶⁸ zum Betriebsjubiläum vor der Presse. Das Unternehmen sei eines der ersten Betriebe gewesen, die nach dem Fall der Mauer in Pulsnitz bei Dresden eine Produktionsstätte aufgebaut hätten. Lizenznehmer und Winkler-Betriebe gebe es in Spanien, Griechenland, Polen, der Schweiz und den USA. Man sei weltweit auf Backmessen vertreten.

In der aktuell schwierigen Wirtschaftslage wies der Geschäftsführer Walter Ruda auf die hohe Exportabhängigkeit und die Krisenanfälligkeit der Firma hin. Wegen der bestehenden Konjunkturschwäche habe man nach und nach 70 Mitarbeiter entlassen bzw. in den Vorruhestand schicken müssen. Es arbeiteten jetzt noch 500 Mitarbeiter für das Unternehmen. Ruda sah aber zuversichtlich „einen neuen Aufwärtstrend“. Die Produkt-Palette von Winkler reiche heute „von Bagel, über die schnellste Brötchenmaschine der Welt mit einem Output von etwa 70.000 Brötchen in der Stunde, bis zu neuen Kühlschränken für Bäckereien.“⁶⁹

Nach wie vor war die Unternehmensorganisation unbefriedigend. Wolfgang Fuhst versuchte deshalb „die Strukturierung der Produkte“ zu verbessern. Die einzelnen Aggregate sollten vermehrt in Serie gefertigt und diese dann zu kundenspezifischen Anlagen zusammengebaut werden.⁷⁰

Winkler sah seine Chancen auf den neu entstehenden Ost-Märkten. 1995 schloss die Firma mit Usbekistan ein Joint Venture. Das Unternehmen sollte 78 Kleinbäckereien liefern. Erst im Januar 1996 gab die staatliche Nationalbank von Usbekistan 3,8 Millionen DM für die erste Lieferung frei. Man hoffte, die in Bremen lagerten Winkler-Produkte noch im Februar nach Taschkent zu verschicken. Die Zahlungsmoral der GUS-Länder schien eher unterentwickelt.⁷¹ Im gleichen Jahr erhielt Winkler Großaufträge aus Kuwait und Saudi-Arabien und eröffnete ein Büro in Peking.

1994 bereits wurde nach einer Bilanzanalyse festgestellt, bei Winkler gebe es „eine übliche Problematik von Krisenunternehmen“. Hohe Bankschulden (17,5 Millionen DM) seien aus der Vorfinanzierung von Vorratsbeständen entstanden. In den beiden letzten Jahren habe es einen Umsatzrückgang von 40 Mio. DM gegeben. Im Jahr 1993 seien deshalb 100 Mitarbeiter abgebaut worden.⁷²

Winkler habe zu spät auf seine Probleme reagiert. Die Abstimmungen im Betrieb seien schlecht. Die Anlagen würden deshalb verzögert geliefert. Es fehle eine exakte Planung und Kal-



Abb. 18 : Werkstattgespräche.
Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.



Abb. 19: Betriebsversammlung im Münsterzentrum.
In der 1. Reihe die Betriebsleitung. 80er Jahre.
Stadiarchiv Villingen-Schwenningen.

kulation.⁷³ Unzureichend geprüfte Anlagen würden an den Kunden ausgeliefert, weshalb Nacharbeiten in die Montage verlagert wird.⁷⁴

Die Termintreue der Konstrukteure fehle. Es gebe dadurch ständige Störungen im Fertigungsfluss, mit erhöhten Kosten.⁷⁵ Wegen mangelhafter Standardisierung des gesamten Maschinenprogramms existierten viele „Lagerhüter“. 31 verschiedene Lagerorte würden einen hohen Aufwand beim Zusammenstellen von Fertigungsaufträgen erfordern.⁷⁶ Die Lagerbestände seien insgesamt zu hoch. Manche Teile würden jahrelang nicht gebraucht.⁷⁷

Obwohl Personal abgebaut worden sei, konnte ein weiterer Ergebnisverfall nicht verhindert werden. Das Eigenkapital habe sich trotz einer Kapitalerhöhung 1992 nicht verbessert.⁷⁸ Die Analyse warf dem Unternehmen vor, die Aufträge seien nicht hart genug verhandelt worden, weil „die jeweiligen Anzahlungen zur Finanzierung des Unternehmens benötigt wurden.“⁷⁹

1996 wurde mit dem Fraunhofer Institut ein erneuter Anlauf zur Verbesserung der Organisation, das Winkler-Reorganisationsprojekt (WIR-Projekt), unternommen mit leider geringen Ergebnissen.⁸⁰ Zentrales Problem blieb die mangelnde Liquidität. Im Juni 1997 sorgten Altgesellschafter und Geschäftsführung für eine weitere Kapitalaufstockung um 3,1 Millionen DM. Der Südkurier kommentierte: Liquiditäts-

probleme habe es in den vergangenen zwei Jahren immer wieder gegeben, weshalb die Mitarbeiter ihr Gehalt regelmäßig mit Verspätung bekamen. Im letzten Jahr (1996) mussten die Mitarbeiter oft einen ganzen Monat auf ihr Geld warten. Die schlechte Liquidität lag im Wesentlichen an der mangelnden Zahlungsbereitschaft der Kunden. So war das Geld für den Usbekistan-Auftrag, 5,4 Millionen DM, erst mit reichlicher Verspätung gekommen. Die Abläufe im Unternehmen seien zwar verbessert worden, es gab aber nach Wolfgang Fuhst immer noch Defizite bei der Auftragsabwicklung. Der Exportanteil des Unternehmens betrug 1997 60 Prozent. Das Volumen des aktuellen Auftragsbestands (März 1998) machte einen dreistelligen Millionenbetrag aus. Anscheinend war auch genug Geld da, um in neue Fertigungstechnik und im CAD- und EDV-Bereich zu investieren.⁸¹

1997 wurde ein Gutachten im Auftrag des Betriebsrats „zur Untersuchung der Fortführungsfähigkeit der Fa. Winkler“⁸² erstellt. Bis in die 80er Jahre habe das Unternehmen eine gute Gewinnsituation gehabt.⁸³ Der ständige Wechsel in der Geschäftsführung habe aber eine kontinuierliche Führung verhindert,⁸⁴ weil unterschiedliche Führungscharaktere zu einer großen Absicherungsmentalität im gesamten Unternehmen geführt hätten.

Die Autoren bescheinigten dem Unternehmen eine „ausgeprägte Fähigkeit bäckereiverfahrenstechnisches Know-how mit Maschinenbaukompetenz so zu kombinieren, dass die daraus entstehenden Produkte ...höchsten Ansprüchen genügen“ und eine hohe Identifikation der Mitarbeiter mit dem Betrieb.

Kritisiert wurde, dass der Usbekistan-Auftrag zuviel Geld binden würde und Winkler Geschäfte mit Ländern mache, die keine gute Bonität besäßen.

Winkler habe die Konzentration im Bäckereibereich nicht ausreichend berücksichtigt. 75 Prozent der Bäckereibetriebe würden heute nur noch 25 Prozent der Backwaren herstellen.⁸⁵ Die Essgewohnheiten hätten sich verändert. Die Konsumenten würden heute am Abend kein Brot mehr,

sondern warme Mahlzeiten zu sich nehmen. Am Morgen gebe es Müsli anstelle von Brötchen. Es würde mehr Weizenbrot anstelle des Roggenbrots gegessen und Jugendlichen würden vermehrt Brot durch Fastfood ersetzen. Alles Entwicklungen, die die Marktsituation für Winkler verschlechterten. Außerdem führe die Aufhebung des Nachtbackverbots dazu, dass Großbäckereien ihre Maschinenkapazitäten nun voll auslasten könnten und weniger neue Maschinen kaufen müssten.⁸⁶

Der technische Entwicklungschef habe das Unternehmen ausschließlich auf die Technik ausgerichtet. Es würden Produkte entwickelt, die höchsten technischen Anforderungen entsprächen, die aber keinen bezahlbaren Wettbewerbsvorteil brächten.

Die Gutachter sahen drei grundlegende Fehlentwicklungen:

- Der Übergang vom Handwerks- zum Industriebetrieb sei noch nicht richtig vollzogen. Eine klare Ausrichtung des Betriebs fehle.⁸⁷
- Das Unternehmen sei ausschließlich technikorientiert.
- Es fehle ein ausreichendes Controllingbewusstsein und Ergebnisbewusstsein im Unternehmen.⁸⁸

Man empfahl mehr Fremdfertigung, Ausgliederung von Unternehmensbereichen und verstärkte Hereinnahme von Fremdaufträgen. Winkler müsse konsequent von der Einzelanfertigung zur Modularisierung umsteigen.⁸⁹

Die Gutachter waren aber trotz aller Kritik überzeugt, dass Winkler-Produkte auf Grund ihres guten Rufes und ihrer Qualität in der Branche auch höhere Preise auf dem Markt durchsetzen könnten.⁹⁰

Der Konkurs

Bei einer Insolvenz werden in aller Regel am Schluss Schuldige gesucht. Schließlich geht es um viel. Es geht um Kapital, aber es geht vor allem auch um Arbeitsplätze. Je größer ein Unternehmen ist, je größer und unterschiedlicher die Gruppe der Entscheidungsträger ist,

desto schwieriger wird eine Ursachenfindung, weil schließlich am Schluss keiner schuld am Desaster sein möchte, und jeder hat natürlich ganz genau gewusst, wie man es hätte richtig machen sollen.

Trotz aller Ratschläge ließ sich die schlechte Liquidität des Unternehmens nicht verbessern. Im März 1998 gelang Winkler vermeintlich „der entscheidende Befreiungsschlag.“⁹¹ Mit über 20 Millionen DM sorgte die Stuttgarter BW-Kapitalbeteiligungs GmbH für eine Kapitalaufstockung. Mit dem neuen Geld konnten auch die noch ausstehenden Januargehälter gezahlt werden.



Abb. 20: Kleine Feier mit Helmut Winkler, 80er Jahre. Helmut Winkler 4.v.l., Wolfgang Fuhst 5.v.l. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

Wolfgang Fuhst war zuerst überzeugt, dass der Standort Villingen und die Arbeitsplätze jetzt langfristig gesichert seien.⁹² Schnell musste er aber feststellen: „Wir hatten dann Geld, wir konnten was machen, aber ich konnte gar nichts mehr entscheiden... Ich war jede Woche in Stuttgart.“⁹³ Dies war offensichtlich ein Zustand, bei dem es für ihn besser war, sich vom Unternehmen zu trennen.

Im September schied Wolfgang Fuhst aus, der die Erschließung osteuropäischer Märkte vorangetrieben hatte, die bestehenden Finanzprobleme aber nicht in den Griff bekommen konnte. Es gab zwar genug Aufträge, die mangelnde Liquidität der osteuropäischen Kunden „führte das Unternehmen aber immer tiefer in die roten Zahlen.“⁹⁴

Mit dem Ausscheiden von Wolfgang Fuhst aus der Geschäftsführung war das Familienunternehmen Winkler am Ende.

Wolfgang Fuhst wurde im Dezember 1998 von Rüdiger Kurz, Gerhard Feichter und Erich Neumann abgelöst. Die Belegschaft wurde von 430 auf 350 Beschäftigte reduziert und die Geschäftsfelder neu aufgestellt.

Ende 1998 wurden erneut Sanierungsmaßnahmen eingeleitet.⁹⁵ Der Trend – ein Boom im Ofenbereich, verursacht durch die Methode Backwaren in Supermärkten und Tankstellen aufzubacken – sei an Winkler vorbeigegangen trotz seiner hohen Kompetenz bei der Backofenherstellung, das Unternehmen in den letzten Jahren „schlecht verwaltet“ und nicht geführt worden, so ein neues Gutachten, weshalb die Kapitalerhöhungen dieser Jahre nichts gebracht hätten.⁹⁶ Die Probleme seien zwar bekannt gewesen, zur Lösung sei aber nichts unternommen worden. Nach wie vor sei die Verwaltung und der Vertrieb bei Winkler überproportional groß, die Fertigungstiefe zu hoch, die Strukturen nicht effizient und die Qualität zu gering.⁹⁷ Immer noch würde den Kunden ausgefeilte Technik angeboten, die diese gar nicht haben wollten, Terminuntreue bei Winkler sei in der Zwischenzeit zur Tradition geworden. Zu schultern sei dies alles nur durch zusätzliches Kapital, wobei man an Hilfe durch die Gesellschafter, an den Pensionssicherungsverein und an die Belegschaft dachte.⁹⁸

Ein Jahr später am 20.11.1999 schrieb der Südkurier „bei Winkler droht der Ofen auszugehen“.⁹⁹ Ein Jahr zuvor habe eine neue Geschäftsführung erklärt, dass man Ende 1999 wieder schwarze Zahlen schreiben werde. Hoffnungen, die sich nun als völlig falsch herausstellten. Zum Schluss hatten Betriebsrat, Geschäftsführung, Gewerkschaften und Banken über mögliche Restrukturierungen bzw. Neuausrichtungen des „maroden Unternehmens“ diskutiert. Grundlage sei ein Gutachten der Beratungsfirma Roland Berger gewesen. Dies habe gezeigt, dass bei den Tochtergesellschaften hohe Verluste bestehen würden. Die Hoffnungen, die man auf die Beteiligung von 15 Millionen DM der Stuttgarter BW-Kapitalbeteiligungsgesellschaft gesetzt hatte, zerschlugen sich.

Im August 1999 fand man einen neuen Geldgeber, die Kunzi AG aus Feuerbach, die als Mehrheitseigner einstieg. Wegen dieser Veränderung trat Harald Bruder in die Geschäftsführung ein. Der Neue versicherte, er könne die Finanzprobleme in den Griff bekommen, schließlich hatte auch die Kunzi AG neue Millionen zur Verfügung gestellt.

Ab Oktober stellte sich dann heraus, dass das Unternehmen nicht mehr zu sanieren war. Am 19.11.1999 wurde die Belegschaft, 380 Mitarbeiter,¹⁰⁰ informiert. Die Kreditinstitute hatten „endgültig den Geldhahn zugekehrt“. Geschäftsführer Bruder erklärte nach der Belegschaftsversammlung: „Die Firma Winkler ist ein Dauerkranker“. Betriebsratsvorsitzender Kienle und IGM-Bevollmächtigter Güner ergänzten, der Niedergang des Unternehmens sei „hausgemacht, ein Management-Problem“. Güner wollte aber die Hoffnung, Winkler sei noch zu retten, nicht ganz aufgeben „Winkler ist noch nicht tot, aber auf der Intensivstation.“ Ein Winkler-Mitarbeiter war nach der Versammlung der Meinung: „Jetzt haben wir wenigstens Klarheit.“¹⁰¹

Auf einer Funktionärsversammlung im Schwenninger Beethovenhaus erklärte Werner Kienle, der Betriebsratsvorsitzende, die Geschäftsführung habe die notwendige Umstrukturierung des Unternehmens nur „halbherzig betrieben“, Winkler habe Märkte, auf denen man gut vertreten gewesen sei, vernachlässigt, andererseits aber „Kapazitäten in Märkte gesteckt, wo dem Unternehmen schlicht der Unterbau gefehlt“ habe. Die wirkliche Lage des Unternehmens sei von der Geschäftsleitung in den letzten Monaten „systematisch verschleiert“ worden. Für die Banken sei Winkler zum Fass ohne Boden geworden. Auf die Mitarbeiter würde nun ein schmerzlicher Personalschnitt zukommen.¹⁰² Günter Güner von der IGM sah „ein gerüttelt Maß an Mitverantwortung“ bei dem gerade zurückgetretenen Geschäftsführer Gerhard Feichter. Die IG Metall habe erwartet, dass das Jahr 1999 zu einem Jahr der Konsolidierung von Winkler werde, stattdessen komme nun die Insolvenz. Statt 90 Millionen DM Umsatz, wie angepeilt, habe es nur 70 Mil-

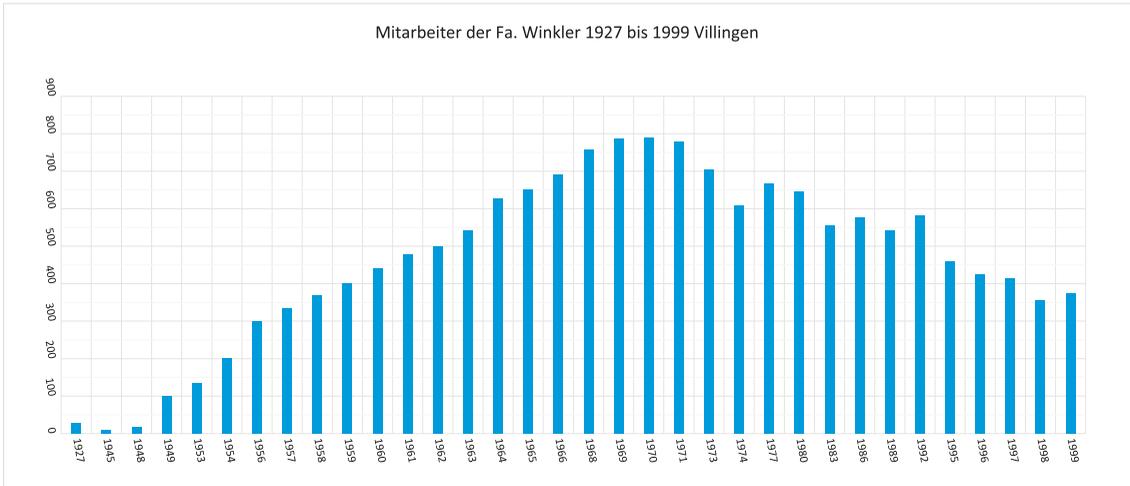


Schaubild 2: Die Mitarbeiter der Fa. Winkler von 1927 bis 1999.

tionen DM gegeben. Aus Sicht der Gewerkschaft habe Feichter zwar einen sozialverträglichen Personalabbau betrieben, man habe die Banken für eine Umstrukturierung des Unternehmens und zusätzliche Gesellschafter gewinnen können. Es sei aber versäumt worden, ein „rigides Kostenmanagement“ und „eine strategische Neuausrichtung“ umzusetzen. Ebenso sei die betriebliche Organisation nicht verbessert worden. Das Unternehmen habe die alten Fehler weiter gemacht. „Man hat einfach nicht genügend auf die Werthaltigkeit der Aufträge geachtet, überdies wurden Zusagen gemacht, die gar nicht einzuhalten waren mit der Folge, dass Nacharbeiten auf der Baustelle nötig waren.“ Ursachen des Winkler-Debakels waren nach Günter Güner „ein schrumpfender deutscher Markt, zum anderen der Strukturwandel hin zu immer mehr Großbäckereien. Winkler sei in einigen Bereichen sehr wohl technologischer Marktführer, habe aber nicht den Weg der Spezialisierung eingeschlagen, wie ein Teil der profitabel operierenden Konkurrenz.“ In der Angebotspalette fehle z.B. das Kastenbrot, welches in Amerika heute schon dominierend sei. Trotzdem glaubte Günter Güner, dass Winkler immer noch eine Überlebenschance habe.¹⁰³

Für den Insolvenzverwalter Volker Grub stand schnell fest, dass „zwei überdimensionierte Großgeschäfte“ dem Unternehmen das Genick gebrochen hätten. Die eigene schlechte Kosten- und

Produktionsstruktur, aber auch die „erheblichen Nach- und Garantiarbeiten“ hätten auch gute Kundenaufträge negativ beeinflusst und schließlich die Verluste gebracht. „Das waren typische Management-Fehler, die haben sich restlos übernommen“, so Grub und weiter „da wurden die Fähigkeiten des eigenen Unternehmens völlig falsch eingeschätzt.“ 1998 habe Winkler noch einen Umsatz von 118 Mio. DM gehabt, 1999 seien nur noch 70 Mio. DM erreicht worden. Grub sah Chancen, das Unternehmen zu sanieren, allerdings werde es einen „relativ starken Personalabbau“ geben. Seine Zuversicht komme aus der „sehr guten Reputation“ des Unternehmens.

Mitte Januar 2000 erfuhren die Winkler-Mitarbeiter, dass von den 380 Beschäftigten, in der Zwischenzeit waren es durch erfolgte Kündigungen nur noch 330, 240 ihre Arbeit verlieren würden. Den Gekündigten wurde die Möglichkeit angeboten, in die Beschäftigungsfirma „My Pegasus“ in Reutlingen einzutreten. Laut der Geschäftsführung Harald Bruder, Rüdiger Kurz und dem Vertreter der Insolvenzverwaltung Machtolf Roller wolle sich Winkler in Zukunft mehr um seinen Kernbereich, um Handwerk und Großhandwerk kümmern, in bewährte Industrietechnik.¹⁰⁴ Der Personalabbau „ziehe sich quer durch den Betrieb“, so der Betriebsratsvorsitzende Kienle. Er hoffe weiter, dass die Gekündigten durch die Beschäftigungsgesellschaft ihre

Chancen über Weiterbildung auf dem Arbeitsmarkt erhöhen könnten.¹⁰⁵

In einer Gläubigerversammlung am 16. März trennte sich die Insolvenzverwaltung auch von dem ehemaligen Leiter des Finanz – und Rechnungswesens Walter Rimmel, der nicht mehr das Vertrauen der Gläubiger besaß. Man sah hier eine Mitschuld an dem Verlust von 46 Millionen, den das Unternehmen in den letzten beiden Jahren gemacht habe.¹⁰⁶

15 Mitarbeiter wehrten sich gegen die Kündigungen vor dem Arbeitsgericht. Die Anwälte erklärten, man wolle sich jetzt auf die Produktion für „das heimische Handwerk und mittelständische Betriebe beschränken“ und „mache [n] deutlich, dass sie über den Sozialplan und einen Interessenausgleich für besonders hart Betroffene nichts zu vergeben habe[n].“¹⁰⁷

Im Jahr 2000 beschäftigte Winkler noch 175 Mitarbeiter. Zuerst wollte die Fa. Erka, ein Bräunlinger Unternehmen, am Winkler-Stammplatz mit 60 Mitarbeitern Teigteilmaschinen produzieren. Sie zog sich aber vor dem Verkauf wieder zurück.¹⁰⁸ Im Juni 2001 übernahm die Horstmann-Gruppe die Reste und gründete in Bielefeld die Winkler-Bäckereitechnik GmbH. Dadurch wurde ein Großteil der Produktion abgezogen. In Villingen wurden nur noch kleinere Maschinen gebaut und außerdem der Winkler-Kundendienst betrieben. Ende 2003 gab es noch 25 Mitarbeiter.¹⁰⁹ Zum Jahresende 2005 wurde der Standort Villingen geschlossen mit zum Schluss noch 11 Mitarbeitern. Zuvor gab es einen Rückzug auf Raten. Zuerst wurde die Konstruktionsabteilung mit sieben Mann geschlossen. Zum Schluss konnten die Mitarbeiter nicht mehr bezahlt werden.¹¹⁰ Das Service- und Ersatzteilgeschäft sowie der gute Name „Winkler“ wurde vom Backmaschinenbetrieb Emil/Kemper GmbH Rietberg bei Bielefeld, einer Horstmann-Firma, weitergeführt.¹¹¹ Die überwiegend älteren Mitarbeiter hatten eher schlechte Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Das Winkler-Werksgelände wurde an einen Schwenninger Unternehmer verkauft. Aus dem Gelände wurde ein Gewerbepark.

Am 27.5.2008 wurde die Winkler GmbH Co.

KG Bäckereimaschinen-Backöfen (Vockenhauser Str. 1) aus dem Handelsregister gelöscht.¹¹²

Nachfolgefirmen

Aus der Winkler-Insolvenz sind neue Unternehmen entstanden. In die mechanische Fertigung von Winkler zog der Drehteile Hersteller „Falk und Webs“ ein. Das neue Unternehmen ehemaliger Winkler-Mitarbeiter übernahm auch Maschinen des Unternehmens und beschäftigte 2001 15 Ehemalige.¹¹³

Am 31. Januar 2000 wurde in Unterkirnach von Winklerbeschäftigten die Fa. Backtechnik Industrie GmbH gegründet. Geschäftsführer war Gerd Maag.¹¹⁴

Am 17. Mai 2004 wurde die Fa. Bäckereimaschinen Systeme S&E OHG, Villingen-Schwenningen Niederwiesenstraße 3, Zweck: Herstellung von Maschinen und Ersatzteilen, insbesondere für industrielle Produktionsanlagen von Großbäckereien u.a. Niederwiesenstraße,¹¹⁵ gegründet.

Wolfgang Fuhst, ehemaliger Geschäftsführer und Fridolin Winkler-Enkel durfte zwar den Namen Winkler nicht behalten,¹¹⁶ das war ihm vom Insolvenzverwalter Grub untersagt worden, aber sein Wissen, seine umfassenden Erfahrungen konnte ihm niemand nehmen. Schließlich musste Wolfgang Fuhst Geld verdienen, er dachte erst nur an Beratung und Planung für Bäckereien. Er fand für sein neues Unternehmen einen Partner, der für ihn den Vertrieb für Spanien und Südamerika übernahm.

Bereits im Jahr 2000 gründete er zusammen mit Peter Fischer, einem ehemaligen Vertriebsmann von Winkler, die Firma GBT (German Bakery Technologie). Am heutigen Sitz der Firma entstand „ein zweieinhalb Mann-Betrieb“.¹¹⁷

Die Kunden wussten, dass er Ahnung vom Geschäft hatte. Als Winkler aufgab, versuchte das junge Unternehmen die Beratung auszubauen. Die Idee war: „Wir machen Planung und wir machen Handel! Wir kaufen Maschinen und wir verkaufen sie.“

Eine spanische Supermarktkette, ein ehemaliger Winkler-Kunde, bestellte 2001 eine Baguette-

Anlage, „die 4.500 Baguettes pro Stunde in einer 24-Stunden-Produktion über sieben Tage in der Woche produzieren kann.“¹¹⁸ Ein solches Projekt sollte damals zwei bis drei Millionen Mark bringen. Diesen Auftrag wollte man unbedingt bekommen. Die notwendigen Mitarbeiter kamen alle aus der ehemaligen Firma Winkler. Das Problem bestand nun darin, dass die Banken kein Geld für das Projekt zur Verfügung stellen wollten. Ein Geschäftsfreund hatte Vertrauen in das Können von Wolfgang Fuhst, war bereit zu helfen und hat alles vorfinanziert. Über ihn konnte der Großauftrag finanziell abgewickelt werden. „Plötzlich waren wir ein produzierender Betrieb.“¹¹⁹

2001 beschäftigte GBT bereits 10 Mitarbeiter, alles ehemalige Winkler-Leute. Dazu kamen noch freie Mitarbeiter. Im Wesentlichen waren es Mechaniker, Konstrukteure, Monteure und Softwareentwickler. 95 Prozent der Produktion ging 2001 in den Export, nach Nahost, Spanien, Skandinavien und Brasilien.¹²⁰

Es wurde nicht mehr alles selbst gemacht, Baugruppen und Maschinen bei Spezialisten eingekauft. Aufbauen konnte das Unternehmen auf den unterschiedlichsten Erfahrungen der ehemaligen Winkler-Beschäftigten.¹²¹

2005 übernahm GBT die gesamte Förder-technik der Fa. Schmidt in Lünen, die bis dahin für GBT diesen Teil abdeckte und in Konkurs gegangen war.¹²²

Heute 2018 besteht die GBT- Gruppe aus der GBT Bäckerei Technologie Villingen mit 24 Mitarbeitern und vier geringfügig Beschäftigten, aus der GBT Fördertechniksysteme Lünen, 15 Mitarbeiter und 2 geringfügig Beschäftigte und aus der SBN¹²³ mit 13 Mitarbeitern, insgesamt 52 Mitarbeiter und 6 geringfügig Beschäftigte.

Zur GBT – Gruppe gehört auch das Winkler Bildungszentrum.

Was unterscheidet das heutige Unternehmen von der ehemaligen Fa. Winkler?

GBT arbeitet nicht für Handwerksbetriebe, da fehlt der notwendige Service-Betrieb. „Weil der Handwerksbetrieb, wenn was kaputt ist, der ruft Sie nachts an ...Wir machen nur große Anlagen

und die vollautomatisch. Unsere Kunden sind die Industriebäckereien ...Wir sind weltweit tätig. Wir können uns über die EDV auf die Anlage draufschalten, in die Anlage reingucken, wenn was kaputt geht. Normalerweise können wir alles über ein Modemsystem regeln“.¹²⁴

Winkler hat früher alles gemacht. Die Kunden damals waren kleine Handwerksbetriebe bis zur industriell arbeitenden Großbäckerei. „Wir machen nur Anlagenbau und nur Kleinbrot bis Großbrot. Also wir machen Anlagen für Fladenbrot, für Toastbrot, für frei geschobenes Brot, ... wir machen Baguette-Anlagen, das ist eigentlich unsere Stärke. Aber wir machen z.B. keine Brötchenanlagen. ...Wenn das, was Winkler gemacht hat, 100 Prozent entspricht, dann machen wir dreißig Prozent [davon].“¹²⁵

Ein weiterer Gesichtspunkt ist: „Winkler hat eine Riesenfertigung gehabt. Eine Fertigungstiefe (fast) bis zur Schraube runter. Wir haben keine Fertigung... wir haben keine Dreh- und keine Fräsmaschinen. Wir machen eine Zeichnung, wir konstruieren das Teil. Manche Bestandteile der Bäckereianlagen werden selbst gemacht, manches wird hinzugekauft. Wenn es auf dem Markt etwas gibt, was preislich interessant ist und funktioniert, dann wird es zugekauft.

Alles kommt zum Schluss hier her, nach Villingen. Wir kontrollieren die Teile, bauen die Maschine zusammen, verdrahten die Maschine, die Software schreiben wir selber, und verschicken die Anlagen dann weltweit. Unsere Monteure bauen mit zusätzlichen Arbeitskräften vor Ort die Anlage auf. Das machen sechs bis sieben Monteure. Der Aufbau dauert dann etwa zwei Monate je nach Anlage.“¹²⁶

Die GBT-Anlagen beginnen mit dem fertigen Teig, der Teigteilmaschine. Die Teigstücke werden dann geformt, kommen in den Gärschrank, werden gebacken und gefrostet. Das Ergebnis geht dann in den Back-Shop und wird aufgebacken.

Wichtig für ein modernes Unternehmen ist für Wolfgang Fuhst Teamarbeit. „Alles muss offen sein. Jeder hilft jedem. Wir brauchen gute Mitarbeiter, allein mache ich gar nichts. Bei uns sind

die Hierarchien ganz flach. ... Das ist ein Riesenvorteil, wir sind schnell, wir haben keine Riesensprechungen, sondern wir entscheiden!”

80 Prozent der GBT-Bäckereianlagen gehen in den Export. Natürlich möchte Wolfgang Fuhst mit seinem Unternehmen erfolgreich sein, aber weltpolitisch hat ein Unternehmen keinen Einfluss. Es gab und gibt immer wieder Krisen in Spanien, in Russland, im Iran. „Unter Umständen sind da von heute auf morgen wieder alle Türen geschlossen. Dann muss man wieder neue Märkte suchen, was nicht einfach ist”.

Stolz ist Wolfgang Fuhst darauf, dass er in seiner eher jungen Firma auf nahezu 100 Jahre Erfahrung in der Bäckertechnologie zurückblicken kann, auf nahezu 100 Jahre Einblick in fremde Esskulturen und Essgewohnheiten und auf die Erfahrung, wie durch riesige technische Anlagen und weltweite Marktkenntnisse, durch unterschiedlichste verfahrenstechnische Abläufe und Rezepturen das tägliche Brot für viele Menschen auf der Welt in hoher Qualität bereitgestellt werden kann.

Anmerkungen:

- ¹ Winkler-Werkszeitung, 24. Heft, Dezember 1986, S. 8
- ² Interview mit Siegfried Reith v. 2018
- ³ Interview mit Wolfgang Fuhst v. 8.10.2018
- ⁴ Ebd.
- ⁵ Winkler-Werkszeitung, 1. Heft, 23. Dezember 1963. Kleine Chronik unserer Firma. S. 5 ff
- ⁶ Vgl. Winkler-Werkszeitung, 7. Heft, Dezember 1969, S. 37
- ⁷ Vollautomatische Winkler-Anlagen, Winkler-Werkszeitung, 1. Heft, 23. Dezember 1963. Kleine Chronik unserer Firma. S. 15
- ⁸ Ebd. Exportübersicht, S. 20
- ⁹ Ebd. Winkler-Werkszeitung, 2. Heft, Dezember 1964, S. 21.
- ¹⁰ Ebd. S. 27
- ¹¹ Winkler-Werkszeitung, 3. Heft, Dezember 1965, S. 10
- ¹² Ebd. S. 31
- ¹³ Ebd.
- ¹⁴ Ebd. S. 34/S. 36
- ¹⁵ Winkler Werkszeitung 1969, S. 19
- ¹⁶ 1882–1969
- ¹⁷ 1916–2006
- ¹⁸ Interview mit Siegfried Reith v. 21.8.2018
- ¹⁹ Winkler-Werkszeitschrift 6, 1968, S. 14
- ²⁰ Winkler-Werkszeitung, 4. Heft, Dezember 1966, S. 1
- ²¹ Ebd. S. 2
- ²² Ebd. H. Neumann (Betriebsleiter), Betrachtungen zur Organisation unseres Betriebes. S. 3f
- ²³ Die betriebswirtschaftliche Abteilung. In: Winkler-Werkszeitung, 6. Heft, Dezember 1968, S. 22
- ²⁴ Winkler-Werkszeitung, 4. Heft, Dezember 1966, S. 38

- ²⁵ Winkler-Werkszeitung, 5. Heft, Dezember 1967, S. 1
- ²⁶ Ebd. W. Schnee, Atlantic City. S. 6
- ²⁷ Helmut Winkler, Zum Jahresabschluss, in: Winkler-Werkszeitung, 7. Heft, Dezember 1969, S. 1
- ²⁸ Winkler-Werkszeitung, 7. Heft, Dezember 1969, S. 9
- ²⁹ Winkler-Werkszeitung, 7. Heft, Dezember 1969, S. 14
- ³⁰ Interview mit Siegfried Reith v. 21.8.2018
- ³¹ Ebd.
- ³² Ebd. S. 22
- ³³ Helmut Winkler, Zum Jahresabschluss. In: Winkler-Werkszeitung, 8. Heft, Dezember 1970, S. 1f
- ³⁴ Ebd. S. 7 Winkler gab seine Hörnchenwickelmaschine auf und übernahm den Vertrieb eines anderen deutschen Herstellers für dieses Produkt.
- ³⁵ Ebd. S. 7
- ³⁶ Ebd. S. 8
- ³⁷ Ebd. S. 32 (Winkler-Großaufträge)
- ³⁸ Exportübersicht. Winkler-Werkszeitung, 9. Heft, Dezember 1971, S. 8
- ³⁹ Ebd. Beschäftigte. S. 28
- ⁴⁰ Ebd. S. 33
- ⁴¹ Winkler-Werkszeitung, 10. Heft, Dezember 1972, S. 1
- ⁴² Winkler-Werkszeitung, 11. Heft, Dezember 1973, S. 16
- ⁴³ Winkler-Werkszeitung, 12. Heft, Dezember 1974, S. 6
- ⁴⁴ Winkler-Werkszeitung, 12. Heft, Dezember 1974, S. 2
- ⁴⁵ Winkler-Werkszeitung, 13. Heft, Dezember 1975, S. 2
- ⁴⁶ Ebd. S. 2
- ⁴⁷ Ebd. S. 4
- ⁴⁸ Winkler-Werkszeitung, 15. Heft, Dezember 1977, S. 12
- ⁴⁹ Winkler-Werkszeitung, 16. Heft, Dezember 1978, S. 2
- ⁵⁰ Ebd. S. 10
- ⁵¹ Ebd. Im Bereich der Fertigung. S. 16
- ⁵² Ebd. Der Betriebsrat berichtet. A. 17
- ⁵³ Wertanalyse. In: Winkler-Werkszeitung, 18. Heft, Dezember 1980, S. 13
- ⁵⁴ Ebd. Die Betriebsleitung berichtet. Nun zurück zum Stammwerk. S. 15
- ⁵⁵ Ebd. S. Reith, NC-Technik in der Ausbildung. S. 19
- ⁵⁶ Ebd. S. 1
- ⁵⁷ Ebd. Schnee, Computer steuert eine vollautomatische Brötchen- und Brotstraße – Entwicklung für die Zukunft. S. 3
- ⁵⁸ Winkler-Werkszeitung, 21. Heft, Dezember 1983 Die Betriebsleitung berichtet, S. 14
- ⁵⁹ Ebd. Der Betriebsrat berichtet. S. 20
- ⁶⁰ Winkler-Werkszeitung, 20. Heft, Dezember 1982, S. 0
- ⁶¹ Winkler-Werkszeitung, 17. Heft, Dezember 1979, S. 3
- ⁶² Winkler-Werkszeitung, 19. Heft, Dezember 1981, S. 2
- ⁶³ Winkler-Werkszeitung, 23. Heft, Dezember 1985, S. 1
- ⁶⁴ Winkler-Werkszeitung, 1990 u. 1992, S. 1
- ⁶⁵ Seit August 1987. Winkler-Werkszeitung 1987/88, S. 8. Wolfgang Fuhst ein Enkel von Fridolin Winkler, geb. 1956, wurde mit der Bäckereimaschinenfabrik groß. Als Kind war er oft beim Großvater in der Werkstatt und erlebte diesen bei seinen Versuchen. Nach dem Abitur studierte er Maschinenbau in Konstanz und zusätzlich Betriebswirtschaft in Reutlingen. Er machte ein Praktikum in Amerika und arbeitete nach dem Studium und der Bundeswehrzeit bei Winkler, zuerst in der Montage dann in der Konstruktion. Bei Winkler war er maßgeblich an der Einführung eines CAD-Systems beteiligt. Er wurde im August 1987 Betriebsleiter für die mechanische Fertigung.

- ⁶⁶ Ebd. 1992, S. 1
- ⁶⁷ Die Fa. Wachtel arbeitete seit langem mit der Fa. Winkler zusammen.
- ⁶⁸ Badische Zeitung vom 24.8.1993. Firma Winkler feiert Jubiläum. Schnellste Maschine der Welt: 70.000 Brötchen pro Stunde.
- ⁶⁹ Ebd.
- ⁷⁰ Winkler-Werkszeitung 1993, Klaus Weiß, Das aktuelle Gespräch mit der Produktionsleitung, S. 1
- ⁷¹ Südkurier v. 16.2.1996 „Usbekistan-Auftrag abgesichert.“
- ⁷² SAVS 4.25.29k, IG Metall Vorstand, Bilanzanalyse Winkler GmbH Co. KG v. 3.5.1994
- ⁷³ Ebd. S. 7
- ⁷⁴ Ebd. S. 9
- ⁷⁵ Ebd. S. 8
- ⁷⁶ Ebd. S. 10
- ⁷⁷ Ebd. S. 11
- ⁷⁸ Ebd. S. 18
- ⁷⁹ Ebd. S. 19
- ⁸⁰ SAVS 4.25.29a Schitag, Ernst & Young – Gruppe, Winkler GmbH Co. KG, Villingen-Schwenningen, 2.7.1997, S. 4
- ⁸¹ Ebd. Südkurier v. 4.3.1998. Winkler gelingt entscheidender Befreiungsschlag. Neuer Minderheitsgesellschafter sorgt für dringend benötigte Kapitalaufstockung auf über 20 Millionen Mark.
- ⁸² SAVS 4.25.29a Schitag, Ernst & Young – Gruppe, Winkler GmbH Co. KG, Villingen-Schwenningen, 2.7.1997, S. 1
- ⁸³ Ebd.
- ⁸⁴ Ebd. SAVS 4.25.29a Schitag, Ernst & Young – Gruppe, Winkler GmbH Co. KG, Villingen-Schwenningen, 2.7.1997, S. 11 Nach dem Ausscheiden von Helmut Winklers 1981 gab es häufigen Personalwechsel. Vier Geschäftsführer und sechs Vertriebsleiter hätten zur Orientierungslosigkeit geführt.
- ⁸⁵ Ebd. S. 36
- ⁸⁶ Ebd. S. 37
- ⁸⁷ Ebd. S. 65
- ⁸⁸ Ebd. S. 58 ff
- ⁸⁹ Ebd. S. 62
- ⁹⁰ Ebd. S. 45
- ⁹¹ Südkurier v. 4.3.1998. Winkler gelingt entscheidender Befreiungsschlag. Neuer Minderheitsgesellschafter sorgt für dringend benötigte Kapitalaufstockung auf über 20 Millionen Mark.
- ⁹² Ebd.
- ⁹³ Interview mit Wolfgang Fuhst v. 8.10.2018
- ⁹⁴ Ebd.
- ⁹⁵ SAVS 4.25.29 a. Reorganisation Winkler GmbH & Co. KG v. 3.11.1998
- ⁹⁶ Ebd. S. 1
- ⁹⁷ Ebd. S. 3
- ⁹⁸ Ebd. S. 8
- ⁹⁹ Südkurier v. 20.11.1999. Frank Volk und Jörg Robel, Bei Winkler droht der Ofen auszugehen.
- ¹⁰⁰ Zeitungsartikel vom 19.12.1999 Personalabbau bei Winkler. Nach diesem Bericht hatten die Beschäftigten innerhalb eines Monats bereits auf 310 Mitarbeiter abgenommen.
- ¹⁰¹ Ebd. Jörg Wrobel, „Jetzt haben wir wenigstens Klarheit“. Gewerkschaft und Betriebsrat machen Missmanagement für Niedergang verantwortlich.
- ¹⁰² Ohne Angaben (NQ?) 25.11.1999 „Die Lage verschleiert“.
- Winkler – Betriebsratschef redet Klartext. NQ v. 25.11.1999 Winkler: Fehler wurden gemacht.
- ¹⁰³ NQ ? vom 24.11.1999 IG Metall: „Die gleichen Fehler gemacht“. Günter Güner nimmt Winkler-Geschäftsführung ins Visier – „nicht auf Werthaltigkeit der Aufträge geachtet.“
- ¹⁰⁴ Südkurier v. 14.1.2000. Winkler entlässt 240 Mitarbeiter. Hiobsbotschaft gestern auf der Betriebsversammlung – Konzept vorgelegt. Südkurier v. 15.1.2000 Winkler nutzt guten Namen. Ebenso: Winkler entlässt 240 Mitarbeiter
- ¹⁰⁵ Südkurier v. 15.1.2000. Winkler will sich auf Kernbereich konzentrieren. Guter Name als Kapital – Noch nicht klar, wer gehen muss.
- ¹⁰⁶ Südkurier v. 23.3.2000. Winkler-Urgestein muss gehen. Schlüsselposition neu besetzt – Gläubiger-Versammlung entzog Finanzchef das Vertrauen.
- ¹⁰⁷ Südkurier v. 29.3.2000. Klagen gegen Kündigung. Winkler-Beschäftigte ziehen vor Arbeitsgericht.
- ¹⁰⁸ Südkurier v. 23.2.2001. Der „neue Winkler“ kommt im April. Insolvenzverwalter gibt Einigung mit Bräunlinger Firma Erka bekannt – Juristischer Streit um Markennamen droht. Südkurier v. 30.6.2001. Neuanfang am Winkler-Stammsitz. Neue Firma unter dem Dach der Horstmann-Gruppe. Start mit 30 Winkler-Mitarbeitern.
- ¹⁰⁹ Südkurier v. 12.12.2003. Winkler lebt noch. Schwarze Zahlen unter neuem Besitzer – 25 Beschäftigte.
- ¹¹⁰ Südkurier, Schock bei Winkler. Sieben Kündigungen bei Bäckerei-Technik GmbH
- ¹¹¹ Südkurier v. 30.8.2005. Ofen aus bei Winkler. Winkler-Bäckereitechnik GmbH wird zum Jahresende geschlossen – Marke und Service gehen nach Riedberg.
- ¹¹² Südkurier, Amtliche Bekanntmachungen v. 6.6.2008
- ¹¹³ Südkurier v. 23.2.2001. Gerhard Hauser, Der „neue Winkler“ kommt im April. Insolvenzverwalter gibt Einigung mit Bräunlinger Fa. Erka bekannt. Juristischer Streit um Markennamen droht.
- ¹¹⁴ Amtsgericht Villingen-Schwenningen, Neueintragung
- ¹¹⁵ Südkurier vom 25. 5. 2004
- ¹¹⁶ Südkurier v. 23.2.2001. Der „neue Winkler“ kommt im April. Insolvenzverwalter gibt Einigung mit Bräunlinger Firma Erka bekannt-Juristischer Streit um Markennamen droht.
- ¹¹⁷ Wolfgang Fuhst, Peter Fischer und eine Sekretärin. Interview mit Wolfgang Fuhst v. 8.10.20018
- ¹¹⁸ Südkurier v. 23. Mai 2007. Marga Schubert: GBT knüpft an vergangene Winkler-Erfolgsgeschichten an – Industrie-Backstraßen aus Villingen in alle Welt. „Man muss da sein, wo der Markt ist.“
- ¹¹⁹ Interview mit Wolfgang Fuhst v. 8.10.2018
- ¹²⁰ Südkurier v. 22.8.2001. Kundenbeziehungen in Erfolge umsetzen. Ehemaliger Winkler-Geschäftsführer Fuhst sieht GBT auf richtigem Weg.
- ¹²¹ Südkurier v. 23. Mai 2007. Marga Schubert, GBT knüpft an vergangene Winkler-Erfolgsgeschichte an – Industrie-Backstraßen aus Villingen in alle Welt. Man muss da sein, wo der Markt ist.
- ¹²² Ebd.
- ¹²³ Ein Unternehmen in Lünen, das der GBT-Fördertechnik zugeordnet ist.
- ¹²⁴ Interview mit Wolfgang Fuhst v. 8.10.2018
- ¹²⁵ Interview mit Wolfgang Fuhst v. 8.10.2018
- ¹²⁶ Ebd.

Ein starkes Band verbindet Schwarzwald und Kalifornien

Begegnung mit Villinger Geschichte und Geschichten

Robert Meister

Unsere Tageszeitung berichtete 2012 von treuen Urlaubsgästen: Helmut und Ursula Kayan aus Redwood City in Kalifornien verbringen seit einigen Jahren regelmäßig erholsame Tage in Mönchweiler, Helmut's alter Heimat.

Helmut Kayan ist 1927 in Mönchweiler geboren und hat hier in schwierigen Zeiten seine Kindheit und Jugend verbracht. Nach kurzem Kriegseinsatz in den letzten Monaten 1944/45 und amerikanischer Gefangenschaft kehrte der 19jährige unverehrt heim und fand in den erlernten Beruf als Werkzeugmacher zurück. Er gründete mit seinem Bruder in Mönchweiler eine Zulieferfirma für mechanische Bauteile. Doch die Zeiten waren schlecht. Ein drückender Schuldenberg lastete bald auf dem kleinen Unternehmen. Helmut fasste einen kühnen Entschluss: Er wollte in die USA auswandern und von dort versuchen, seinem Bruder beim Schuldenabbau zu helfen. Der abenteuerliche Plan gelang. Nach einem längeren Zeitraum waren die alten Verbindlichkeiten gelöscht.

Der junge Auswanderer fand Arbeit bei einer Firma für medizinische Geräte in Kalifornien und stellte sein Talent als Schwarzwälder Tüftler und Erfinder unter Beweis. Erst im Alter von 75 Jahren schloss der tüchtige Entwickler Helmut Kayan als Inhaber mehrerer Patente sein erfolgreiches Berufsleben ab.

Der Rentner Kayan erfüllte sich einen alten Wunschtraum: Obwohl er nie das Geigenspiel erlernen konnte, wagte er nun den Bau einer eigenen Geige. Schon bald erklang sein erstes selbstgebautes Instrument. Ein geigespielender Freund war von der guten Tonqualität der Kayanschen „Stradivari“ angenehm überrascht. So entstanden im Laufe der nächsten Jahre weitere Geigen, die alle begeisterte Liebhaber fanden.

Wie dem damaligen Zeitungsartikel von 2012 zu entnehmen war, hatten die kalifornischen

Urlaubsgäste in Mönchweiler eine Geige mitgebracht. Aus dem ersten persönlichen Kontakt entstand damals eine nachhaltige Freundschaft zu Helmut Kayan und seiner Frau Ursula, die aus Westfalen stammt.

Im folgenden Jahr 2013 hatten die Kayans ein besonders schönes Instrument in ihrem Reisegepäck. In einer kleinen Feierstunde übergab „Geigenbaumeister“ Helmut Kayan seine neueste Geige als Geschenk für die Mönchweiler Heimatstube an Rudi Schimmer, den Vorstand des Heimat- und Geschichtsvereins. Als Besonderheit schmückt ein stilisierter Mönch, das Wahrzeichen von Mönchweiler, den Geigenboden und den Steg. Auch der Geigenzettel im Innern des Klangkörpers bekräftigt Helmut's Heimatliebe:

*Anno 2013 Nr. 16
Redwood City California anno 2013
Helmut Kayan Mönchweiler meine Heimat*



Abb. 1: Der Mönchweiler Mönch auf dem Geigenboden.

2017 musste die Deutschlandreise der Kayans ausfallen. Helmut feierte mit Frau Ursula das Fest der Goldenen Hochzeit und im gleichen Jahr auch noch seinen 90. Geburtstag. 2018 wurden die Geigen Nr. 29 und 30 vollendet.



Abb. 2: Übergabe der Geige. Foto: Cornelia Putschbach

Die Schönsteins / Schoensteins

Vor etwa zwei Jahren erzählten uns Ursula und Helmut in einem Telefongespräch von einem überraschenden Besuch in ihrem Haus. Ein deutschstämmiger Nachbar der Kayans in Redwood City kam in einem Café in der Stadt zufällig mit zwei älteren Herren ins Gespräch. Es waren die Brüder Vincent und Edward Schoenstein, deren Großvater, wie sich ergab, vor langer Zeit aus dem Black Forest in old Germany nach Amerika ausgewandert war.

Dem Nachbar war die deutsche Herkunft von Helmut aus dem Schwarzwald bekannt, und so stellte er kurzerhand eine Verbindung zwischen den beiden Schoensteins und den Kayans her.

In einer Kaffeestunde mit Ursulas deutschem Apfelkuchen erzählten Vincent und Edward, wie ihr Großvater Felix Fridolin als junger Mann mit 19 Jahren im Jahr 1868 nach San Francisco gekommen war. Er hatte bei seinem älteren Bruder Lukas in Villingen gerade eine Lehre als Orchestrionbauer absolviert, als ein großes Musikwerk für einen Auftraggeber in San Francisco ausgeliefert werden sollte. Felix Fridolin fasste den Entschluss, das wertvolle Instrument auf der langen Reise nach Amerika zu begleiten und im Land der unbegrenzten Möglichkeiten sein Glück zu suchen. In San Francisco fand er bei einem Orgelbauer für die nächsten acht Jahre eine interessante Arbeitsstelle. Mit den zusätzlichen Erfahrungen im Orgelbau gelang es dem tüchtigen jungen Mann, 1877 die Schoenstein Organ Factory & Co zu gründen. Diese Firma

besteht noch immer, doch ist sie seit einigen Jahren nicht mehr in Familienbesitz. Der heutige Inhaber verweist aber mit Stolz auf die lange Firmengeschichte mit ihren ursprünglichen Wurzeln im deutschen Schwarzwald.

Kurze Zeit nach dem Telefongespräch mit Ursula und Helmut brachte der SÜDKURIER einen Bericht über die Aktivitäten des Unterkirchner Vereins für Geschichte und Orchestrion. Dort wird gerade ein hundert Jahre altes Schwarzwälder Orchestrion von Grund auf renoviert, das aus der Schweiz zurück gekauft werden konnte. Dieser Zeitungsartikel ging mit einem Brief an die Kayans mit der Bitte um Übersetzung und Weiterleitung an ihre neuen Freunde Vincent und Edward Schoenstein.

Ein paar Tage später bedankte sich Edward Schoenstein mit einem freundlichen Brief für den überraschenden Bericht und kündigte an, dass er mit seiner Frau Patricia im Herbst nach Deutschland kommen wolle, um endlich den Geburtsort seines Großvaters Felix Fridolin und den Ursprung des Schwarzwälder Orchestrionbaus kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit würde er gerne mit Mitgliedern des Unterkirchner Orchestrion-Vereins Informationen austauschen. Auch bat er um Ratschläge zu seinem Vorhaben. Aus dem Familienarchiv war ein altes Foto beigegefügt mit dem Villingener Orchestrionbauer Lukas Schönstein, dem Bruder und Lehrmeister von Großvater Felix Fridolin.

Dieser Brief aus Amerika war der Anstoß, um bereits im Vorfeld des angekündigten Besuches etwas über das einst blühende Kunsthandwerk des Orchestrionbaus im Schwarzwald zu erfahren.

Wolfgang Armbruster vom Verein für Heimat und Orchestriongeschichte in Unterkirnach zeigte sich schon bei einem ersten Vorgespräch als großer Kenner, sowohl der komplizierten Technik der mechanischen Musikwerke als auch des geschichtlichen Hintergrunds.

Angefangen hatte der Orchestrionbau in Unterkirnach mit Carl Blessing (1769 – 1820), der zunächst Flötenuhren fertigte. Diese frühen Flötenuhren konnten nicht nur „Kuckuck“



Abb. 3: Lukas Schönstein (1836–1899) mit Enkel Leo Beha.

rufen, sondern, wie der Name sagt, bereits kleine Melodien pfeifen. Sogar Mozart, Haydn, Beethoven und andere Komponisten haben spezielle Musikstücke für Flötenuhren geschrieben. Da lag es nahe, Pneumatik und Mechanik weiter zu entwickeln, um vielleicht eine Trommel zu schlagen, Saiten zu zupfen oder weitere Instrumente zum Klingen zu bringen.

Im Jahre 1820 vollendete Carl Blessing sein erstes großes Orchestrion. Jedoch verstarb der geniale Erfinder noch im selben Jahr. Sein Bruder Martin (1774 – 1847), ebenfalls ein tüchtiger Uhrenmacher und Orchestrionbauer, kümmerte sich um die weitere Entwicklung und um die Ausbildung seiner damals noch minderjährigen Neffen Jakob (1799 – 1899) und Johann (1803 – 1872). Hubert Blessing (1823 – 1866), der Sohn von Jakob und Enkel von Carl, führte ab 1834 die Familientradition fort. Orchestrien von Blessing aus Unterkirnach gingen in viele europäische Länder und in alle Welt.

Für Wolfgang Armbruster war der Name Schönstein ein Begriff, denn die Chronik von Unterkirnach enthält einen Lebensbericht, den Felix Fridolin Schönstein 1925 in seiner neuen Heimat Kalifornien im Alter von 76 Jahren erstellt hatte. Das englische Original wurde vom Villingener Heimatforscher Josef Honold übersetzt und erschien erstmals im SÜDKURIER am 4. Juli 1959 mit der Überschrift:

**Ich – Felix Fridolin Schönstein aus Villingen
Lebensgeschichte und Schicksal eines schwarz-
wälder Auswanderers.**

Wir erfahren, wie der Vater von Felix, Leo Schönstein (1811 – 1874), in den Wirren um das Revolutionsjahr 1848 seine kinderreiche Familie mit der Uhrenmacherei nicht mehr ernähren konnte. Als Waldhüter fand er bei der Stadt ein bescheidenes Auskommen. Jedoch musste er sein Haus in der Schulgasse 11 verlassen und mit der Familie in ein primitives Gebäude ziehen, das auf der weit abgelegenen Waldlichtung Salvest lag. Von den 17 Kindern der Familie haben nur fünf Buben und drei Mädchen das Erwachsenenalter erreicht. Felix Fridolin, geboren 1849, war der Jüngste. Nach 11 Jahren gelang dem Vater die Rückkehr in seinen alten Beruf und in sein altes Haus hinter der Stadtmauer.

Karl und Lukas Schönstein, die beiden älteren Brüder von Felix, hatten bei Hubert Blessing in Unterkirnach den Orchestrionbau erlernt und auch einige Jahre dort gearbeitet, ehe Lukas in Villingen eine eigene Orchestrionfirma gründete. Karl agierte als erfolgreicher Vertreter für seinen Bruder Lukas und auch für Hubert Blessing im russischen Odessa. Die weiteren Schönsteinbrüder Erwin und Ferdinand Berthold waren ebenfalls Orchestrionbauer. Erwin ging zu Bruder Karl nach Odessa, Ferdinand Berthold arbeitete selbständig in den USA.

Der letzte Abschnitt im Lebensbericht von Felix Fridolin über seine fünf Buben und fünf Mädchen lautet:

„...und keines meiner Kinder habe ich während ihrer Kindheit verloren. Alle zehnten erwiesen sich als gesund und intelligent, von Natur begabt für

Musik, arbeitsfreudig, sparsam und religiös.Die Söhne lernten mit Vergnügen den Gebrauch der Werkzeuge und die Verwirklichung mechanischer und praktischer Gedanken. Sie wurden mit der Zeit erfahrene Orgelbauer und halfen mit, die gegenwärtige Firma auszubauen und zu festigen, indem sie ihrem Berufe treu blieben."

Felix Fridolin Schönstein ist 1936 im Alter von 87 Jahren in San Francisco gestorben. Seine alte Heimat Villingen im Schwarzwald hat er nie mehr wiedergesehen.



Abb. 4 + 5: Leo (1811–1874) und Rosa (1816–1899) Schönstein Foto: Stadtarchiv Villingen.

Heimatforscher Josef Honold

Eine kleine Arbeitsgruppe mit Horst Spormann, Adolf Ketterer und Frau Haarländer hat vor ein paar Jahren in Eigeninitiative den umfangreichen Honold-Nachlass im Stadtarchiv Villingen gesichtet und eine bestehende Honold'sche Chronik erweitert. Das ausgewählte Material wurde vom Hobby-Buchbinder Spormann zu einer Kleinstauflage mit je fünf Büchern zusammengefasst und an Interessenten abgegeben.

Die Honold'sche Chronik zum Thema Orchestrion:

- 1864:** ein von Lukas Schönstein gefertigtes Musikwerk, das erste seiner Art in Villingen entstandene, wird im Lokal des Gewerbevereins zur Besichtigung ausgestellt.
- 1866:** Lukas Schönstein, ein Schüler von Hubert Blessing, stellt in Villingen ein Musikwerk aus, das nach Amerika bestimmt ist.

- 1869:** Lukas Schönstein in Villingen bringt Orchestrions nach Amerika zum Versand.
- 1874:** Schönstein in Villingen stellt, als 54stes Stück seiner Werkstatt, ein besonders schönes Werk für die Gewerhalle in Triberg her.
Uhrenmacher Leo Schönstein stirbt im Alter von 63 Jahren.
- 1875:** Bei Schönstein ist ein Werk zu sehen, welches der Geselle Josef Stern angefertigt hat.
- 1885:** Lukas Schönstein vollendet sein 200stes Werk, es spielt acht Stücke. Das Musikwerk kommt nach Odessa, wo ein Bruder, Karl Schönstein, sich niedergelassen hat.
- 1886:** Durch Vermittlung von Bismarcks Leibarzt Dr. Schwenninger, der als Kurgast in Triberg weilt, erhält Schönstein für Krupp in Essen einen Auftrag zur Lieferung eines Instruments mit 600 Pfeifen und 100 Clavis.
- 1888:** Die Orchestrion Produktion steht in voller Blüte. Josef Stern stellt sein 100stes Werk her und hält mit seinen Arbeitern ein Fest ab.
Franz Hirt stellt ein besonders großes Werk aus.
- 1890:** Orchestrionfabrikant Karl Schönstein, welcher in Odessa ansässig ist, weilt zu Besuch hier und gibt seinen 1836 geborenen Schulkameraden einen Festabend.
- 1891:** Orchestrionfabrikant Lukas Paul Schönstein erhält für ein bei der internationalen Ausstellung in Jamaika aufgestelltes Musikwerk eine goldene Medaille.
Über Kirchweih lässt die Orchestrionfabrik Josef Stern ein Werk hören, das an Schönheit und feiner Musik alle bisherigen Arbeiten übertrifft. Es wird nach Moskau verkauft.
- 1897:** Obgleich in der Orchestrionindustrie weitere technische Fortschritte zu verzeichnen sind, mehren sich die Anzeichen eines Rückgangs in der Absatzfähigkeit dieser Schwarzwälder Musikwerke. Nachdem in Villingen schon der Eingang der Orches-

trionwerkstätte Josef Benz zu beklagen war, kommt dieses Jahr die Schließung der seit 1862 bestehenden Orchestrionfabrik von L. P. Schönstein hinzu. Die mit ihren Fabrikaten im besten Ruf stehende und vielfach preisgekrönte Firma, deren Erzeugnisse in alle Welt hinausgingen, hat seit einem Jahrzehnt große Verluste in Russland zu verzeichnen gehabt. Beim Versuch, die vorhandenen Schulden durch umfangreichen Wechselkredit zu überbrücken, kommt das Unternehmen zu Fall. Das Ende eines jahrzehntelangen Schaffens endete für L. P. Schönstein mit der Tragik eines Strafprozesses.

Besuch von Edward und Patricia Schoenstein im September 2017

Edward und Patricia Schoenstein bestätigten im Mai ihren Besuch für Mitte September. Geplant waren Zwischenstationen auf der Anreise in London und Paris sowie ein Verwandten-Besuch in Karlsruhe.

Als Auftakt für Villingen bot sich eine Stippvisite in Freiburg an, um im Augustiner-Museum eine Sondervorführung des selbstspielenden Welte-Mignon-Flügels zu erleben. Dieses Instrument war nach 1900 der letzte Höhepunkt in der langen Entwicklung der selbstspielenden Musikinstrumente. Auf ca. 1.000 Notenrollen kann man heute noch Komponisten und Interpreten der damalige Zeit originalgetreu spielen hören.

Der Firmengründer Michael Welte erlernte sein Handwerk ebenfalls bei Blessing in Unterkirnach. Später verlegte Welte seine Firma von Vöhrenbach nach Freiburg. Einer der Söhne gründete 1866 ein gut florierendes Zweigwerk in New York, das bis etwa 1940 bestand.

Wenige Tage vor Reiseantritt musste der Zwischenstopp in Karlsruhe wegen des eingebrochenen Tunnelbaus bei Rastatt gestrichen werden. Die Ankunft in Freiburg verzögerte sich, und der musikalische Auftakt im Augustiner-Museum musste entfallen. Wenigstens hatte den Reisenden die abendliche Autofahrt von Freiburg durch den Schwarzwald gut gefallen. Im Landgasthof Adler

in Mönchweiler hatten die Schoensteins auf Empfehlung von Ursula und Helmut Kayan ein Zimmer für die Aufenthaltstage in Villingen bestellt.

Das Villingener Besuchs-Programm begann mit einem Empfang im Rathaus und der Begrüßung durch Oberbürgermeister Dr. Kubon im Beisein von Stadtarchivar Dr. Maulhardt und der Leiterin des Franziskanermuseums, Frau Dr. Auer.



Abb. 6: Patricia und Edward Schoenstein mit Bild von Großvater Felix Fridolin beim Empfang von OB Dr. Kubon. Foto: Stadtverwaltung VS

Nach der Begrüßung führte Frau Dr. Auer durch das Franziskanermuseum. Im Mittelpunkt standen die beiden Orchestrien der Villingener Firma Stern aus der Zeit vor 1910. Während das eine Musikwerk einen flotten Marsch schmetternd konnte, hatte das andere im Laufe der Jahre seine Stimme verloren. Der nun verstummte Musik-Zauberschrank stand lange Jahre im Gasthaus Forelle im Gropptal, ehe er seinen Ruhesitz im Franziskanermuseum fand. Leider hat vor kurzer Zeit auch das Gasthaus Forelle für immer zugemacht. Für Helmut Kayan und seine Jugendfreunde aus Mönchweiler, wie auch für viele Villingener, war einstmalig die „Forelle“ mit ihrem Orchestrion ein beliebtes sonntägliches Ausflugsziel.

Der Gebäudeteil des Franziskanermuseums, in dem heute die Relikte aus dem Keltengrab vom Magdalenberg sowie die Uhren- und Glasammlung gehütet werden, war bis 1889 im Besitz von Karl Schönstein, zugleich Wohnsitz und Orchestrion-Werkstatt mit Ausstellungsraum seines Bruders Lukas. Das alte Haus mit der schmalen Eingangsfront in der Rietstraße 39 neben dem Riettor hat eine Baugeschichte, die

bis ins Jahr 1315/16 zurück geht, wie chronologische Untersuchungen ergaben. Nach dem Verkauf an die Spitalverwaltung 1889 diente es viele Jahre als Waisenhaus.



Abb. 7: Schönstein- und Waisenhaus Rietstraße 39.

Im Villingener Stadtarchiv fand ein intensiver Informationsaustausch statt. Frau Ute Schulze überraschte ihre Gäste mit einer kleinen Sensation. Sie legte den amerikanischen Schoensteins eine alte Urkunde aus dem Jahr 1557 vor. Auf weißem Pergament ist in schöner Handschrift ein Lehensvertrag beurkundet. Der Bürgermeister und Zunftmeister Johann Schönstein bezeugt den Vorgang und siegelt das Dokument mit seinem persönlichen Haussiegel.

Weitere Unterlagen belegen, dass unser Edward Schoenstein aus Kalifornien zur 14. Generation der aus Villingen stammenden Schönsteins gehört.

Auch neuere Dokumente zur amerikanischen Familie Schoenstein befinden sich im Stadtarchiv. Dazu gehört ein Buch mit 686 Seiten und



Abb. 8: Die Pergament-Urkunde.

dem Titel „Memoirs of a San Francisco Organ Builder“. Geschrieben hat es Louis Schoenstein (1884 – 1980), der Sohn und Nachfolger von Felix Fridolin, also Vater und Schwiegervater unserer Besucher.

Mehrere Briefe im Archiv bezeugen die lebenslange Freundschaft von Louis Schoenstein mit dem damaligen Oberbürgermeister Severin Kern. 1954 hatte der Villingener OB mit zwei Stadträten an einer Konferenz in San Francisco teilgenommen. Der Deutsche Konsul für Kalifornien hatte damals Louis Schoenstein als Vorstand des Deutschen Vereins gebeten, die Teilnehmer aus dem Schwarzwald zu betreuen. 1960 erfolgte ein Gegenbesuch von Louis Schoenstein und seiner Frau Josephine in Villingen. OB Kern war zwar auf einer Dienstreise, aber der Amerikafahrer Stadtrat Hans Heuft freute sich, seinen Betreuer aus San Francisco im Schwarzwald begrüßen zu können.

„Soll nach Villingen kommen“, schrieb Severin Kern auf die Vorlage seines Referenten, der wissen wollte, auf welche Art man den Schoenstein in San Francisco zur anstehenden Goldenen Hochzeit gratulieren solle. Tatsächlich unternahm 1965 das Ehepaar Schoenstein eine zweite Reise nach Villingen. Sie wurden herzlich empfangen und gastfreundlich betreut, wie aus den alten Briefen und damaligen Zeitungsberichten hervorgeht.

Der freundschaftliche Kontakt zur Stadt Villingen bestand auch noch nach dem Zusammenschluss mit Schwenningen und mit Dr. Gebauer

als Nachfolger von Severin Kern. Louis Schoenstein verstarb 1980 im hohen Alter von 97 Jahren. Bei der Beerdigung in San Francisco, so erinnert sich sein Sohn Edward, erklang eine Tonbandaufnahme vom Villingen Kuhreihen.

Erst lange nach der Rückreise von Edward und Patricia Schoenstein fanden sich weitere Unterlagen im Stadtarchiv. Darunter auch ein Bericht von Louis Schoenstein über seine Besuche in Villingen 1960 und 1965. Es stellte sich heraus, dass der Besuch von OB Severin Kern 1954 in San Francisco Teil einer längeren Studienreise war. Die Regierung der USA hatte damals im Rahmen einer Aktion zur Förderung der Völkerverständigung einen Austausch zwischen mehreren deutschen und amerikanischen Städten organisiert. Auch Villingen gehörte zu den ausgesuchten Orten. Aus einem interessierten Personenkreis wurden acht geeignete Teilnehmer ausgewählt, die nach intensiven Vorbereitungen am 2. Februar 1954 die 6-wöchige Reise antreten konnten. Das Programm in den USA umfasste neben Kontakten mit der Bevölkerung den Besuch von öffentlichen Einrichtungen, Schulen, Krankenhäusern, und anderen Institutionen.

Ein besonderes Ereignis für die Villingen Reisegruppe war ein Treffen in New York mit alten Villingen Bekannten und Verwandten, die schon vor dem Krieg in die USA ausgewandert waren.

Nach der glücklichen Rückkehr der 8 Villingen waren ihre Erlebnisse in der neuen Welt noch lange Gesprächsstoff in unserer Stadt. Es gab mehrere Vorträge und sogar einen Film, den der Teilnehmer Hans Briegel während der Reise aufgenommen hatte.

Mit Edward und Patricia Schoenstein auf Salvest und in Unterkirnach

Als weiterer Höhepunkt stand ein Spaziergang zum Forsthaus Salvest auf dem Programm.

Auf der Lichtung gegenüber dem heutigen Forsthaus Salvest stand früher das Haus von Carl Blessing, der hier 1820 das erste Orchestrion im Schwarzwald baute, in Nachbarschaft mit der alten Kate, in der Leo Schönstein mit seiner Frau Rosa und den zahlreichen Kindern viele Jahre hausen musste.

Im Orchestrion-Museum in Unterkirnach erklärte Experte Wolfgang Armbruster, mit Unterstützung von Frau Landoll als Übersetzerin, die dortigen Exponate. Bei jeder Führung erklingen heute Musikbeispiele aus der Zeit „als der Großvater die Großmutter nahm“ sehr zur Freude von begeisterten Zuhörern.

Mit der Entwicklung von Grammophon, Schallplatte, Radio- und Tonbandtechnik versank nach 1920/30 die große Zeit der mechanischen Musikautomaten endgültig in der Vergangenheit.



Abb. 11: Sieglinde Landoll, Edward Schoenstein, Wolfgang Armbruster auf der Suche nach dem Ursprung der Töne eines selbstspielenden Klaviers.

Weitere Schönstein-Häuser in Villingen

Am letzten Besuchstag gab es nochmals Gelegenheit für einen Stadtrundgang mit Gedenkminuten vor den alten Schönstein-Häusern oder wenigstens dort, wo sie einst gestanden hatten.

Das ehemalige Schönstein-Haus in der Schulgasse 11 existiert nur noch auf alten Fotos und Gemälden von Albert Säger, Guido Schreiber und Waltraud Oloff. Im Eingangsbereich des heutigen Münsterzentrums hängt das schöne Bild der Benediktinerkirche von Waltraud Oloff mit dem Schönsteinhaus im Vordergrund, für Edward Schoenstein mit dem Bild seines Großvaters Felix in der Hand eine gute Gelegenheit für ein Erinnerungsfoto.

1887 hat Lukas Schönstein gegenüber am Romäusring, dort wo heute die Industrie- und Handelskammer ihren Sitz hat, einen Neubau errichtet. Aus diesem Gebäude wurde später zunächst ein Hotel und dann eine Schule für Landwirtschaft und Haushalt.



Abb. 12: Edward vor dem Bild von Waltraud Oloff.

In der Bleichestraße 20 steht das ehemalige Fabrikgebäude von Gustav Schönstein (1874 – 1954), Sohn von Lukas Schönstein und letzter Fabrikant von Orchestrien und Bauteilen in Villingen. Es trägt die Jahreszahl 1908 im Giebel. Nach dem endgültigen Niedergang dieses Gewerbes wurde das Haus zu Wohnzwecken umgebaut.

Ein weiteres Schönstein-Haus befand sich in der Bleichestraße gegenüber. Es ist längst dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen und durch einen Neubau ersetzt. Ursprünglich war das Haus ab 1896 der Alterssitz von Catherina und Karl Schönstein (1839 – 1911), der als Vertreter in Odessa mit Orchestrien goldene Rubel verdient hatte. Karls Tochter Anna war mit einem General der Weißrussischen Armee verheiratet. Nach der Revolution von 1917 flüchtete diese Familie zunächst nach Serbien. Auch ihr Sohn Eugene Schöll, ebenfalls ein ehemaliger zaristischer Offizier, musste 1944 mit seiner Frau noch einmal fliehen, als die Rote Armee in Jugoslawien einrückte. Die Familie fand eine neue Heimat im ehemaligen Haus von Großvater Karl Schönstein in Villingen.



Abb. 13: Benediktinerkirche und Schönsteinhaus
Guido-Schreiber-Bild als Postkarte.

Das historische Haus des Heimatforschers Josef Honold in der Niederen Straße 2 mit dem doppelten Erker und der blauen Hinweistafel mit den Informationen über die Geschichte des Hauses bildete den Schlusspunkt des Stadtrundgangs.

Abschied von Villingen

Die Abreise von Edward und Patricia Schoenstein mit der Bahn in die Schweiz erfolgte fast genau so, wie vor über 65 Jahren von Vater Louis und seiner Frau Josephine beschrieben.

Originaltext im damaligen Reisebericht von Louis Schoenstein: „We left Villingen at 10:30, passed Schaffhausen, where the Rhein River drops in a pitoresque waterfall about 70 feet, covered with white foam and a vapor cloud, the largest waterfall in Europe”.



Abb. 14: Haus von Gustav Schönstein Ecke Bleichestraße –
Herdstraße.

Überraschende Fortsetzung

Nach der Abreise unserer Besucher fand die Schönsteingeschichte noch eine unerwartete Fortsetzung.

Der verspätet erschienene Zeitungsbericht über den Empfang beim OB erinnerte den Leser Günter Riehle an ein altes Gemälde in der Abstellkammer seines Hauses. Es zeigt das Portrait eines Mannes mit Vollbart und trägt auf der Rückseite die handschriftliche Widmung: „Meinem Bruder Lukas und Familie zum Andenken – Karl Schönstein, Odessa im Jahre 1874“.

Wie kam dieses Bild zu seinem jetziger Besitzer? Zunächst gehörte es wohl Lukas Schönstein, der es seinem Sohn Gustav vererbte. Als das kinderlose Ehepaar Gustav und Luise Schönstein 1954 innerhalb eines halben Jahres starb, wurde die Wohnung aufgelöst und die Erbstücke an interessierte Freunde verteilt. Das alte Bild wollte zunächst niemand haben, ehe es der damals 12jährige Nachbarsjunge Günter Riehle übernahm und vor der Vernichtung bewahrte.

Günter Riehle wollte das verwaiste Porträt, das



Abb. 15: Schönsteinhaus Rückseite (rechts).

plötzlich seine interessante Geschichte zurück bekam, nun an Edward und Patricia Schoenstein weiter geben. Doch leider waren die Besucher bereits abgereist. In nachträglicher Abstimmung mit den heimgekehrten Besuchern in Kalifornien wurde das Bild als Schenkung in die Obhut des Franziskanermuseums übergeben.

Nach vorsichtigem Ausrahmen erschien die Signatur des Malers: „Bülow“ Nachforschungen ergaben inzwischen, dass es sich hierbei vermutlich um den Maler Leonhard Bülow (1817 – 1890) handelt, der in Riga geboren, in Düsseldorf Malerei studiert hatte und dann in Moskau, St. Petersburg und Odessa als Maler und Spezialist für Porträts gearbeitet hat.

Nun wartet es auf eine notwendige Restaurierung und dann auf einen schönen Platz im Museum, um an die fast vergessene Geschichte des Orchestrionbaus in Villingen zu erinnern.



Abb. 16: Übergabe des Karl-Schönstein-Porträts.
Von Rechts nach Links: Frau Dr. Auer, Dr. Hütt,
G. Riehle und R.M.

Schlussbemerkung

Es wäre sicher interessant, weiteren Spuren der Villingener Orchestriongeschichte nachzugehen. Von den Schönsteins sind bisher keine Musikwerke in Museen oder Privatsammlungen bekannt. Dagegen haben einige Orchestrien von Josef Stern überlebt, zum Beispiel im Deutschen Phonomuseum in St. Georgen, im Schwarzwaldmuseum Triberg oder im Deutschen Musikautomaten-Museum in Bruchsal. Das Münchner Stadtmuseum besitzt ein besonders schönes Werk von Josef Stern aus dem Jahr 1878. August Noll ist im Deutschen Uhrenmuseum Furtwangen vertreten. Im Heimatmuseum Triberg steht ein Prachtwerk von Tobias Heizmann von 1885. Zur Freude der vielen Besucher erklingt fröhliche Musik oder auch ein anspruchsvolles Werk von Rossini oder Richard Wagner.

Glanzstücke im Franziskaner-
museum

Fotos: Franziskanermuseum.



Lackschild zur Flötenuhr, ca. 1820 – 1830



Ansicht ohne Uhrenschild. Gewichtsantrieb über Seilrolle.



Stiftwalze für acht Lieder, Abtastmechanik (Clavis) Windlade für 42 Flöten mit den Flöten Nr. 16 bis 21.



Zwei Orchestrien von Josef Stern, Villingen, um 1910 mit Klavier- und Mandolinensaiten, sowie Schlagwerk. Links das alte Orchestrion aus dem Gasthaus Forelle. In der Mitte eine Standuhr von 1724 mit Glockenspiel vom Villingener Uhrmacher Hermann Philipp Mulderer.

Das Wandbild in der Kapelle des Heilig-Geist-Spitals

in der Schertlestraße 2

Alfons Weißer



Abb. 1: Wandbild.

Das leuchtende Kreuz in der Mitte des Wandbildes ist Zeichen des Menschensohnes, wenn er im Glanz seiner Herrlichkeit wiederkommt, um das Weltgericht zu halten. Von diesem himmlischen Glanz sind die Menschen umfungen, die aus dem Mund Jesu die Worte hören dürfen: „Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, empfangt das Reich als Erbe, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist! Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich

war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen... Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan...“

Die Gerechten gehen ins ewige Leben (Matthäusevangelium 25, 31–46). Diese Worte Jesu haben ihre Anwendung gefunden in den sogenannten „leiblichen Werken der Barmherzigkeit“: Hungernde speisen, Durstigen zu trinken geben, Nackte bekleiden, Fremde beherbergen, Kranke besuchen, sich um Gefangene sorgen.“

Die christliche Frömmigkeit hat noch hinzugefügt: „Tote in Würde verabschieden“ (Gotteslob S. 120).



Abb. 2: Krankenbild.

Passend für ein Pflegeheim ist dem Dienst an den Kranken das eigene große Bild gewidmet. Möge dieses Wandbild für uns Ermutigung sein zum Dienst an unseren hilfsbedürftigen Brüdern und Schwestern und uns Hoffnung schenken für unser ewiges Leben in der Herrlichkeit des Himmels. Das Bild wurde gemalt von Georg Schmitz – Helff im Jahr 1991.



Abb. 3: Der Raum am Altar wird ergänzt durch das Kreuzifix...



Abb. 4: ... und die Darstellung der Gottesmutter mit dem Jesuskind.

An der linken Seitenwand der Kapelle sind drei Bronzereliefs des Künstlers und Pädagogen Emil Jo Homolka (1925–2010) aus Königsfeld zu sehen. Die drei Reliefs sind ein Geschenk von Dieter Fürst (1933–2018).



JESUS ging zum Ölberg, kniete nieder und betete: Vater wenn du willst, nimm diesen Kelch von mir! Aber nicht mein, sondern dein Wille soll geschehen. Sein Schweiß war wie Blut, das auf die Erde tropfte. Lukasevangelium 22, 39-43



Zwei Männer in leuchtenden Gewändern sagten zu den Frauen: Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? JESUS ist nicht hier, sondern er ist auferstanden. Lukasevangelium 24, 1-8



JESUS wurde in den Himmel aufgenommen. Seine Jünger zogen aus und predigten überall. Markusevangelium 16, 19-20

Anmerkungen:

Informationen über Stiftung und Geschichte des Heilig Geist Spitals: Wolfgang Berweck, Das Heilig-Geist-Spital zu Villingen im Schwarzwald, Schriftenreihe der Stadt Villingen, Villingen 1963. Bilder: Jochen Hahne



Wer meint, dass diese Frage mit Frömmigkeitsformen der Vergangenheit zu tun habe, den wird ein Blick ins Internet mit vielen Bildern und Texten belehren, dass der Herrgottswinkel zwar seit Jahrhunderten in katholischen Häusern eine Rolle spielt, aber durchaus auch heute noch in vielen Wohnstuben zu finden ist. Meist in der Zimmerecke an der Fensterseite am Ende des langen Familientisches ist das Kreuz aufgestellt, umgeben von Mariendarstellungen, von Heiligenbildern oder auch von Bildern verstorbener Angehöriger. Beim Tischgebet oder in einer Minute des Nachdenkens, der Klage oder Bitte wendet sich die Aufmerksamkeit dem Herrgottswinkel zu im Vertrauen, dass der Gekreuzigte oder einer seiner Heiligen helfend präsent ist. Wenn wegen schlechten Wetters oder unbegehrter Wege der Kirchengang am Sonntag ausfallen musste, dann war eine kurze Andacht im Herrgottswinkel ein würdiger Ersatz.

Ich selber habe den Herrgottswinkel eigentlich erst als Vikar kennengelernt. Ich war fünf Jahre in Schönau im Wiesental als Geistlicher tätig. Zur Pfarrei gehörten eine ganze Anzahl von Weilern mit alten Schwarzwaldhäusern. Darin sind mir ganz unterschiedlich gestaltete Herrgottswinkel aufgefallen. Dabei wurde sehr schnell in mir der Wunsch wach: so eine geschmückte Andachtsecke möchte ich auch in meinem Pfarrhaus einmal haben. Daher habe ich schon bald

Gegenstände gesammelt, mit denen sich mein Herrgottswinkel hätte schmücken lassen. Bis heute habe ich keinen eigentlichen Herrgottswinkel eingerichtet, weil in allen Wohnungen, die ich bisher bewohnt habe, kein rechter Winkel vorhanden war.

Aber reichlich Einrichtungsgegenstände habe ich gesammelt, und sie bilden einen unübersehbaren Schmuck in meiner Wohnung in der Turmgasse.

Im Treppenhaus fällt der Blick auf ein schönes Kruzifix, das aus dem Allgäu stammt. Es ist von Dekan Josef Herrmann aus Wieden über seine und meine Haushälterin Agnes Asal zu mir gekommen. Es wird begleitet von zwei auf Holz gemalten Bildern der heiligen Mutter Anna mit Maria und dem heiligen Aloisius. Der Rosenkranz und die Bibel sind oft vorkommende Beigaben im Herrgottswinkel.



Solange ich Pfarrer in Engen war (um 1970), wurde in der Filiale Bittelbrunn ein Haus umgebaut. Das Kreuz an der Fassade war im Weg und der Bauherr war froh, dass er mir das Kreuz schenken konnte. Der Engel stammt von einem Trödelmarkt. Die Ikone neben dem Kreuz zeigt den Tod Mariens, und über der sterbenden Maria ist der auferstandene Christus zu sehen, der die Seele der Mutter Maria in die Herrlichkeit des Himmels trägt.



1975 wurde in Nußbach ein altes Bauernhaus verkauft. Der neue Besitzer hatte keine Beziehung zu dem Kreuz, aber doch Respekt. Er hat das schöne seltene Kreuz mit Spinnweben überwuchert den damals noch in Nußbach tätigen Franziskanern gebracht. Zufällig kam ich andern tags dienstlich ins Haus der Franziskaner und die wunderten sich, dass ich so starkes Interesse an dem staubigen Kreuz im Flur zeigte. Zu meiner großen Freude schenkten sie mir das Kreuz ohne weitere Worte. Die beiden Bilder zeigen Josef und Maria jeweils mit Kind, sie stammen aus dem Elsaß und bilden gute Patrone für das Familienleben.

In der Brunnenstraße in Villingen wurde 1982 ein kleines Haus verkauft. Der Käufer schenkte mir das schöne Kruzifix, dazu das Hinterglasbild mit den sieben Schmerzen Mariens.



Nur eines meiner Sammlerstücke habe ich im Antiquitätenhandel gekauft. Es ist ein ganz seltenes Beispiel von Schwarzwälder Hinterglasmalerei: Ich habe schon wiederholt es zu Ausstellungen verleihen können. Das Bild ist eine ausführliche Schilderung der Kreuzigung Christi mit Maria und Johannes und Maria Magdalena. Auch der berittene Longinus ist zu sehen und die beiden Schächer. Zwei Engel nehmen das her austretende Blut Christi auf.

Auf dem einrahmenden Kreis sind alle Leidenswerkzeuge (arma Christi) gemalt. Der Original erhaltene Text lautet: Petrus leugnete das dritte Mal und sogleich krächte der Hahn. Dies Denkmal hat machen lassen Bartholomä Schneider aus Elzach 1832. Und dies hat gemalt Augustin Faller aus Seppenhofen. „Longinus hat die Seite Jesu mit einer Lanze geöffnet und allsogleich floss Blut und Wasser heraus. Und der es gesehen hat, gibt Zeugnis davon, und sein Zeugnis ist

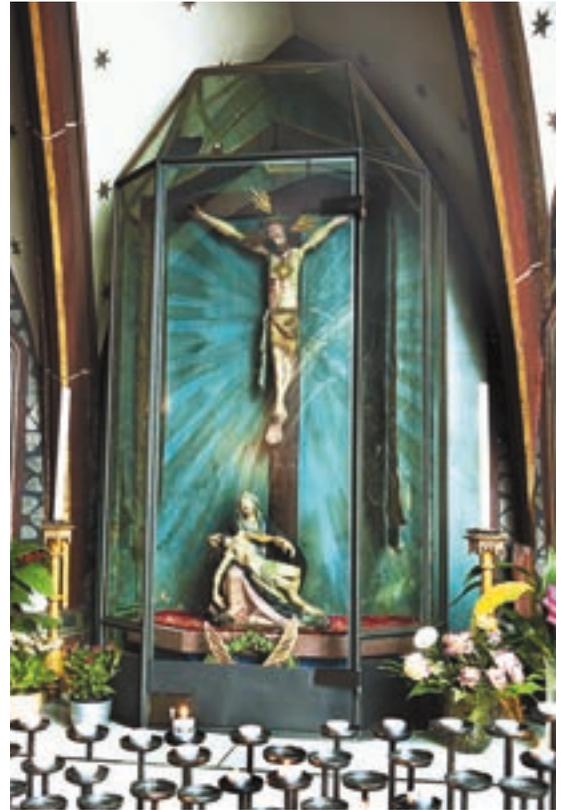
wahrhaftig, und er weiß, dass er die Wahrheit sagt; so dass ihr glauben sollet.“



In einer großen Bauernstube wirkt ein schöner Herrgottswinkel neben der Frömmigkeit auch dekorativ. Ich wurde darauf aufmerksam gemacht, dass in der Kanzleigasse in einem Haus ein kleiner Herrgottswinkel aufgetaucht ist, der lange Jahre mit Tapeten verklebt war. Jetzt ist er mit religiösen Gegenständen geschmückt, ein kleines Glaubenszeugnis.

Nun möchte ich die Leser darauf aufmerksam machen, dass es nicht nur private Herrgottswinkel gibt, sondern dass es nach meiner Meinung auch öffentlich zugängliche Orte mit der gleichen Bedeutung geben kann. Wenn sehr viele Menschen sich versammeln, als Pilger etwa, in Fatima oder Altötting, dann spricht man von Gnadenorten. Wenn wenige Menschen oder seltener sich an einem bedeutenden Ort einfinden, dann spricht man von einem spirituellen Rastplatz.

Auf einen solchen geistlichen Rastplatz möchte ich sie aufmerksam machen.



Das Villingener Münster hat zwei Türme. Im Erdgeschoss jeden Turmes findet man eine kleine Kapelle. Nach Süden steht, weil sie durch zwei Fenster erhellt wird, das helle Chörle. Nach Norden hat die Kapelle nur ein Fenster und heißt daher das finstere Chörle. Bei der letzten Münsterrenovation bekam das finstere Chörle eine neue Einrichtung. Der Kölner Künstler Elmar Hillebrand hat das Fenster mit der Darstellung der Leidenswerkzeuge neu gestaltet: In einem Glasschrein gut sichtbar aber geborgen sieht man eine kleine Pietà und darüber das eigentliche Heiligtum der Villingener, das Nägelinkreuz. Im wählenden Licht der vielen Opferkerzen spürt man den mystischen Charakter der kleinen Kapelle. Wer sie betritt, hat Gelegenheit auf dem Altar davor eine persönliche Notiz zu hinterlassen. In dem großen Buch dort findet man nun zahlreiche Namen aber auch viele Dankadressen

werden formuliert oder Klagen, Ängste, Nöte und Sorgen werden vorgetragen. Also steht jede brennende Opferkerze auf dem Leuchter für eine Bitte, Not oder Klage, auch für einen abzuleitenden Dank. Wer die sprechenden Opferlichter wahrnimmt, wer darüber das Nägelinkreuz verehrt mit der Pietà, dem Marienbild darunter, wer die Symbole des Leidens Christi im Glasfenster beachtet, der wird mir zustimmen können, wenn ich sage: „Das finstere Chörle im Münster ist der Herrgottswinkel der Stadt Villingen.“

Abbildungen:
von Jochen Hahne

Eine Ära geht zu Ende –

Stadtarchivar Dr. Heinrich Maulhardt verabschiedet sich in den Ruhestand

Redaktion



Abb. 1: Heinrich Maulhardt.

Bild: Streck, Schwarzwälder Bote

Am 1. April 1991 übernahm Dr. Heinrich Maulhardt das Amt des Stadtarchivars in Villingen-Schwenningen. Ende September 2018 wurde er in den Ruhestand verabschiedet. In die ersten Jahre seiner Tätigkeit fielen die Neukonzeption und Einrichtung der Dauerausstellung des Franziskanermuseums. Im Jahr 1993 gelang es ihm, die bis dahin verstreuten Unterlagen des Stadtarchivs in einem Gebäude zusammenzufassen. Die Zugänglichkeit zum Archivgut erleichterte sich damit erheblich. Seither hat er vielfältige Initiativen ergriffen, um die Situation des Provisoriums in der Lantwattenstraße 4 in eine fachgerechte dauerhafte Lösung zu überführen. Im Jahr 2001 verlieh das Landesarchiv der Stadt Villingen-Schwenningen ein gemeinsames Wappen. Nicht zuletzt Heinrich Maulhardt hatte großen Anteil an diesem Erfolg.

Eine Reihe von Jubiläen hat Dr. Maulhardt tatkräftig begleitet. Zur Feier von 1000 Jahren Markt-, Münz-, Zollrecht und Gerichtsban im Jahr 1999 gab er 1998 die Publikation „Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur“ heraus. Im Jubiläumsjahr selbst veranstaltete er

gemeinsam mit dem Alemannischen Institut die wissenschaftliche Tagung „Villingen 999 – 1218. Aspekte seiner Stadtwerdung und Geschichte bis zum Ende der Zähringerzeit im überregionalen Vergleich.“ Die Ergebnisse erschienen 2003 in Buchform. 2002 organisierte er zum 30. Geburtstag der Stadt Villingen-Schwenningen das fächerübergreifende wissenschaftliche Symposium „Villingen-Schwenningen auf dem Weg ins 21. Jahrhundert“, 2004 publiziert. 2016 organisierte Maulhardt gemeinsam mit dem Alemannischen Institut und der Abteilung Landesgeschichte der Universität Freiburg die wissenschaftliche Tagung „817 – Die urkundliche Erst-erwähnung von Villingen und Schwenningen“, deren Ergebnisse wiederum in eine Publikation eingingen. Für das Jubiläumsjahr selbst ist zum einen die mit der Arbeitsgemeinschaft Geschichtliche Landeskunde am Oberrhein durchgeführte Tagung „Kommunen im Nationalsozialismus“ zu nennen, die ein vielseitiges Vortragsprogramm bot. Auch hierzu wird eine gedruckte Version folgen. Zum zweiten konnte zur Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen der Band 19. und 20. Jahrhundert realisiert werden, dem 2020 der Teil von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert folgen wird.

Die Forschungsarbeit Dr. Maulhardts ist breit gefächert. Unter anderem beschäftigte er sich mit dem Villingen Frauenhaus im Mittelalter, dem Offiziersgefangenenlager des Ersten Weltkrieges und vielem mehr. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf die Zeit des Nationalsozialismus. Intensiv forschte er hier über das Schicksal des polnischen Zwangsarbeiters Marian Lewicki, der 1942 in Villingen von den Nationalsozialisten erhängt wurde. An ihn erinnert das Sühnekreuz im Tannhörnle, das der Geschichts- und Heimatverein errichten ließ. Die Familie in Polen erfuhr

davon erst durch die Kontaktaufnahme Heinrich Maulhardts zu ihr 2011. Die Einladung an ehemalige jüdische Mitbürger durch die Stadt Villingen-Schwenningen im Jahr 2009 ging maßgeblich auf seine Initiative zurück. Außerdem ist er bei dem von Frank Volk ins Leben gerufenen Geschichtspreis für Schüler engagiert, der seit 2010 nach Joseph Haberer, einem in Villingen geborenen Juden, benannt ist. Dieser gehörte zu den Gästen von 2009. Dr. Maulhardt hat auch die Erforschung des Villingen Kasernenareals in die Wege geleitet.

Er hatte stets ein offenes Ohr für die Belange der Stadt und ihrer Menschen. Die Projekte anderer Autoren hat Dr. Maulhardt tatkräftig unterstützt. Hier sind vor allem die Forschungen von Dr. Edith Boewe-Koob zu mittelalterlichen Handschriftfragmenten zu nennen. Er hat die Edition der Villingen Bürgerbücher, die in den 1960er Jahren von Gustav Walzer begonnen worden waren, durch die Bearbeitung von Dr. Andreas Nutz fortführen lassen, so dass dieses Werk 2001 im Druck erschien. Dr. Tobias Fischers rechtshistorische Dissertation „Der Prozeß vor dem Villingen Stadtgericht im 17. Jahrhundert“ fand 2006 als Band 32 Eingang die Reihe Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der städtischen Museen.

Während der Amtszeit Dr. Maulhardts haben folgende Stadtbezirke Publikationen zu ihrer Geschichte erhalten: 1994 Rietheim, 1997 Obereschach, 2002 Marbach, 2008 Herzogenweiler, 2013 Weigheim, 2014 Weilersbach, 2017 Tannheim, 2018 Obereschach. Auch zum Jubiläum von Nordstetten 2012 erschien eine Publikation.

Aktiv beteiligte sich Dr. Maulhardt an den Aktivitäten zum Tag des offenen Denkmals mit einer Vielzahl von Führungen über die Jahre hinweg. Auch Erzählcafés zu verschiedenen Themen hat er organisiert.

Dr. Maulhardt hat die Initiative zur Einführung eines Dokumentenmanagements in der Stadtverwaltung ergriffen und damit wichtige Weichen für die digitale Aktenführung gestellt. Außerdem beteiligt sich das Stadtarchiv am kommunalen digitalen Langzeitarchiv „DIMAG“.

Zwei Ausstellungsprojekte hat Dr. Maulhardt noch 2018 angestoßen. Zum einen wird im Jahr 2019 eine Wanderausstellung zu den Zähringern im Stadtbezirk Villingen gezeigt werden. Für 2020 ist eine Ausstellung zum Nationalsozialismus in Zusammenarbeit mit den städtischen Museen geplant.

So darf Herr Dr. Maulhardt auf eine beeindruckende Bilanz geistiger Arbeit zurückblicken, die ihn zufrieden gestellt habe, wie er in einem Zeitungsinterview betonte, die aber nicht immer und von jedem in ihrer Bedeutung richtig gewürdigt wurde. Auch diese Erfahrung wurde ihm in Villingen-Schwenningen zuteil, wo ihm über 20 Jahre als Archiv das Provisorium eines alten Milchwerkes diente. Außer mit nicht erhörten Appellen an die Stadt konnte ihm auch der Geschichts- und Heimatverein nicht helfen, diesen Mangel zu überwinden. Wir aber sind ihm dankbar, dass er über viele Jahre unser Jahresheft mit interessanten Beiträgen bereichert hat. Möge dies auch in Zukunft so sein.

Schüttet bis heute: die Tüttel-Quelle an Stähelins Halde

Wolfgang Bräun

Radler und Jogger, Schüler und Senioren kennen schon seit Jahrzehnten den direkten und schnellsten Weg nach Rietheim. Selbst ein Ex-OB hatte vor mehr als 16 Jahren für seinen Wohnsitz einst schnell erkannt, wie man über die alte Rietheimer Straße hin und weg vom Rathaus kommt.



Abb. 1: Alte Rietheimer Straße, einst Tüttel-Gasse.

Bis des OB's Schleichweg mit dem Dienstwagen populär wurde und er davon abließ, das geltende Pkw-Verkehrsverbot zu umgehen.

Kaum noch bekannt ist indes der Name der einstigen Ortsverbindung gen Süden als „Bei der Tüttelgasse“. War sie doch Teil der Stähelins-Halde, die 1540 erstmals erwähnt wurde.



Abb. 2: „Tüttelgasse“ im Süden der Stadt.



Abb. 3: in Sand-Stein gefasste „Tüttelquelle“, hier in Sepia-Optik gewandelt.

Die Familie der Stähelin gehörte einst mit den Thanheimern zu den ältesten und vornehmsten Patriziern der Stadt, von denen einzelne auch ins Amt des Schultheißen kamen, wie 1299 ein „cunrat steheli“, und die Mannsbilder wohl stets auch zur Zunft der „Ehrsamen Müßiggänger“ gehörten.

Bis 1792 war das Gewann namentlich auch populär, „wo ein großer rauer Kalkstein“ die Ortslage bestimmte.

Benannt wurde die „Tüttelgasse“, bis heute Ackerland, nach der gleichnamigen Quelle des „Tüttel-Brunnen“ mit einer doch recht starken Schüttung, die östlich dieses Weges entsprang und bis heute in Quadern gefasst erklecklich sprudelt.

Selbst ortskundigen Villingern dürfte der Begriff „Tüttel“ indes nicht geläufig sein, auch wenn das Wort von „dutte, düttel oder dütze“ abstammt, was so viel wie „Rohrkolben“ heißt.

Und so floss die Quelle früher gen Osten in Richtung des heutigen Marbacher Weiher ab, wo

das teilweise sumpfige Gelände tatsächlich mit „Kanonenbutzern“ bewachsen ist.

Eine Quelle wie die Tüttel-Quelle, was oberdeutsch auch als Brunnen gilt, spielte im früheren Volksglauben eine große Rolle, weil deren Ausfluss als Eingang zu den Mysterien der Unterwelt und als Sitz göttlicher Wesen wie den Nymphen galt, so Hans Maier sowohl 1929 wie auch noch 1962.

Ob das Wort, der Name „ditel“, dann auch noch als Kennzeichen des „Bösewicht“ gilt,

wollte Hans Maier 1962 jedoch nicht weiter ausführen...

Bildunterschriften:

Abb. 1: Vespren und pausieren ja, aber Grillen ist nicht erlaubt an der Tüttel-Quelle.

Abb. 2: War schon seit ewigen Zeiten die Verbindung nach Rietheim die „Tüttelgasse“ ganz im Süden der Stadt.

Abb. 3: Schüttet seit Jahrhunderten: die längst in Sand-Stein gefasste „Tüttelquelle“ an der Stähelinshalde gen Rietheim.

Bilder: Bräun

Literaturhinweis

Redaktion

Johann Dietrich von Pechmann: Obrist Hans Werner Äscher von Bünningen – Obersthauptmann der vier Herrschaften vor dem Arlberg und Verteidiger von Bregenz 1647, in: MONTFORT. Zeitschrift für Geschichte Vorarlbergs. 69. Jahrgang 2017 Band 1, S. 59–126.

Diese Ausgabe der Zeitschrift MONTFORT befindet sich auch in der Bibliothek des Stadtarchivs Villingen-Schwenningen.

In der Einleitung zu seinem umfangreichen Beitrag über Obrist Hans Werner Äscher von Bünningen (1582–1652) schreibt Johann Dietrich von Pechmann, dass er bei der Beschäftigung mit dem „Copei-Buch“ des Abts Georg Michael Gaisser des Benediktinerklosters St. Georgen im Schwarzwald, das 1644 angelegt worden war, auf die Korrespondenz des Abtes mit Äscher von Bünningen gestoßen ist. „Mir war Äscher bis dahin nur ein Begriff im Zusammenhang mit der ersten Belagerung der Stadt

Villingen 1632/1633. Im Vorarlberger Landesarchiv stieß der Autor auf die bedeutende Rolle Äschers bei der Belagerung und Einnahme von Bregenz durch die Schweden im Jahre 1646/47. Mir wurde langsam klar, dass es sich bei dem Obristen nicht um einen der vielen unbedeutenden Kriegsunternehmer handelte, die der Dreißigjährige Krieg hervorgebracht, sondern um eine Persönlichkeit, die einen erheblichen Einfluss auf das Geschehen dieser Zeit in den damals vorderösterreichischen Gebieten hatte.“ In seiner Äscher-Biografie geht von Pechmann ausführlich u. a. auf die Belagerung Villingens 1632/1633 ein (S. 70–80). Die von Äscher in Villingen am 24. Januar 1633 veranlasste Dankprozession für die erfolgreiche Abwehr der ersten Belagerung der Stadt durch Württemberger und Schweden, wurde noch im 18. Jahrhundert jährlich an diesem Tag mit einem Lobamt und Te deum gefeiert.

Riet(h)straße: Stadtbild mit Veränderungen

Claudia Güntert & Wolfgang Bräun



Abb. 1: Riethstraße.

Ein familiärer Kreislauf: vom Kaltenbach Beck aus Gütenbach zur Familie Güntert.

„Falken“, „Antonius-Keller“, „zur Traube“, Drogerie Bottling, Modeboutique „Elegance“, Spielwaren Bauer, Kaufhaus Raff, „Torstüble“, Metzgerei Wöhrle, Bäcker Hoch und Bäcker Busch – was sich über Jahrzehnte veränderte, beweist uns stets die wechselnde Gegenwart und die gelegentliche Erinnerung bestimmt oft ein wenig auch die Nostalgie.

Dazu zählt auch eine lange Zeit unbekannte historische Vergangenheit der Riethstraße #593: einem Haus, das seit 2014 in Besitz und Eigentum ist von Clemens und Claudia Güntert. Ein Haus auch, das einst bereits von seiner Ur-Ur-Urgroßmutter Mathilde Volk, geb. Rießle, verw.

Scherzinger und ihrem 2. Ehemann Anton Volk (Heirat 1864) erworben wurde (ein Kaufdatum ist unbekannt).

Im November 1892 verkauften die beiden das Haus an ihre leibliche Tochter Amalie, geb. Scherzinger, und deren Ehemann Wilhelm I. Kaltenbach sen., den Bäckermeister. Deren Sohn, Wilhelm II. Kaltenbach jun., ebenfalls Bäckermeister, übernahm Bäckerei und Haus nach dem Tod seines Vaters Wilhelm sen. im Jahre 1912. Die Kinder aus einer Ehe mit Stefanie verstarben sehr früh.

Etwa um 1937 ging die Bäckerei Kaltenbach an einen Albert Faller und in der weiteren Folge an den Villingener Bäcker Hans Walter Busch (später HaWaBu).



Abb. 2: Riethstraße 593 (heute Rietstraße 26) um ca. 1900.

Im Februar 2014 dann die wahrliche Überraschung: „...mit dem Kauf des Hauses 2014 durch Clemens Güntert erkannte man nach und nach die Geschichte des Hauses, was für den Ur-Ur-Urenkel von Mathilde Rießle eine wahre Fügung darstellte“ (CG.).

Damit macht eine spezielle Historie trotz vieler Lücken und fehlender Schriftstücke deutlich, was



Abb. 3: Hochzeit von Emilie Kaltenbach und Wilhelm Weishaupt 1905.



Abb. 4: Rietstraße 26, des nachts und tags.

vor 100 und mehr Jahren galt, was dereinst war und wie es sich wirtschaftlich und familiär gefügt hat.

So eben wie im Falle des Hauses „Rietstraße 26“ (Riethstraße # 593 nach alter Zählweise noch 1892), das auf vielen inhaltlichen, beruflichen und materiellen Umwegen wieder in der Hand derer gelangte, die von ihrer immobilen Familien-Historie dann doch auch überrascht wurden.

Als man 2018 auf den Kauf des Hauses in 2014 für den Namen Kaltenbach in Villingen deren Ahneneinträge sortierte, war zum einstigen Verkauf des Anwesen Rietstraße 26 (bzw. Riethstraße # 593) um das Jahr 1892 festzustellen, dass Mathilde und Anton Volk die Immobilie veräußerten.

Mathilde Volk, geborene Rießle und verwitwete Scherzinger, und ihr zweiter Mann Anton Volk übertrugen das Gebäude bis zur Rathausgasse an Mathildes Tochter Amalia, geborene Scherzinger, und an deren Mann, den Bäckermeister Wilhelm Kaltenbach sen.

Das Haus war Lukas Scherzingers Witwe zugefallen; er stammte aus Gütenbach, war dort als Bäcker und „Lochmüller“ und Wirt der „Lochmühle“. Nachdem jedoch 1885 das dortige Anwesen zwangsversteigert wurde, zog es ihn wohl nach Villingen.



Abb. 5: Zunftzeichen Haus Güntert.

Für Claudia Güntert, die aktuell „jüngste“ GHV-Co-Autorin, ergab sich vieles wie folgt:

„Ich musste es schon mehrfach erwähnen, dass es nicht Zufall sondern wohl „Bestimmung“ sein konnte, dass das Haus Rietstraße 26 wieder in die Familienhände zurückkam.

An einem Samstag im Januar 2014 las ich eine Immobilienanzeige im Lokalblatt „Geschäftshaus Rietstraße zu verkaufen, keine Makler, Chiffre...“.

Da mein Mann und ich schon länger den Gedanken hatten, in die Innenstadt zu ziehen, schrieben wir den zunächst noch anonymen Privatverkäufer an. Es war Hans Walter Busch, ehemals Bäcker und Betreiber und Mit-Inhaber des Imbiss-HaWaBu.

Nach einem vor Ort-Termin war ich jedoch nicht wirklich begeistert.

Da meinem Mann das wahrlich alte Haus sofort gefiel, ließ er nicht locker.

Und noch wusste niemand, dass die Vorfahren meiner Schwiegermutter Brigitte Güntert, geborene Kammerer, in diesem Haus lebten und arbeiteten.

Erst nach dem Kauf fuhr mein Mann von seiner Mutter, dass deren Großmutter Emilie Kaltenbach und ihr Großonkel Wilhelm Kaltenbach hier gelebt hatten. Ihn nannte man „Vetter Wilhelm“, bei dem Brigitte und ihre jüngere Schwester Ute als jüngste Kinder zu Besuch waren.

Oft lagen sie auf dem tiefen Sims der Außenmauer in Veters Stube, schauten aus dem kleinsten der kleinen Fenster auf die Rietstraße bis zum



Abb. 6: Brunnengasse 44.

Bickentor und beobachten, was sich draußen abspielte.

Das „Guckfenster“ wurde später zugemauert und durfte dank vorhandener Nachweiskarten wieder hergestellt werden. Das unter Denkmalschutz stehende Haus ist uns während der umfangreichen Umbauphase sehr ans Herz gewachsen. Und so bereicherten mehrere alte Fotos und aufschlussreiche Informationen und eigene Recherchen nach und nach die Familiengeschichte (C.G.).

Zum allgemeinen „historisch-familiären Sachverhalt“ hat sich Claudia Güntert schließlich auch der Unterstützung des Furtwanger Stadtarchivars Dr. Ludger Beckmann M.A. versichert. Er nahm sich in den Sommermonaten 2018 die Zeit, um sich um Claudias Anliegen zu kümmern:

„...der Gütenbacher Müller und Bäcker Wilhelm Kaltenbach hat am 20. August 1874 die Amalie Scherzinger aus Gütenbach geheiratet. Sein damaliges Bräutigam-Alter wird mit 24 Jahren (1849/50), ihres mit 21 Jahren (* 1852/53) angegeben.*

Er war der Sohn des damals bereits verstorbenen Müllers und „Becks“ Wilhelm Kaltenbach (I.) und dessen Frau Theresia (gemäß Ortschronik seit 1850 in 2. Ehe verheiratet).

Wilhelm II. Mutter Theresia war Tochter des Gastwirts Lukas Scherzinger und der Ehefrau Mathilde, geb. Rießle, beide aus Gütenbach. Deren angestammte Mühle trug den Namen „Lochmühle“, heute mit der Adresse Brennersloch 2.

Ein Sohn der jungen Kaltenbachs kam 1877 und Tochter Emilie 1878 zur Welt...“.

Der benannte Wilhelm Kaltenbach, Müller und Bäcker, musste als Mühlen-Nachfolger wohl aus wirtschaftlichen Gründen sein gewerbliches Anwesen „Lochmühle“ aufgeben, was der Ortschronik nach durch eine Zwangsversteigerung 1885 geschah; die wohl auf einen „Gant“ (eh. für Konkurs) schließen lässt oder diesen abwehrte. Damit ergänzt Beckmanns Familien-Betrachtung die überlieferte Chronik der ehemaligen „Lochmühle“.

Wie Beckmann abschließt, starb Kaltenbachs Sohn im April 1966 in Villingen, wobei ein genaues Sterbe-Datum im Bürgerbuch nicht zu finden war, was dann aber doch ein hohes Alter bedeutet. Zur Tochter Emilie sei nichts Weiteres geschrieben....

Bildbeschreibungen:

Abb. 1: Riethstraße.

Abb. 2: Riethstraße 593, heute Rietstraße 26, um ca. 1900, mit Bäcker-Zunftschild unter dem Erker 1889; oben im Fenster (von links): unbekannte Frau mit Hund; Emilie Kaltenbach, die Ur-Großmutter des heutigen Eigentümers Clemens Güntert; unten stehend: Amalie Kaltenbach, geb. Scherzinger, und Wilhelm Kaltenbach sen., Bäckermeister, die beiden Ur-Ur-Großeltern; daneben Wilhelm Kaltenbach jun., Bäckermeister, Bruder der Emilie Kaltenbach und ein Bäckergeselle.

Abb. 3: Hochzeit von Emilie Kaltenbach und Wilhelm Weishaupt 19. November 1905.

oben von links: Wilhelms Schwester Lina mit Begleiter, das Hochzeitspaar Emilie Kaltenbach und Wilhelm Weishaupt, Wilhelms Schwester Berta mit Begleiter; sitzend von links: Bäckermeister Wilhelm Kaltenbach junior mit Ehefrau Stefanie, geb. Furtwängler; Kaltenbachs Schwestern Theresia mit Ehemann Hans, Anna Luise mit Ehemann Walter und Mathilde Kaltenbach und Braut-Kind Maria Moog.

Abb. 4: Rietstraße 24 und 26 heute..

Abb. 5: Zunftzeichen Haus Güntert.

Abb. 6: Brunnengasse 44, Spezerei-Handlung ca. um 1909/1910; im Fenster ganz oben links: Johanna Weishaupt mit ihre Mutter Emilie Weishaupt geb. Kaltenbach (Mutter von Brigitte und Großmutter von Clemens Güntert); Fenster oben links: Bäckermeister Wilhelm Kaltenbach senior; stehend unten links: Amalie Kaltenbach geb. Scherzinger und ihre Zwillings-Enkelinnen Karolina und Maria Weishaupt. Die Spezerei-Handlung ging über an Clemens' Ur-Ur-Großmutter Amalie (Witwe ab 1912; † 1915).

Tochter Emilie und ihr Ehemann Wilhelm Weishaupt zogen nach deren Hochzeit 1905 ein, er einst Brunnen- und Wassermeister, wo auch deren drei Kinder zur Welt kamen.

Von ehemaligen Schmieden, den Naglern und den Ifflingern

Pferde als Zeichen des Wohlstands forderten die Schmiede

Wolfgang Bräun

Das Beständigste an einer Stadt ist der Wandel, was nicht nur für das alte Villingen sondern längst auch für VS gilt. Ein Wandel über Jahrhunderte, der mit vielen Handwerkernamen verbunden war und ist, ist die Tatsache, dass vor mehreren Jahrzehnten die letzte Schmiede-Werkstatt schloss, die von Hans Stern (1926 – 2008) in der Rietstraße betrieben wurde.



Abb. 1: Zunftzeichen der Schmiede.

Schon 1955 deutete sich an, dass das Schmiedehandwerk wohl nicht mehr lange bestehen werde, als es hieß, dass der „Schmied-Flaig“ in der Bickenstraße zum Blumenladen umgebaut werde. Obwohl das Haus manchem als „alt“ Glump“ galt, blieb es vordergründig als denkmalgeschützt erhalten, wie auch das Nachbarhaus der „Zacher-Liesel“, das dem Brauereibesitzer Franz Metzger sen. gehörte. Letzteres wurde mit dessen Entgegenkommen gar im ersten Obergeschoss, dem badischen zweiten Stock, als „Zunftstube“ rekonstruiert, woran der Villingener Historiker Paul Revellio hohen ideellen Anteil hatte.

Daneben lag, einzelne Innenstadt-Villinger der Jahrgänge vor 1950 können oder konnten sich noch erinnern, der Kolonialwaren- und Gemüseladen des Kaufmanns Kaster und gleich ums Eck das Lager der Großhandlung Heinzmann.



Abb. 2: historische Zunftstube.

Wurde noch 1955 bedauert, dass man die Schmiede-Werkstatt des Richard Flaig, dem letzten Eigentümer, in ihrem mittelalterlichen Zustand der Nachwelt nicht erhalten habe, galt damals wenigstens der Rat von Hermann Alexander Neugart, man möge sich noch mal einen Rückblick auf frühere Jahrhunderte verschaffen. Derweil blieb die Fassade mit dem gotischen Erker stehen.

Es war Ferdinand Flaig, der im 19. Jahrhundert die bestehende Schmiede gekauft und beruflich übernommen hatte, die er später an seinen Sohn Josef weitergab. Zum Hof hin und schon zur Gerberstraße markierten in jenen Jahrzehnten die Torbögen den Zugang zu Stallungen und Scheune, gekrönt von der gemeißelten Jahreszahl 1670.

Viel älter ist das Vorderhaus mit dem gotischen Erker und dem Wappenschild der Ifflinger von Graneck, der einstigen Schlossherren von Niedereschach.



Abb. 3: Wappenschild der Ifflinger.

Wie fast alle Grafen und Burgherren der Region hatten auch die Ifflinger ihr „Stadthaus“ oder gar ihr „Stadtschlösschen in Villingen“, wo sie sich aufhielten, wenn zur Festlichkeit gerufen wurde oder wenn sich eine Fehde anbahnte.

So hatten die Adligen vor Ort auch große Bedeutung für die Schmiede und eben für deren „Pferdestärken“, ebenso wie die Habsburger Besatzungs-Reiterei oder hohe Besucher wie Kaiser Sigmund während seiner Herrschaft von 1410 – 1519 oder Maximilian I. (1493 – 1518), der gar einmal in Villingen der ihrer Schönheit wegen berühmten Maria Blanka von Burgund begegnet sein soll.

Am 19. August 1477 heiratete Maximilian in Gent auf Schloss Ten Walle eben diese Erbherzogin Maria von Burgund. Doch Maria verstand kein Deutsch und Maximilian sprach nur unzureichend Französisch, weshalb sich die Brautleute wohl oder übel nur mittelmäßig in Latein unterhalten konnten.

Das alles aber bewegte die Schmiede in Villingen eher nicht, die sich auf stets einige hundert Pferde der Adligen und ihrer Entourage einstellten. Denn Pferde galten nicht nur als Zeichen des Wohlstandes, sondern gaben den Schmieden und deren Gesellen jede Menge zu tun.

Zu denjenigen, die früher hier nicht nur Hufe schmiedeten, gehörten die Meister Schumpp und Meder in der Niederen Straße, ebenso beim späteren „Kronprinz“ der Huf-Schmied Stortz, der

Schmied Stöhr in der Oberen Straße, der Meister Stelz und in der Gerberstraße der Hofsäß.

Der letzte seiner kraftvollen und mannhaften Zunft war Hans Stern (1926 – 2008) in der Rietstraße.



Abb. 4: Hausmarke des Hufschmieds.

Und weil sie ebenfalls zur Zunft zählten, seien auch die Nagel-Schmiede genannt: Rahm in der Schlösslegass' und der Nagler-Zanger in der Niederen Straße.

All derer Zunft-Spruch:

*„Den Hammer wählt die Zunft
als Mannesstärke Zeichen -
vom Schmied wird ewig nie
die Bürgertreue weichen.“*

Schloss Graneck bezeichnet eine abgegangene Burg, die auf der Gemarkung der heutigen Gemeinde Nidereschach lag. Graneck lag wohl auf dem Berg zwischen den ehemals selbstständigen Gemeinden Fischbach und Schabenhausen. Ein Bruno von Graneck wird erstmals 1281 erwähnt.

Nach dem Erwerb durch die Ifflinger im Jahr 1465 nannte sich dieses aufstrebende Adelsgeschlecht nach dieser Burg. Die Gemeinde erwarb das Schloss 1778 mit den zugehörigen Gütern; bis auf einen Teil des Ökonomiegebäudes wurde es schließlich abgerissen.

Bildunterschriften:

Abb. 1: Zunftzeichen der Schmiede am Haus des Hans Stern in der Rietstraße. Die Zunft schuf dereinst ab 1533 mit 100 Pfund Heller eine Stiftung, nach deren Zweck erkrankte Gesellen und Lehrlinge im Spital zu pflegen waren.

Abb. 2: Der Ifflinger Stadthaus und links das der Zacher-Liesel, das später die historische Zunftstube beherbergte und leider seit Jahren nicht wieder bewirtet wurde.

Abb. 3: Das Wappenschild der Ifflinger mit Bezug zum „Paradies mit Adam und Eva“: in rotem Schild eine goldene Lindenstaude. Dass „Eva“ (re.) ein wenig glotzt, ist wohl der letzten Sanierung zuzuschreiben...

Abb. 4: Markant bis heute: die Hausmarke des Hufschmieds Josef Stortz aus 1819, später Wirtshaus „Kronprinz“ an der Niederen Straße.

Bilder: Bräun

Foto und Optik Singer

125 Jahre Tradition in der Oberen Straße

Thomas Herzog-Singer

Die erste Generation

In den alten Kirchenregistern erscheinen die Singer als Gewerbetreibende, als Landwirte, als Lehrer und als Musiker. Die Wiege des Firmengründers Josef Singer stand in dem bescheidenen elterlichen Hause in der Haus-Kraut-Gasse 15. Bei den kümmerlichen Einkünften, die damals der Vater als Briefträger bezog, lernte er schon als Schulkind das einfache und genügsame Leben kennen. Nach der Lehrzeit in der Blumenstockschen Uhrmacherwerkstätte, zog es ihn hinaus in die Ferne und nach längerer Wanderschaft findet er in Wien eine Bleibe. Vieles Neue und Interessante gibt es hier zu sehen und kennen-



Abb. 1: Firmengründer Josef Singer mit Ehefrau Franziska.

zulernen. Als er zum Militärdienst eingezogen wird muss er zu einem Infanterieregiment nach Passau. Seine Absicht, sich danach in Paris und Hamburg umzusehen, konnte er nicht verwirklichen. Der Vater ist krank und ruft den Sohn zur Unterstützung nach Hause. So beginnt er 1893 zunächst mit einer Taschen- und Wanduhren Reparaturwerkstätte im Hause der Eltern. Und nach zwei Jahren reicht ihm der Verdienst schon zur Miete eines Ladens in seinem späteren Haus in der Oberen Straße. Bald erweitert der Tüftler und Technikinteressierte sein Sortiment, widmet sich neben der Reparatur und der Konstruktion von Uhren auch der Optik samt dem Handel und Schleifen von Brillen. Zu dieser Zeit kann man in Villingen Brillen nur bei reisenden Händlern kaufen. Nach fünf erfolgreichen Jahren wagt er den Schritt, das dem Uhrenfabrikanten Adrian Maner gehörende Haus, an der Ecke zum Müns-ter selbst zu kaufen. Mit dem Handel und dem



Abb. 2: „Optische Centrale Singer“ nach dem Umbau in den 1920er Jahren Das Ladengeschäft in der Oberen Straße 15 und die Fabrikation in der Kanzleigasse 2/1.

Reparaturgeschäft ist der junge Meister allein nicht zufrieden; er sinnt nach einer eigenen Fabrikation auf dem Gebiet seines Fachs. Seine ersten eigenen Erzeugnisse sind eine besondere Art von

Nachttischuhren, sogenannte „Nachtlichtuhren“ in Verbindung mit Wecker. Diese Uhren bringen ihm seinen ganz besonderen Spitznamen ein; als „s'Nachtlichte“ ist er allen Villingern bekannt. Dann bringt er die sichtbare Räderuhr, die von zwei halbgebölbten Gläsern eingeschlossenene und mit Bemalung versehene Diaphaniauhr, auf den Markt und der Artikel wird zeitweilig Modegegenstand. Solche Uhren werden der Zugkraft halber auch mit Barometern ausgestattet, und dadurch wird die Selbstanfertigung von Barometern erforderlich. Schließlich führt die Kenntnis der Fabrikation dieses Messinstrumentes dazu, die Maschineneinrichtung ganz auf die Anfertigung von Barometern, Thermometern und Hygrometern einzustellen. Die Gewinnung eines festen Kundenstammes im In- und Ausland und deren Wünsche gibt dann wieder Anlass zur Einbeziehung der Fabrikation von Kompassen und Blutdruckmessgeräten. Während sich die Werkstätte durch den Umbau eines Scheunenanbaus zu einer kleineren Fabrik ausweitet, wird das Anwesen nach der Oberen Straße hin in ein

Photo-Artikel!
für die Amateur-Photographie von
den ersten führenden Firmen
wieder frisch eingetroffen
Agfa, Zeiss-Ikon, Perutz, Hauf-Leonar,
Photo - Bedarfs - Artikel
Platten, Filme, Papiere, Chemikalien etc.
Optisches Spezial-Geschäft
Josef Singer & Söhne
Villingen, Oberstraße 15
Photo-Optik
Ferner entwickeln wir Ihnen auch Ihre
Photo-Aufnahmen schnell, schön
und preiswert in eigener, modern
eingerrichteter Dunkelkammer.

Abb. 3: Anzeige für „Photo-Bedarfsartikel“ bei Josef Singer & Söhne.

Fachgeschäft umgestaltet und neben der Optik werden auch Fotobedarfsartikel eingeführt. Mit dem weltweiten Aufkommen der Amateurfotografie um die Jahrhundertwende stehen auch bei Josef Singer erste Kameras in den Regalen und wenige Jahre später richtet er bereits ein Labor für



Abb. 4: Die Obere Straße in den 1920er Jahren.

Schwarz-Weiß-Fotos ein. Mit zwei heranwachsenden und auf getrenntem Gebiet fachlich ausgebildeten Söhnen teilt sich der Betrieb alsdann in späteren Jahren in den Besitz von Geschäft und Fabrik. Noch bis zu seinem Tod betätigt sich Joseph Singer mit weiteren kleinen Erfindungen an der Werkbank. Nach getaner Arbeit liebt er in Gesellschaft gerne die Rolle eines unterhaltenden Plauderers; die Erzählungen aus den Erlebnissen seiner Wanderjahre sind immer mit Humor gewürzt. Und nebenbei hat er auch musikalisches Talent; mit seiner Geige ist er ein gern gesehener Gast in den Villingen Wirtshäusern.



Abb. 5: Die Einrichtung des Geschäfts in den 1930er Jahren.



Abb. 6: Singer-Fotolabor in den 1930er Jahren.

Die zweite Generation

Seine Söhne Albert und Anton Singer sind mit dem Betrieb aufgewachsen und kurz nach dem ersten Weltkrieg treten diese auch schon in das Geschäft ein, das nun in „Joseph Singer & Söhne“ umbenannt wird. Anton übernimmt die Barometerfabrikation und nachdem zu Beginn der 30er



Abb. 7: Albert Singer sen. (Aufnahme aus den 1950er Jahren).

Jahre der erste Augenarzt in Villingen, Dr. Durst, seine Praxis eröffnet, nimmt Albert die sich bietende Chance wahr, sich auf die Augenoptik zu spezialisieren. Die Sparte Uhren gibt er dabei auf um sich verstärkt auf seine Tätigkeit als Optikermeister zu konzentrieren. Maschinen werden gekauft und Augenoptiker werden eingestellt. Von da an heißt die Firma „Optische Centrale Albert Singer“.



Abb. 8: Albert Singer senior (Feuerwehrkommandant der Motorspritze). in den 1930er Jahren.

Trotz der großen Herausforderung im Geschäftsleben bleibt immer Zeit für seine große Leidenschaft Villingener Feuerwehr, bei der er als Abteilungskommandant der Motorspritze bis Anfang der 1930er Jahre im Einsatz ist. Nachdem Albert mit dem Ausbruch des zweiten Weltkriegs zur Wehrmacht einberufen wird, ruht die gesamte Verantwortung auf den Schultern seiner Frau Maria, und das Geschäft läuft weiter.



Abb. 9: Singer Brillenwerkstatt in den 1930er Jahren.



Abb. 10: Refraktionsraum zum Ausmessen der Augen. Aufnahme aus den 1930er Jahren.

Die dritte Generation

Die Kinder leben im elterlichen Betrieb, und ihr Sohn Albert Singer junior ist von der Augenoptik so begeistert, dass er den Beruf schon beim Vater lernt. In ganz jungen Jahren wird jedoch auch er zum Wehrdienst eingezogen um ein Jahr später als Schwerebeschädigter heimzukehren. Trotz seiner großen Behinderung, tritt er eine Lehre als Augenoptiker an und belegt als Geselle den Studiengang Optik und Fototechnik in Berlin, welchen er 1955 erfolgreich als Optikermeister und später auch als Hörgeräte-Akustik-Meister abschließt und die Familientradition fortsetzt.

Bereits 1956 tritt Albert als Komplementär in die Firma ein und das Warensortiment wird um die Anpassung und den Verkauf von Hörgeräten



Abb. 11: Das Geschäftshaus in der Oberen Straße 15 kurz vor dem Abbruch im Jahre 1960.

erweitert. Ein großer Einschnitt ist der Abriss des aus dem Barock stammenden Gebäudes in der Oberen Straße: Statt es 1960/61 wie geplant zu sanieren, wird wegen verschärfter Vorschriften für Geschäftsräume ein Neubau erforderlich. Während dieser Zeit entsteht die Filiale in der Rietstraße 30. Nach dem Tod seines Vaters übernimmt Albert Singer die alleinige Verantwortung für den Betrieb und gründet drei Jahre später eine Filiale für Augenoptik in Triberg. 1979 werden in der Oberen Straße 17 zusätzlich Geschäftsräume für den Verkauf von Foto- und Hörgeräten angemietet. Albert Singer bleibt auch noch nach der Geschäftsübergabe an seine Tochter für einige Zeit im Betrieb, welcher in den rund sechzig Jahren seiner Tätigkeit zu seinem Lebenswerk wird.

Die vierte Generation

Ganz in der Tradition der Familie, zieht es auch seine Tochter Luitgard schon als Kind in den Laden und vor allem in das Fotolabor wo sie den Laborantinnen beim Vergrößern, Wässern und Schneiden der Bilder zuschauen durfte. Mit dem Siegeszug der Farbfotografie und der industriellen Filmentwicklung geht später zwar das Aus



Abb. 12: Albert Singer (Aufnahme von 2009).

des Labors einher, doch die Begeisterung für Bilder ist ihr geblieben. Sie besucht eine Schule für Werbefotografie und legt schließlich die Prüfung als Fotografenmeisterin ab. Mit Ihrem Mann Thomas Herzog-Singer, der ebenfalls Fotograf



Abb. 13: Thomas Herzog-Singer und Luitgard Singer vor dem Hintergrund einer Aufnahme der Oberen Straße aus den 20er Jahren.

ist, eröffnet Sie 1995 zusätzlich zum bestehenden Ladengeschäft in den oberen Geschäftsräumen das Fotostudio. Bald wird das Geschäft unter „Foto-Singer Inh. Luitgard Singer“ geführt. Der Geschäftsbereich Augenoptik sowie die Hörgeräteakustik wird verpachtet und später verkauft. Luitgard Singer und Thomas Herzog-Singer bauen ihre Räume für Pass-, Bewerbungs- und Porträtbilder sowie Hochzeitsfotografie immer weiter aus und teilen weiterhin die Leidenschaft für ihren Beruf. Der Familienbetrieb, welcher sich in der langen Zeit immer wieder gewandelt hat, feiert im Jahre 2018 sein 125 jähriges Jubiläum und gehört zu den ältesten Geschäften in Villingens Innenstadt.

Das an Veranstaltungen reiche Vereinsjahr 2018 begann im Januar mit einer weiteren Führung mit Herrn Dr. Michael Hütt durch die 3. Kunstaussstellung aus der Sammlung Heinzmann mit Bildern Villingener Maler zu dem Thema: „Der Schatten des Krieges“.

Auf Anregung unseres Beiratsmitglieds Andreas Flöß fand eine Führung im Druckzentrum Südwest statt. Die teilnehmenden Mitglieder zeigten sich beeindruckt vom Druckzentrum auf Herdenen. Sie informierten sich über die Entstehung der Tageszeitung und anderer Druckerzeugnisse. Nach einem Film wurde die Gruppe ins Papierlager, zum Rollenwechsler und zu den Druckmaschinen geführt. Beeindruckend war für sie auch der vollautomatische Versand.



Abb. 1: Die Teilnehmer vor den großen Papierrollen.

Eine interessierte Zuhörerschaft verfolgte aufmerksam den Vortrag von Michael Buhlmann über „Zähringer, Staufer und der obere Neckarraum im hohen Mittelalter“. Er spannte den Bogen vom Schwäbischen Herzogtum vom 10. bis ins 12. Jahrhundert, über Zähringer und Staufer, die im Südwesten aus dem Investitur-

streit erfolgreich hervorgingen, bis zu Baugrafschaften und Herrschaftsbildungen am oberen Neckartal, die nach dem Aussterben von Staufern und Zähringern an Bedeutung gewannen.

Zusätzlich ins Programm aufgenommen wurde ein Vortrag von Ignaz Bender, langjähriger Kanzler der Universität Trier: „Der Weg zu einer besser geordneten Welt.“

Über diesen Titel seines herausgegebenen Buches referierte Ignaz Bender. Eine Reihe internationaler Begegnungen hat ihn dazu veranlasst, darüber nachzudenken, ob man z.B. hinnehmen muss, dass pro Tag 6 Milliarden Euro für Soldaten, Waffen, Witwen und Waisen und Verwundete ausgegeben werden, dass wir zunehmend in einer Gesellschaft leben, in der Terror herrscht, wir Probleme mit Unbildung und Umweltverschmutzung haben, und wir seit 70 Jahren mit dem Alptraum der atomaren Zerstörung leben müssen. Bender zeigte einen Weg auf, wie dies verhindert werden könnte. Er kämpft weltweit für seine Idee und erfährt schon bisher allseits große Zustimmung.



Abb. 2: Ignaz Bender signiert sein Buch.

In einer gut besuchten Jahreshauptversammlung im Hotel Diegner hielt der erste Vorsitzende Werner Echle einen fundierten, auf die wesentlichen Ereignisse beschränkten Rechenschaftsbericht. Der Kassenbericht des Schatzmeisters Hasko Froese, der sich entschuldigt hatte, trug in Vertretung Andreas Flöß vor. Er informierte die Versammlung über die finanziellen Ergebnisse 2017, die zu einem leichten Überschuss führten.

Werner Echle wird 2019 nach vier Jahren nicht mehr zur Wahl antreten, ist aber bereit, im Verein weiterhin mitzuarbeiten. Andreas Flöß stellte sich als 2. Vorsitzender nicht mehr zur Wahl, um sich zukünftig auf seine neue Aufgabe als Gemeinderat zu konzentrieren. Mit dieser Aufgabe wird er auch weiterhin wichtiges Bindeglied zwischen Verein und Gemeinderat bleiben und wurde von der Versammlung in den Beirat gewählt.

Als neuer 2. Vorsitzender wurde Edgar Tritschler in den Vorstand gewählt. Er ist in der Villingener Südstadt aufgewachsen und seit 1978 Mitglied im Verein. Als studierter Wirtschaftswissenschaftler mit Lehrstühlen und Professur in Stuttgart und Karlsruhe hat er Villingen und den Verein nie aus den Augen verloren.



Abb. 3: Der scheidende 2. Vorsitzende Andreas Flöß, der neue 2. Vorsitzende Edgar Tritschler, Vorsitzender Werner Echle und Schriftführerin Helga Echle (v.l.).

Die langjährige Schriftführerin Helga Echle, die eigentlich aufhören wollte, aber sich noch-

mals für zwei Jahre zur Verfügung stellte, um den 2019 neu zu wählenden Vorsitzenden noch ein Jahr im Amt zu unterstützen, wurde einstimmig bestätigt.

Eine gute Resonanz erfuhr die Führung durch die Städtische Galerie.

Frau Ursula Köhler führte gekonnt durch die Ausstellung „Geschenkt – Genommen“ mit Werken namhafter Künstler aus dem städtischen Kunstbesitz.



Abb. 4: Frau Ursula Köhler erläutert die Ausstellungsexponate.

Im März beteiligte sich der GHV am „Aktions- tag Geschichte“ im Franziskanermuseum



Abb. 5: Der Stand des GHV beim Aktionstag Geschichte.

Eine große Anzahl von Mitgliedern, aber auch Gästen, verfolgte den hoch interessanten Vortrag des 2. Vorsitzenden Professor Edgar Tritschler

über „Die Schwarzwälder Handelsgesellschaften – Glas- und Uhrenträger auf dem Handel in fünf Regionen“. Er gab einen Überblick über den Stand seiner langjährigen Forschungsarbeit zu dem Thema.

Von den zahlreichen Glashütten, die schon im Spätmittelalter im Schwarzwald bestanden, gingen vielfältige technisch-wirtschaftliche Errungenschaften und weit verzweigte Handelsbeziehungen aus. In der zeitlich nachfolgenden Phase der Schwarzwälder Uhrenmacherei machten sich die Uhrenhändler diese Handelswege nutzbar. Referent Edgar H. Tritschler ging auf die Produkte und Handelswaren ein, die Zeugnis ablegen von der hohen Kunst der Glasmacherei, wie sie unter anderem aus den Glashütten im Hinterland von Villingen hervorgingen. Besonders wurden die Organisationsprozesse dargestellt, die mit dem fußläufigen Handel von Glas- und Uhrenträgern beginnen und über mehrere logistische Zwischenschritte zu komplexen Handelsorganisationen und zu weit verzweigten internationalen Netzwerken führten.



Abb. 6: Prof. Edgar Tritschler bei seinem Vortrag.

Eine Tagesexkursion nach Stuttgart wurde von Andreas Flöß vorbereitet und geleitet. Dort stand eine Führung auf der Baustelle Stuttgart 21 - Talüberquerung - auf dem Programm. Die Teilneh-

mer erhielten einen Einblick über das Fortschreiten der Arbeiten.



Abb. 7: Beim Bahnprojekt Stuttgart 21.

Außerdem warfen die Besucher einen Blick hinter die Kulissen des Landtages in Stuttgart. Nach einer Führung durch den Landtag stand Karl Rombach (CDU) als Abgeordneter des Wahlkreises Villingen-Schwenningen für ein persönliches Gespräch zur Verfügung. Die Möglichkeit, Fragen zu stellen, wurde rege genutzt. Im Fokus standen aktuelle Themen wie z.B. der Lückenschluss B523/B33.

Wie in den letzten Jahren üblich, stand auch der Besuch einer Sonderausstellung im Franziskanermuseum auf dem Programm. Die Teilnehmer wurden durch die interessante Ausstellung „Kelten, Kalats, Tiguriner“ geführt.

Die Führung von Dr. Michael Hütt durch die 4. Kunstausstellung der Sammlung Heinzmann mit Bildern Villingener Maler war wieder ein voller Erfolg. Sie stand diesmal unter dem Thema: „Villingener Ansichten“.

Im Mai leitete unser Beiratsmitglied Roland Brauner eine Exkursion nach Murten, Fribourg und Bern. Der Titel der Reise „Auf den Spuren der Zähringer – ein Besuch bei Freunden“ war für diese Reise absolut zutreffend. Betreut wurde

die Gruppe durch den ehemaligen Stadtschreiber von Murten, Urs Höchner. In einer dreitägigen Bildungsreise wurden die Villingener in allen drei Städten von Repräsentanten freundschaftlich begrüßt und in die Geschichte und Politik der Städte eingeführt. Murten war die erste Station, Stadtmann Christian Brechbühl hob besonders die sehr guten Beziehungen zwischen den Städten hervor und würdigte die Arbeit des GHV Villingen. In allen Städten wurden die Kenntnisse durch Stadtführungen aufgefrischt und neue Aspekte beleuchtet. Im Mittelpunkt standen dabei die Gemeinsamkeiten der Zähringerstädte. Fazit: Freundschaft lässt sich am besten in geselliger Runde vertiefen, die die Villingener in allen 3 Städten in herzlicher Gastfreundschaft erfuhren.



Abb. 8: Gruppenfoto vor der römischen Siedlung im Aventikum südlich von Murten.

Bereits zum 25. Mal pilgerten Villingener Bürger am Montag nach dem Dreifaltigkeitssonntag auch in diesem Jahr wieder mit dem Segen von Dekan Fischer die rund dreiunddreißig Kilometer auf den Dreifaltigkeitsberg. Die Wallfahrt geht zurück auf das Gelübde der Villingener Bürgerschaft, als im Jahre 1763 eine schwere, verlustreiche Seuche überwunden war. Der Geschichts- und Heimatverein Villingen hat auf Initiative seines Ehrenmitglieds Adolf Schleicher, der die Gruppe bis 2011 führte, die Fußwallfahrt reaktiviert. Im Gottesdienst wurde in besonderem Maß Adolf Schleichers gedacht. Nach dem Tod Schleichers übernahm unser GHV-Mitglied Konrad Flöß, der bisher alle 25 Fußwallfahrten mitmachte, die Führung. Der Ehrenvorsitzende

Günter Rath sprach anlässlich dieses Jubiläums ein Grußwort und überbrachte eine Spende des GHV.

„Villingen und seine Royals“ – auf den Spuren der Habsburger lautete der Titel einer Stadtführung mit unserem Mitglied Frau Ortrud Jörg-Fuchs. Aufgrund der hohen Anmeldezahlen mussten 2 Führungen angeboten werden. Frau Jörg-Fuchs begann ihre interessanten Ausführungen über „berühmte Villingener Habsburger“ beim Franziskanermuseum, führte zu Wissenswertem in der Stadtmitte, über das Alte Rathaus bis zur Zehntscheuer.

Zusätzlich in das Programm aufgenommen wurde eine Veranstaltung:

„100 Jahre Kinogeschichte in Villingen und Schwenningen.“

Bei einer gemeinsamen öffentlichen Veranstaltung mit der historischen Narrozunft Villingen warf Klaus Peter Karger einen Blick auf 100 Jahre Kinogeschichte in Villingen und Schwenningen. Der Journalist und Filmproduzent hat viele interessante Details aus alten Akten ans Tageslicht geholt, so z.B. wo sich 1910 in Villingen der erste „Kinematograph American“ befand, über den ständigen Kampf der frühen Jahre zwischen Ortspolizei und Kinobetreibern, über „Stromdiebstahl“ und Stempelfälschung und den Konkurrenzkampf der Lichtspielhäuser in den „goldenen“ 1950er Jahren. Die rund 80 Besucher erlebten einen informativ-unterhaltsamen Abend mit Bildern und Anekdoten.

Eine große Teilnehmergruppe erlebte mit unserem Beiratsmitglied Gunther Schwarz eine höchst interessante und informative Führung in Baden-Baden beim SWR. Die Einführung und anschließende Führung durch den Fernseh-, Produktions- und Sendebetrieb hinterließ bei den Teilnehmern einen bleibenden Eindruck. Ein Blick hinter die Kulissen zeigte, wo und wie Programm gemacht

wird, welcher technische Aufwand hinter SWR-Produktionen steckt und wie Redaktionen organisiert sind. Es konnten Fernsehstudios und die verschiedenen Werkstätten besichtigt werden. Die Drähte für so erfolgreiche Sendungen wie Tatort oder ARD Buffet laufen hier zusammen. Auch durften die Besucher einen Blick hinter die Kulissen der „Fallers“ werfen und erleben wie und wo die „Wetterkarte“ gesendet wird.

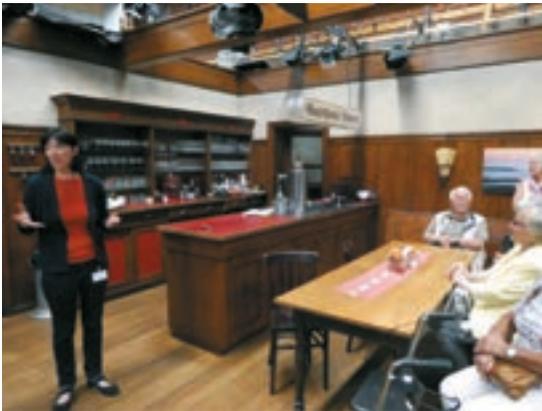


Abb. 9: In den Kulissen der Fernsehserie „Die Fallers“.

Auf der Heimfahrt besuchten die Teilnehmer noch die architektonisch und künstlerisch formvollendete Autobahnkirche St. Christophorus Baden-Baden.

Aufmerksam folgte eine Teilnehmergruppe den Ausführungen von Franz Kleinböling in historischem Gewand unter dem Titel: „Graf Berthold führt durch seine Stadt“, eine Zeitreise von 817



Abb. 10: Erläuterungen von Franz Kleinböling als Graf Berthold.

bis heute durch Villingen. Sie erfuhren, wie sich Villingen seither entwickelt und was sich in der Stadt abgespielt hat. „Graf Berthold“ berichtete von seinen Vorfahren und Nachkommen und zeigte die schönsten Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Ein besonderes Ereignis war die große Jahresexkursion nach Holland. Beiratsmitglied Andreas Flöß plante und leitete die Fahrt hervorragend. Zunächst wurde die Stadt Amsterdam besichtigt, in der die Teilnehmer auch untergebracht waren. Das Rijksmuseum, das niederländische Museum schlechthin, mit seinen etwa 8000 Exponaten, beeindruckte ebenso wie das Schifffahrtsmuseum. Natürlich durfte eine Grachtenfahrt nicht fehlen.



Abb. 11: Grachtenfahrt in Holland.

Es folgte eine Stadtführung in Delft, das zu den ältesten niederländischen Städten gehört. Die Altstadt birgt zahlreiche Sehenswürdigkeiten, die von ihrer Vergangenheit als blühende Handelsstadt im Goldenen Zeitalter zeugen. Selbstverständlich wurde auch eine Keramikfabrik besucht und die Herstellung des „Delfter Blau“ beobachtet.

Eindrucksvoll war eine große dreistündige Hafenrundfahrt in Rotterdam mit allen Sehenswürdigkeiten und unvergesslichen Einblicken in den Welthafen und größten Containerumschlagsplatz in Europa. Danach wurde Kinderdijk besucht, ein kleiner Ort in den Niederlanden, der etwa 15 Kilometer südöstlich von Rotterdam in



Abb. 12: Windmühlen in Kinderdijk.

der Provinz Südholland liegt und bekannt ist für seine Mühlen, die 1997 in die UNESCO-Liste des Welterbes aufgenommen wurden.

Stauenswert war auch der Besuch der „Käsestadt“ Alkmaar mit Besuch des Käsemarktes und des Käsemuseums.

Die erste Exkursion nach den Sommerferien führte im September an Rhein und Mosel. Vorstandsmitglied Hasko Froese hatte die Vorbereitung und Leitung dieser Fahrt übernommen. Mit 40 Teilnehmern ging es zu einer Reise in das Mittelrheingebiet von Bingen bis Koblenz, das als UNESCO-Weltkulturerbe eingestuft wurde. In Bingen wurden Garten und Museum zum Andenken an Hildegard von Bingen besucht, dann mit dem Schiff auf dem Rhein nach Koblenz gefahren. Die Besichtigung der Stadt und der Festung Ehrenbreitstein bestimmte den nächsten Tag. Andernach mit dem weltweit höchsten



Abb. 13: Die Moselschleife bei Bremm.

Kaltwassergeysir und die Benediktiner-Abtei Maria Laach waren Schwerpunkte tags darauf. Dann stand das Moseltal auf dem Programm.

Die Teilnehmer fuhren mit dem Stadtbahnle durch Cochem, sahen in Bremm von oben auf die engste Moselschleife, um dann eine kombinierte Stadt- und Unterweltführung in Traben-Trarbach zu erleben. Zum Abschluss der Reise wurde die größte Klosterruine Deutschlands – der Disibodenberg – besucht, wo die spätere Hildegard von Bingen ihre ersten fast 50 Jahre gelebt hatte. Die Besucher waren beeindruckt von der Atmosphäre dieser Anlage.



Abb. 14: Die Teilnehmer der Rhein-Mosel-Fahrt.

Gemeinsam mit dem Kreisarchiv und dem Freundeskreis Städtische Museen hielt Dr. Niklas Konzen vor einer großen Zuhörerschaft im Franziskaner einen Vortrag über „Berühmt, berüchtigt und in Villingen begraben? Der Raubritter Hans von Rechberg zu Schramberg (1410 – 1464)“.

Ein weiterer Höhepunkt unserer Veranstaltungen war die von Claudia Wildi und Roland Brauner geplante und geleitete Tagesexkursion durch den Schwarzwald. Zunächst gab es im Sägewerk Echtle in Nordrach eine überaus eindrucksvolle Führung durch den Betrieb mit Erklärungen und Vorführungen der in diesem Sägewerk speziellen Holzverarbeitung. Das Geheimnis, was die Schwarzwaldtanne VS mit Japan zu tun hat wurde gelüftet: Im Sägewerk Echtle werden aus Tannen aus VS sogenannte „Totentäfelchen“ für Japan hergestellt.

Anschließend führte der Schwarzwaldbauer und Schwarzwaldexperte Eckard Schmieder in seiner unverwechselbaren Art und Weise durch den Tälerschwarzwald, Grindenschwarzwald und Höfeswarzwald. Mit vielen Anekdoten und Hintergrundwissen brachte er den GHV Mitgliedern die Kultur und Landschaft seiner geliebten Heimat näher. Besonderes Augenmerk legte er darauf, wie sich das Landschaftsbild verändert, wenn die Flächen von den Schwarzwaldbauern nach und nach nicht mehr bewirtschaftet werden.



Abb. 15: In der Natur auf dem „Schliffkopf“.

Der gemütliche Ausklang fand dann auf dem Prinzbachhof von Eckard Schmieder in Fischerbach statt. Nach einer Hofführung wurden die Mitglieder mit hausgemachtem Datschkuchen (Dünnele), hauseigenem Most und dem ein oder anderen Hochprozentigen verwöhnt.



Abb. 16: Herr Schmieder bei der Hofführung im Prinzbachhof.

Im Oktober fand unter der Leitung von Claudia Wildi eine Führung im Deutschen Harmonikamuseum in Trossingen statt. Modern, informativ und interessant wird die Geschichte der Mundharmonikas und Akkordeons in Trossingen präsentiert. Seit 1857 baut die Firma Hohner Mundharmonikas, Akkordeons und Melodicas. Die Teilnehmer waren beeindruckt von den besonderen Attraktionen des Museums, dazu zählen das größte spielbare Knopfakkordeon der Welt, Mundharmonika-Raritäten und Handzuginstrumente vom 19. Jahrhundert bis heute. Der in Villingen aufgewachsene Günther Hauser gab abschließend eine musikalische Kostprobe.

Ebenfalls im Oktober hielt Frau Dr. Annika Stello vor einem interessierten Publikum den Vortrag: Von Mönchen und Büchern „Die Bibliothek der Benediktinerabtei St. Georgen“.

Einen stimmungsvollen Abend bereiteten Michael Kopp und Claudia Wildi den Besuchern bei einer Führung auf dem Alten Schwenninger Friedhof mit Blick zurück auf die Industrie- und Stadtgeschichte. Auch das anschließende Abendessen „Knöpfe i de Brüh“ fand regen Anklang.

Passend zum Gedenken an das Ende des ersten Weltkrieges vor 100 Jahren hielt Herr Dr. Sven von Ungern-Sternberg einen außerordentlichen Vortrag über: „Einhundert Jahre danach – Kriegssopfer und -folgen des Ersten Weltkrieges in Villingen“.

Mit einem festlich ausgerichteten Besinnlichen Abend ging ein an Veranstaltungen reiches Vereinsjahr 2018 zu Ende.

Vorgesehenes Jahresprogramm 2019

Änderungen vorbehalten – Bitte beachten Sie die Ankündigungen in der Tagespresse

JANUAR

09. Januar, 17:00 Uhr, Städt. Galerie
Friedrich-Ebert-Straße 35
Vanessa Charlotte Heitland, Galerieleiterin
Führung durch die Ausstellung:
„REVISITED“ Neue Blicke auf die
städt. Sammlung mit einer Auswahl aus
3.000 Werken.

FEBRUAR

22. Februar, 19:00 Uhr, Fürstenbergsaal
in der Zehntscheuer
Mit den beliebten Fasnachtsakteuren
Gunther Schwarz, Henry Greif, Klaus
Richter u.a.
Kappenabend des GHV
Geschichte und Humor im Verein
Gemeinsam feiern – Heimatliches Liedgut
pflegen – Vergnügter, nährischer Volks-
hochSchulkurs

MÄRZ

13. März, 19:30 Uhr, Hotel Diegner
Jahreshauptversammlung

APRIL

- 05.–14. April, Exkursion nach Kreta
Klaus Weiss
„Kreta – die Wiege Europas“
Exkursion auf die Insel Kreta, auf der
die erste europäische Zivilisation, die
minoische Kultur, entstand.
25. April, Tagesexkursion nach Freiburg
Dr. Gerhard Krieger
Tagesexkursion nach Freiburg
Führung durch das Natur- und Kultur-
denkmal „Alter Friedhof Freiburg“ mit
Zeugnis über Freiburgs Geschichte und
Kunstgeschichte und Besichtigung der
Münsterbauhütte

MAI

06. Mai, 19:30 Uhr, Münsterzentrum
Prof. Dr. h. c. Erwin Teufel
Ministerpräsident a. D.
Vortrag zur bevorstehenden Europawahl:
„Europa vom Kopf auf die Füße stellen.“
Gäste willkommen, Eintritt frei
11. Mai, 14:00 Uhr, Treffpunkt Osianderplatz
Franz Kleinböling
Erste besondere „Stadtführung mit dem
Fahrrad“ im nördlichen Umfeld Villingens
mit spannenden und interessanten
Geschichte(n), leichte Fahrstrecke, ca.
15 km mit abschließender Einkehr,
Teilnehmerzahl begrenzt.
- 23.–26. Mai, Exkursion ins Lahntal
Helga Echle
4-Tagesexkursion „Mittelhessen:
Das Lahntal zwischen Wetzlar und
Limburg und die Bischofsstadt Fulda“.

JUNI

05. Juni, 17:00 Uhr, Franziskanermuseum
Dr. Anita Auer
Führung durch die Sonderausstellung
„Demokratie wagen, Baden 1818–1919“
17. Juni, 01:30 Uhr, Bickensteg/Schneckenbrücke
Konrad Flöß
Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg
28. Juni, 19.00 Uhr, Münsterzentrum
Festakt zum 50. jährigen Jubiläum des
Geschichts- und Heimatvereins Villingen
e.V., Festredner: Ministerpräsident
a.D. Prof. Dr. h.c. Erwin Teufel

JULI

- 17. Juli, 15:00 Uhr, Schwenninger Moos**
Eberhard Härle
Führung durch das Schwenninger Moos.
- 27. Juli, 15:00 Uhr, Franziskanermuseum**
Dr. Anita Auer
Führung durch die 5. Kunstaussstellung aus der Sammlung Heinzmann mit Bildern Villingener Künstler des Expressionismus zum Thema: „Lust und Leidenschaft, Schmerz und Enttäuschung“.

SEPTEMBER

- 05. September, Exkursion nach Meßkirch und Neuhausen ob Eck**
Edgar Tritschler
Tagesexkursion zum Campus Galli in Meßkirch und Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck.
- 18. September, Tagesexkursion nach Ulm**
Helga und Werner Echle
Stadtführung mit Fischerviertel und Münsterführung, evtl. Museumsbesuch.
- 28. September, 16:00 Uhr, Uhrenmuseum Furtwangen**
Besichtigung mit Führung im Deutschen Uhrenmuseum in Furtwangen.

OKTOBER

- 04. Oktober, Exkursion nach Rottweil**
Karl-Heinz Weisser
Tagesexkursion nach Rottweil mit Besichtigung des Thyssenturmes und Stadt-, bzw. Münsterführung.
- 18. Oktober, 19.00 Uhr am Riettor**
Gunther Schwarz und Ensemble
„Des Wächters Runde“
Stadtführungstheater mit geschichtlichen Hintergründen über Villingen im 16. Jahrhundert, max. 70 Teilnehmer.

- 24. Oktober, 19:00 Uhr, Neue Tonhalle**
Podiumsdiskussion zum Thema „Heimat“
Öffentliche Gemeinschaftsveranstaltung mit Südkurier und Sparkasse Schwarzwald-Baar
mit Landtagspräsidentin Muthere Aras, Prof. Dr. Werner Mezger, Chefredakteur Stefan Lutz (Südkurier), Günter Rath (GHV).

NOVEMBER

- 05. November, 18:30 Uhr, Münster**
Dekan Josef Fischer
Gedenkgottesdienst für die verstorbenen Mitglieder im Münster.
- 06. November, 19:30 Uhr, Münsterzentrum**
Wolfgang Stetter, Erzbischöfl. Archivdirektor
Vortrag : „Hierarchiewechsel zwischen der Altstadtkirche und dem Münster in Villingen“,
Gäste willkommen, Eintritt frei.
- 21. November, 19:30 Uhr, Münsterzentrum**
Michael Buhlmann
Vortrag: „Sebastian Münster– Der wilde Mann von Villingen“
Gäste willkommen, Eintritt frei
- 24. November, Evangelische Kirchen**
Totensonntag: Gedenkgottesdienste für die verstorbenen Mitglieder.

DEZEMBER

- 06. Dezember, 18:00 Uhr, Hotel Diegner**
Besinnlicher Abend im Advent.

Stammtisch in der Zehntscheuer

Jeden 1. Freitag im Monat, um 19:00 Uhr

Evtl. Änderungen entnehmen Sie bitte aus den Hinweisen in der Tagespresse, den aktuellen Rundschreiben oder dem Internet unter: www.ghv-villingen.de

Die Autoren

Dr. Anita Auer M.A., geboren 1961 in Säckingen, studierte Kunstgeschichte und Germanistik in Heidelberg und Stuttgart. Magisterarbeit über klassizistische Damenmode in Baden und Württemberg. Dissertation über einen Modeschöpfer des 20. Jahrhunderts. Verschiedene Werkverträge am Württembergischen Landesmuseum Stuttgart und am Ulmer Museum. Seit 1991 wissenschaftliche Mitarbeit am Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen. Seit 2000 Museumsleitung gemeinsam mit Dr. Michael Hütt.

Wolfgang Bräun, gebürtiger VLer, Jahrgang 1948/49; Diplom-Volkswirt (Uni FR 1973), OStR a.D. seit 2013, 40 Jahre Fachlehrer für BWL, VWL und ReWe an den Kaufm. Schulen I in der Südstadt; Lektor & Korrektor; freier MA der Lokalpresse, Hobby-Historiker mit zahlreichen Veröffentlichungen zur populären Stadtgeschichte, Küchen-Lyriker (www.gereimtheiten.de) eigener Lyrikband in 2014 „Gereimt & Verdichtet“ (Engelsdorfer Verlag), Blogger (iposs.de und trupoli.com).

Dr. Annemarie Conradt-Mach, 1947 in Stuttgart geboren, 1966–1972 Studium der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und der Germanistik in Erlangen-Nürnberg und Freiburg, 1972–2003 Lehrerin an beruflichen Schulen. 1999 Promotion zum Dr. phil. in Freiburg, 2002–2013 Schulleiterin der Staatlichen Feintechnikerschule in Villingen-Schwenningen. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Themen der lokalen Industrie- und Sozialgeschichte.

Dr. Folkhard Cremer hat Kunstgeschichte, Geschichte und Literaturwissenschaften in Marburg und Wien studiert. Er wurde 1993 mit einer Arbeit über die ehemalige Wallfahrtskirche

von Bad Wilsnack (Brandenburg) promoviert. Danach war er an verschiedenen Landesdenkmälern tätig. Von den unterschiedlichen Projekten in der Inventarisierung von Kulturdenkmälern hervorzuheben ist seine langjährige Tätigkeit als Hauptbearbeiter der Neubearbeitungen der Bände des Dehio-Handbuchs der deutschen Kulturdenkmäler für Sachsen-Anhalt und Hessen. Seit gut drei Jahren ist Cremer im Referat 26 (Denkmalpflege) des Regierungspresidiums Freiburg als Inventarisator für die Kreise Schwarzwald-Baar, Emmendingen und Tuttlingen zuständig.

Helga Echle, geboren 1944, geprüfte Sekretärin BDS, von 1974 bis 2004 Mitarbeiterin im Evang. Dekanat Villingen, seit 2010 Schriftführerin im GHV.

Werner Echle, geboren 1944 in Villingen, Verwaltungswirt FH, 48 Jahre bei der Stadt Villingen-Schwenningen beschäftigt, zuletzt Stadtkämmerer und Leiter des Amtes für Haupt- und Finanzverwaltung. Im Ruhestand seit 2008. 1. Vorsitzender des GHV, ehem. Geschäftsführer des Spitalfonds Villingen und der Bürgerstiftung Villingen-Schwenningen.

Dr. Hans-Georg Enzenroß, geboren 1942 in Konstanz, Schule und Abitur in Villingen, Medizinstudium in Freiburg. Langjähriger Leitender Oberarzt der Chirurgischen Klinik am hiesigen Klinikum. Beiratsmitglied im GHV.

Peter Graßmann, geboren 1987 in Heilbronn, studierte in Heidelberg Europäische und Ostasiatische Kunstgeschichte und arbeitet seit 2013 für die Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, seit 2017 als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Franziskanermuseum.

Claudia Güntert, geborene Eberwein, *1967 in Schwenningen a. N.; verheiratet, zwei Kinder; nach St. Ursula Pro-Gymnasium und Klasse 11 am Romäusgymnasium duale Lehre zur Drogistin mit kaufmännischer Schule in Villingen; seit 2005 selbständige Kosmetikerin, („Spécialiste de beauté“ und „Sugaring-Expertin“); Hobby: Garten und Umwelt, Familie, Ahnenforschung.

Thomas Herzog-Singer, Fotograf, geboren 1961 in Villingen, ist Autor zahlreicher Audio-Vision Produktionen und Dokumentationen, darunter die Show „Civitas Villingen“, die anlässlich der 1000 Jahr-Feier hergestellt wurde.

Ingeborg Kottmann, M.A. Jahrgang 1953. Studium der Geschichte, Germanistik und Kunstgeschichte, beschäftigt im Amt Stadtarchiv und Dokumentenmanagement, Leiterin des Heimatmuseums und bis 2018 Geschäftsführerin im Uhrenindustriemuseum. Mitglied im Schwenninger Heimatverein und im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

Robert Meister, 1934 in Radolfzell am Bodensee geboren und aufgewachsen. Mit 15 eine Lehre als Mechaniker angetreten. Nach Stationen in Stuttgart und Düsseldorf in Villingen in der Abteilung Kundendienst der Firma Kienzle Apparate gelandet. Mitgewachsen. Wurzeln geschlagen. Mit einer Villingerin seit 58 Jahren glücklich verheiratet. Drei Töchter mit Partnern, drei Enkel und ein Dutzend guter Freunde bilden den Mittelpunkt unseres Lebens.

Prof. Dr. Werner Mezger, Jahrgang 1951, Germanist und Volkskundler. Studium und Promotion an der Universität Tübingen, Habilitation an der Universität Freiburg. Direktor des dortigen Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE Freiburg).

Kurt Müller, geboren 1937 in Kehl, Schulzeit und Jugendjahre in Villingen. Nach dem Studium der Theologie 1963–1980 als Vikar und Pfarrer in verschiedenen Pfarreien der Erzdiözese

Freiburg tätig. Seit 1981 Münsterpfarrer in Villingen, Dekan des Dekanats Villingen. Mitglied des GHV und seit 1987 im Vorstand.

Günter Rath, Jahrgang 1948, Studium der Anglistik, Geschichte und Politik, Lehrer am Wirtschaftsgymnasium, 1991–1996 Referent im Staatsministerium, von 1997–2001 im Kultusministerium von Baden-Württemberg. Seit Februar 2001 Direktor der Landesakademie für Fortbildung und Personalentwicklung an Schulen, Donaueschingen. 1991–1992 Zweiter Vorsitzender, seit 1992 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Dr. Thomas Schnabel, Jahrgang 1952, leitet seit 1989 das Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart; studierte Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaften, wurde zum Thema „Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 – 1945/46“ promoviert; Lehrbeauftragter an der Universität Heidelberg.

Ute Schulze M.A., geboren 1963 in Dortmund, nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte sowie Politikwissenschaft Ausbildung zur Diplomarchivarin (FH). Seit 1992 im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Mitglied im GHV.

Michael Tocha, bis 2012 Lehrer am Gymnasium am Hoptbühl Villingen und Fachberater des Regierungspräsidiums Freiburg für Geschichte. Beirat im Geschichts- und Heimatverein.

Klaus Weiss, Gründer von albaTours Reisen-GmbH, Majoranweg 5, 70619 Stuttgart.
<https://www.albatours.de>

Alfons Weißer, geboren 1935 in Villingen, Abitur 1954 am Gymnasium am Romäusring, Theologiestudium, seit 1961 Priester (Vikar, Pfarrer, 1982–2005 auf der Reichenau, seit 2005 Pfarrer i.R. in Villingen (Betreutes Wohnen St. Lioba). Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen.



Werden Sie Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.



Sie unterstützen damit unsere Arbeit, die Geschichte und Traditionen unserer Stadt zu bewahren und immer wieder neu zu beleben.

Unsere Mitglieder erhalten das Jahresheft „Villingen im Wandel der Zeit“ als Treueprämie gratis ins Haus gebracht.

Auskunft und Anmeldung in der Geschäftsstelle, Kanzleigasse 30 in 78050 Villingen (Telefon 0 77 21 / 40 70 999, Telefax 0 77 21 / 40 70 998, info@ghv-villingen.de) oder bei einem der Vorstands- oder Beiratsmitglieder (siehe Impressum Seite 3).

Homepage: www.ghv-villingen.de

Bestandsliste der noch erhältlichen Jahreshefte

Die Hefte können zum Preis von 2 € während der Öffnungszeiten in der Geschäftsstelle in der Kanzleigasse 30 erworben werden.

Jahresheft

1977	1978/79	2002	2004
1986/87	1987/88	2005	2006
1988/89	1990/91	2007	2008
1991/92	1992/93	2009	2011
1993/94	1995/96	2012	2014
1996/97	1997/98	2015	2016
1999/2000	2001	2017	

Bei dem Jahresheft 1990/91 handelt es sich um das Buch „Das Leben im alten Villingen. Alte Ratsprotokolle erzählen, 1830 – 1930“ bearbeitet von Dr. Ulrich Rodenwaldt. 370 Seiten. Stückpreis 8 €. Außerdem ist das aktuelle Jahresheft

2018 zum Preis von 15 € sowie das Buch „Große und kleine Gotteshäuser“ von Altdekan Kurt Müller zum Preis von 5 € und der Wanderführer zum Geschichts- und Naturlehrpfad zum Preis von 2 € in der Geschäftsstelle erhältlich.

Schwarzwälder Genusswerkstatt GmbH
Bärenplatz 12 | 78112 St. Georgen

Schwarzwälder
GENUSS
WERK
STATT
St. Georgen

☎ 0 77 24 / 91 88 81

www.schwarzwaelder-genusswerkstatt.com



Auch 2019
unterstützen wir den
Geschichts- und
Heimatverein



Genießen Sie Ihren Garten — wir kümmern uns um den Rest.



In seinen besten Jahren hat man sich Entspannung verdient. Ein Traum, der im eigenen Grün Wirklichkeit wird. Der Garten ist ein Jungbrunnen, ein Ort, an dem man mehr Ruhe und Glück findet als auf den meisten exotischen Reisen. Ein pflegeleichter Garten schafft ganzheitliches Wohlbefinden und innere Balance. Wir Landschaftsgärtner liefern Ihnen Ideen für Gärten mit hohem Komfort. Wir übernehmen die Ausführung und Pflege zu einem exzellenten Preis-Leistungs-Verhältnis. Achten Sie auf unser Zeichen.



Ihr Experte für Garten und Landschaft



Bertholdshöfe 3 | 78052 Villingen-Schwenningen
Fon 0 77 21-2 54 76 | Fax 0 77 21-36 13
info@wildergarten.de | www.wildergarten.de

Gerne unterbreiten wir Ihnen kostenlos und unverbindlich Ihr persönliches Angebot!



LUSCHIN
REISEN

Luschin Reisen GmbH
Huberstr. 32
78073 Bad Dürkheim
Tel: 0 77 26 / 92 25 0
Fax: 0 77 26 / 92 25 25
info@luschin.de

Ihr Partner für:

**Mehrtagesfahrten
Tagesfahrten
Halbtagesfahrten
Klassenfahrten
Betriebsausflüge
Jahrgangsausflüge
Vereinsausflüge**



architekten
flöB

ENTWURF | PLANUNG | BAULEITUNG | ALTBAUSANIERUNG | WERTGUTACHTEN
flöB architekten | Rathausgasse 2 | 78050 VS-Villingen | Tel. 07721.99 84 994 | www.floessarchitekten.de

Das Buch für alle!

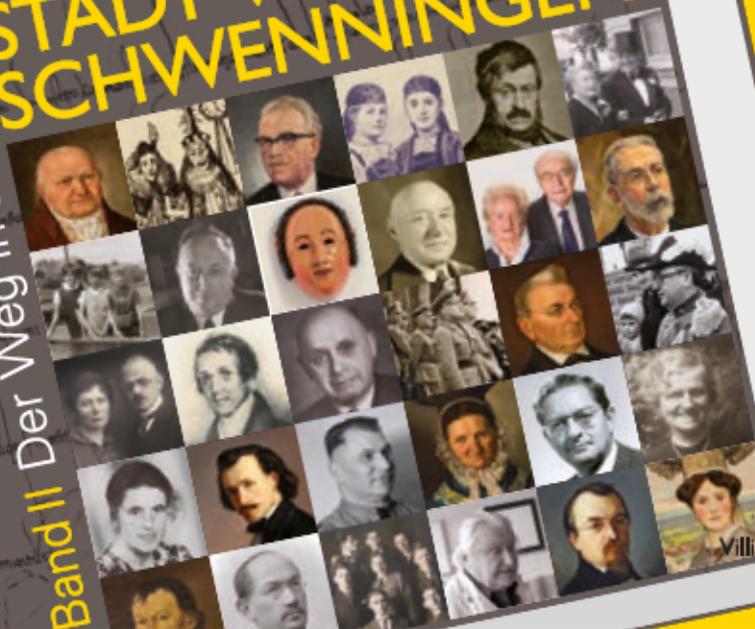
736 Seiten –
660 Abbildungen

erhältlich bei den
Bürgerservice-
zentren und
im Buchhandel

34,50 Euro

Band II Der Weg in die Moderne

GESCHICHTE DER STADT VILLINGEN- SCHWENNINGEN

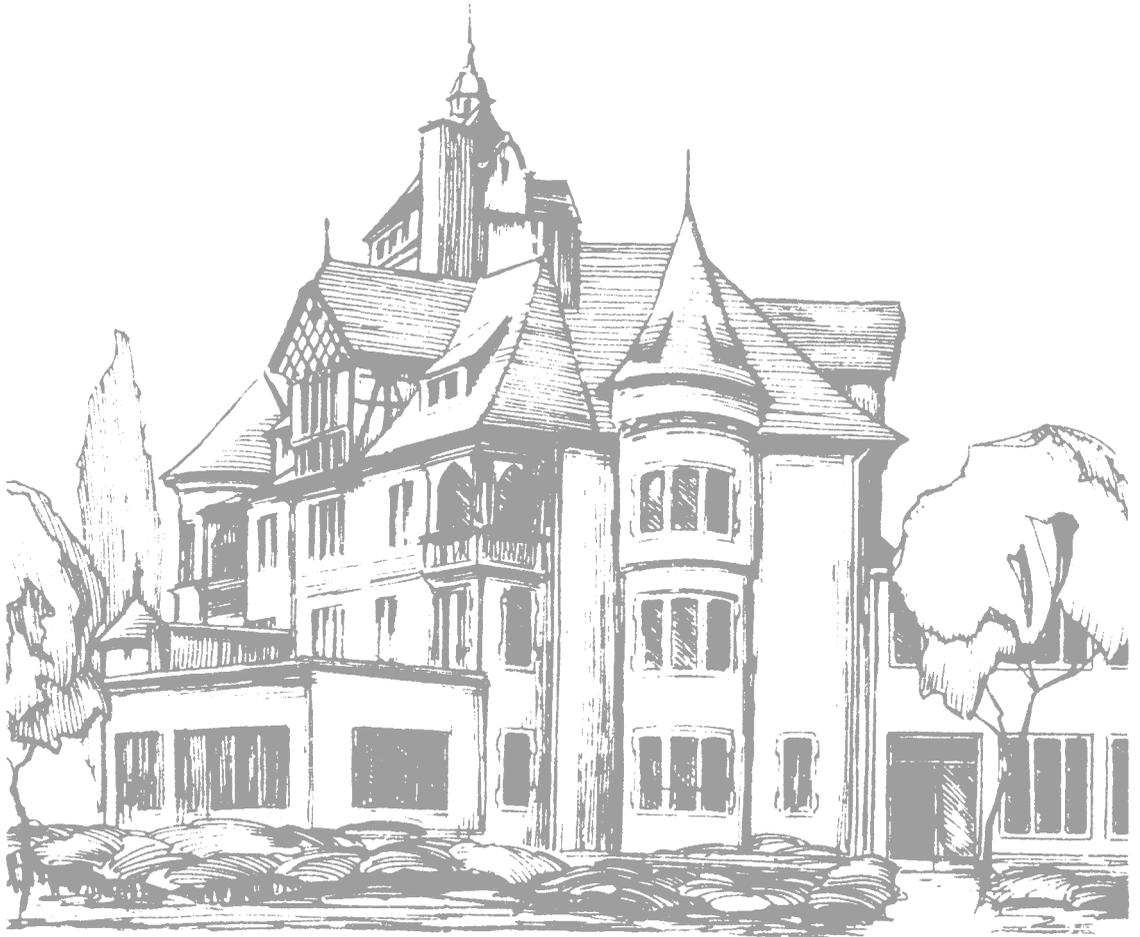


Villingen-Schwenningen

STADTARCHIV



Seit über 65 Jahren



**IHR
PARTNER
FÜR
GUTEN
DRUCK**



LEUTE. **IHR** DRUCKPARTNER

DRUCKEREI LEUTE GMBH
WEHRSTRASSE 3
78050 VS-VILLINGEN
TEL. 0 77 21 / 84 56 - 0
FAX 0 77 21 / 5 68 60
INFO@DRUCKEREI-LEUTE.DE
WWW.DRUCKEREI-LEUTE.DE



Hier daheim.



spk-swb.de

**Wir fördern Kunst und
Kultur mit zahlreichen
Projekten in unserer
Region.**

Wenn's um Geld geht

 **Sparkasse
Schwarzwald-Baar**